

Gubitz



# Gesammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

# Wirklichkeit und Phantasie.

## Gesammelte Erzählungen

von

F. W. Gubitz.

In buntem Wechsel.
Dorfgeschichten.
Sagen und Mährchen.
Nach Chroniken und Handschriften.

Erster Band.

Berlin. 1860.
Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)



# Vorbemerkung.

Wie es bei meinen so eben erschienenen Gedichten geschehen, so sammle ich hier Erzählungen, die ich während eines Halbjahrhunderts schrieb und sie mit dem wahren oder angenommenen Namen unterzeichnete.

Im folgenden Bande werden dieselben Abtheilungen beibehalten, denn für jede ist noch viel Stoff vorhanden, auch wird eine neue Abtheilung hinzukommen.

Später, wenn mir dazu Zeit gegönnt ist, ordne ich die „Vermischten Schriften", neben der Aufzeichnung meiner Erlebnisse, wozu ich jede freie Stunde benutze.

Mögen meine schriftstellerischen Gaben von den Landsleuten in freundlicher Theilnahme empfangen werden!

Berlin, im Mai 1860. Gz.

# Inhalt.

Seite

## In buntem Wechsel.



## Dorfgeschichten.

Seite

## Sagen und Mährchen.



## Nach Chroniken und Handschriften.

# In buntem Wechsel.

## Erste Abtheilung.

# Die Prophezeiungen.

Im Saale des Schlosses Yguala saß Florestan de Gonets mit Alphonse, der Hausfrau, seinen beiden Kindern und dem Caplan nach dem Abend-Imbiß traulich beisammen. Das Schloß, an einem der sanften Abhänge in den Pyrenäen erbaut, ward immer selten besucht, und jetzt, da der Spätherbst mit seinen Stürmen und Regenschauern ringsum die Herrschaft übte, waren die Bewohner beinahe gänzlich auf ihre eigene Unterhaltung beschränkt. Sie vermißten jedoch eigentlich die lautere Welt nicht, da mancher Zwiespalt, den sie im Getriebe der Menschen an sich selbst erfahren, ihnen die herzliche Heimlichkeit lieb machte, in der sie lebten. Zuweilen kam dann auch ein Wanderer des Weges; gern nahm der gastfreundliche Florestan ihn auf und fand seinen

Dank in der Kunde, die er über die Vorfälle jener friedlosen Zeit erhielt, in welcher Frankreichs Ludwig der Siebente eine zwar oft unterbrochene, aber dennoch endlose Fehde mit den Engländern zu kämpfen hatte. Und obwohl Florestan im Drange seltsamer Begebenheiten von seinem Vaterlande Frankreich scheiden mußte, dennoch war es in der Abgeschiedenheit das Kleinod seiner Erinnerungen.

Auch jetzt der entschwundenen Tage gedenkend, wo er unter den Fahnen der Landsleute sich Ruhm erwarb, saß er am Kamin neben Alphonse; ihre Hand ruhte in der seinen, und während dem Erzählen that er noch zuweilen einen Zug aus dem ihm zur Seite stehenden Becher, oder unterbrach sich selbst, indem er seinen Knaben Balduin und Raymund einige nähere Umstände angab zu den Chroniken der mütterlichen Ahnen, die in Pergament-Heften, mit Bildnissen der alten spanischen Ritter, vor dem Caplan Hieronymus lagen und womit dieser die wißbegierigen Knaben unterhielt.

Dieses Bild des häuslichen Friedens ward plötzlich lebendiger durch den in dieser Gegend so seltenen Gruß eines Lauthorns, dessen Erwie-

derung von dem Wartthurme des Schlosses schnell erfolgte. Bald trat ein Page in den Saal, meldend, eine Dame mit zweien Begleitern und ihrer Dienerschaft bitte um Aufnahme, indem die Nacht ihre weitere Reise verhindere. Florestan gebot schleunigen Einlaß und freute sich des Getöses, welches hierauf vom Schloßhof erschallte. Das Wiehern und Stampfen der Rosse, das Geklingel der Maulthiere, dazwischen Gruß und Anrufen in französischer, englischer und spanischer Mundart unterbrach angenehm die Oede des Orts, und er sah in Gedanken schon aus dem Abenteuer neue Mittel entstehen, die Einförmigkeit der Unterhaltung zu verscheuchen.

Während nun Florestan's Hausgesinde noch im Hofe beschäftigt war, für die Dienerschaft und das Gepäck der Angekommenen die nöthigen Gemächer zu bestimmen und zu ordnen, geleitete der Castellan des Schlosses, um für sich die nöthigen Befehle zu vernehmen, die Gäste zu seinem Gebieter. Es trat voran eine Dame, dem Anschein nach in dem Alter zwischen Vierzig und Funfzig, in den Saal; eine erhabene Gestalt, die auf den ersten Blick die Merkmale eines hohen Standes erkennen ließ in der zwar zuvorkommenden, aber

auch Ehrerbietung fordernden Verbeugung, welche mehr eine Anforderung zum Gruße genannt werden mußte, als ein Ausdruck des Grußes selbst. In dem Antlitz, dessen Frische und zarte Farben, durch ein feuriges und unruhiges Auge noch erhöht, das hier und da verbleichende Haar fast der Lüge zeihen wollten, schwebte ein Lächeln, dem es bei aller Freundlichkeit doch an Milde gebrach. Der schwarze Schleier schien fast gewaltsam zurückgeschlagen, damit er vor Allem ein Diadem nicht verdecke, hinter welchem er mit einer Nadel, deren Kopf das Bild der heiligen Jungfrau erkennen ließ, befestigt war. Das Diadem selbst, voll großer werthvoller Steine, nach der mangelhaften Kunstfähigkeit jener Zeit noch unbeholfen in schwere Fassung mühsam eingefugt, war sichtlich minder Zierde als Last, aber dennoch dem Wesen der Dame unentbehrlich. Ihr übriger Anzug, ein Reisekleid, dessen Schleppe ihren Geleitern die Entfernung, in der sie sich hielten, gleichsam als Gesetz bezeichnete, schien die dunkle Farbe durchaus abwehren zu wollen, indem oberhalb Perlenschnüre und goldene Ketten, dann der gold- und farbenreich durchwirkte Gürtel, so wie die Stickereien, die an dem offenen Kleide herab sich

ringsum in die Schleppe zogen, von deren Falten unterbrochen sie sich wiederfanden und verloren, dem Ganzen eine Jugendlichkeit aufdrängten.

Nach der höfischen Verneigung gab sich die Dame als Eleonora von Guienne, vormals Königin von Frankreich, zu erkennen: sie heischte nur Obdach für eine Nacht, da ein Gelübde sie ohne Säumniß gen Leon rufe, und sie wegen der durch herbstliches Wetter verkürzten Tagereise nicht habe die nächste Stadt erreichen können. Florestan pries sich glücklich, einen so vornehmen Gast bei sich beherbergen zu dürfen, und ertheilte die erforderlichen Befehle, so daß der Castellan bald alle übrigen Diener des Schlosses beschäftigte, um für Bewirthung und nachherige Ruhe der Fremden zu sorgen.

Während nun das Feuer im Kamin von Neuem aufloderte und die Tafel mit den massiven silbernen Gefäßen, mancherlei edlen Rebensaft enthaltend, geschmückt wurde, machte Eleonora ihre Begleiter namhaft. Der Eine war Roger de Quercy, Hausmarschall Ludwig des Siebenten, eine ausgetrocknete ernsthafte Menschengestalt, die mit dem lilienbesäeten bunten Hof-Costüm ver-

wachsen zu seyn schien; denn selbst auf dieser Reise hatte er nur einen weiten Mantel darüber geworfen. Nachdem er ihn abgelegt, blieb er mit der Wichtigkeit, die so leicht zu behaupten ist, wenn eben keine Versuchung zu fürchten, hinter Eleonora's Sessel, der zum Kamin gerückt war, in vorgebeugter Stellung stehen. Die linke Hand lag leicht am Degen, die rechte, die das federreiche Barett hielt, hatte er in die Seite gestemmt, und in dieser wohlberechneten Haltung störte ihn nur zuweilen eine abwehrende tiefere Verbeugung auf die Mahnung Florestan's, daß er sich ebenfalls eines Sessels bedienen möchte, wobei die Gehänge seiner Orden allein einen Laut von sich gaben, indem sie, bei dem Zurückbeugen in die feste Stellung, klappernd zusammentrafen. Unter diesen Orden zeichneten sich besonders aus die der Bisamkatze *) und des Hahnes und Hundes **), die mit ihren Ketten und schweren Rosen und Hirschköpfen das Uebergewicht, welches sein Körper nach oben bekam, auf natürliche Weise zu

*) Ordo felis Zibethi (im Französischen: de la Genette), angeblich von Karl Martell im Anfange des achten Jahrhunderts gestiftet.

**) Ordo a Gallo et Cane, dessen Ursprung im elften Jahrhundert zu suchen ist.

rechtfertigen schienen. Der andere Begleiter Eleonora's war der englische Ritter Eduard Fitz-Urse, ein junger Mann, gewaffnet von der Ferse bis zum Wirbel, jetzt aber schon des Blech-Hauptes ledig, indem er es abgelegt und neben dem zuvorkommenden Hausherrn Platz genommen. Alphonse, die Hausfrau, gab unterdeß ihren Knaben den Nachtgruß, und kehrte dann mit dem ehrwürdigen Caplan Hieronymus zurück, ebenfalls ihr bescheiden Plätzchen am Kamin einnehmend, während Jener die Pergamentrollen wieder ordnete, jedoch zuweilen spähenden Blickes auf die neue Umgebung sah.

Weil nun Florestan's Kenntniß von höfischer Schicklichkeit ihm nicht erlaubte, selbst ein Gespräch zu eröffnen, so war es ihm eben recht, daß Eduard Fitz-Urse kecklich von den neuesten Händeln sprach, und es selbst nicht verhehlte, daß er ein Verwandter jenes Reginald Fitz-Urse sey, der Mittheilnehmer geworden an dem gewaltsamen Tode des Erzbischofs Becket, dieses unheiligen Heiliggesprochenen, wie er sich ausdrückte, ob welcher Rede indeß Eleonora still ein Kreuz schlug, wenn auch die noch nicht in's Leben gerufene Inquisition derzeit selbst Spanien

nicht so gefährlich machte für die freie Rede, als es später der Fall war.

„Laßt die Hingeschiedenen ruhen, Herr Ritter!" begann sie mit einem Tone, der gleich viel Befehl als Bitte enthielt. „Sprechen wir lieber von unserm Geschäft in Spanien und benutzen die Bekanntschaft unsres Wirthes, um vielleicht einige Spur zu erhalten."

„Hoho! erhabene Frau!" entgegnete mit Lächeln Eduard; „Ihr verlaßt Euch ja so gewiß auf die Ahnungen und Prophezeiungen, von denen Ihr so oft spracht; Ihr waret dessen so gewiß, daß irgend ein höherer Geist Euch an's Ziel führen werde, und da dürft Ihr, wollt Ihr mich anders, wie Ihr geäußert, zum Gläubigen machen, Euch nicht so gewöhnlicher Mittel bedienen, als zum Beispiel Erkundigungen sind. Setzt Ihr meinen Glauben auf die Probe, so werdet Ihr mir ein Gleiches vergönnen mit Euren gehegten Verkündigungen."

Eleonora schwieg nachdenkend, vielleicht auch, weil sie dem dreisten englischen Ritter, der, im Feldlager aufgewachsen, keine Zeit gehabt, mit den Regeln der Etikette sein Gedächtniß zu beschweren, nicht Anlaß zu noch kühneren Reden ge-

ben wollte; Florestan aber, um das Gespräch nicht wieder enden zu lassen, wandte sich zu Eduard mit der Frage: „Ihr gebt demnach wenig auf Prophezeiungen?"

„Gar nichts, wenn Ihr erlaubt!" entgegnete Jener. „Ich hätte", sprach Florestan weiter, „aus meinem eigenen Leben wohl etwas zu berichten, das Euch vielleicht andern Sinnes machte, wenn mein erlauchter Gast die Erzählung gestattet!"

Eleonora neigte gütigen Blicks das Haupt, Eduard lächelte fast spöttisch vor sich hin, der Hausmarschall de Quercy aber trat neugierig um einen halben Schritt vor, so daß jetzt der linke Fuß dienstbereit auf der Spitze stand, wie vorhin der rechte, und Florestan begann nun:

„Ohne meine Eltern je gekannt zu haben, ward ich auf einem Edelhofe der fruchtbaren Touraine bei einer Verwandten, die mich an Kindesstatt angenommen, erzogen. Diese Frau, von der ich noch heut nicht sagen kann, ob sie jemals vermählt gewesen, hatte, bei beschränktem Geist, einen regsamen Sinn für alles Wunderbare, zu welchem besonders auch ihre Leichtgläubigkeit gezählt werden muß. Ihr ganzes Treiben war ein stetes Ahnen und Vorhersagen, ihr Haus

eine Herberge für Astrologen und Chiromanten. Alles Zigeuner-Gesindel der Art wurde nirgends so vornehm behandelt als bei uns. Mein Lehrer war ein italienischer Astrolog, der immer an Constellationen rechnete, mein Diener ein Maure, der meiner Verwandten und mir das Prognosticon stellte und die besondere Anweisung hatte, dafür zu sorgen, daß die Milchlinie und der Liebesgürtel *) in meiner Hand möglichst vertilgt würden. Aus diesem Auftrage möchte sich vielleicht abnehmen lassen, daß meine Pflegemutter in der Liebe betrogen worden war, weil sie mich vor allem Trug in dem Reiche der Venus gesichert wissen wollte. Meine Knabenjahre wurden gar sehr belästigt von diesen Mystificationen. Wenn die Sonne aufging, stand ich auf dem Hofe, um melden zu können, welcher Vogel zuerst vorüber geflogen, woher er gekommen und wohin er seinen Flug gerichtet. Am Tage mit cabbalistischen Manuscripten gequält, fand mich oft noch die Mitternacht bei der Sternenguckerei; daneben mußte ich mich an jedem hohen Festtage von einem Priester durchräuchern lassen, damit der

*) Zwei wichtige Linien in der Wahrsagekunst aus der Hand.

Teufel nicht in mich fahre, und wenn irgend ein Wahrsager in die Nähe unsres Wohnsitzes kam, so war ich Derjenige, der an der Hand des Mauren ihn besuchen oder zu uns einladen mußte. Bei diesem allzu großen Glauben der Andern wollte der meinige durchaus nicht gedeihen, und als ich nun gar anfing, einen Propheten gegen den andern zu hetzen, sie irre zu führen und durch allerlei falsche Zuträgereien auch falsche, sich widersprechende Verkündigungen zu veranlassen, da wurden Constellation und Prognosticon für mich immer schlechter, und ich spürte deren Richtigkeit wenigstens oft genug durch den Zorn meiner Pflegemutter, deren Voraussagungen über mein künftiges Leben ein mit jedem Tage vermehrtes Schreckens-Register wurden, zu dessen Bewahrheitung sie zugleich eifrigst bemüht war.

Mir zum Troste trieb ich es so arg, daß sie mich los seyn wollte, wobei ihr zuerst das Kloster einfiel; denn nach ihren Ausdrücken, die sie gewöhnlich vor sich hinmurmelte, als knüpften sich dergleichen Reden an alte Erinnerungen, war ich so voll sündigen Bluts und Erbsünde, daß mir außerhalb der klösterlichen Mauern die Hölle gewiß

überall ein gutes Stück Weges entgegenkommen würde.

Wie ich nun an der Hand des Astrologen, hinter meiner Pflegemutter, sehr unwirsch zu dem nahen Kloster schritt, dessen Abt Blasius sie und ihr Haus in Schutz genommen, flog krächzend ein Rabe zur Rechten über uns, und indem sie bedenklich sich umwandte, stieß sie unsanft mit dem Astrologen zusammen, ob welchem schwarzen Doppel-Zeichen sie sich entsetzte und augenblicklich zurückkehrte, eine günstigere Stunde zu erharren.

Weil ich nun gar wohl wußte, daß sie sich mit Gebet rüsten und dann die cabbalistischen Manuscripte befragen würde, so eilte ich ihr diesmal zuvor, um zu versuchen, ob ich mein Schicksal vielleicht selbst bestimmen könnte. Ich suchte nämlich ein Sprüchlein, das meinen Wunsch, ein Kriegsmann zu werden, unterstützen könnte, und fand endlich die Worte: „Ein weiß Roß sah ich und der darauf hielt einen Bogen und ihm ward verliehen die Krone und zog aus zu überwinden.“ *) Und ich bog darauf den Band des Manuscriptes vielmals, bis ich glauben durfte,

*) Worte aus der Apokalypse.

er werde sich nun so aufschlagen, daß jenes Sprüchlein meiner Pflegemutter zuerst vor die Augen käme. Auch mag meine List gelungen seyn, denn noch am Abend desselbigen Tages erfuhr ich: meine Pflegemutter erkenne, wie alle Zeichen darauf hindeuteten, ich solle mit dem Schwerte mein Heil versuchen, und sie habe einen Boten nach der Bretagne gesendet, wo derzeit die berühmteste Wahrsagerin hausete, damit sie über meine Zukunft befragt werde und hoffentlich jeden Zweifel löse.

Sonderbar genug hatte der Bote jene Wahrsagerin auf halbem Wege getroffen, und auch ohne sein Dazuthun wäre sie nach unserm Wohnorte gekommen; so erzählte sie selbst gleich bei ihrem Erscheinen. Zum ersten Mal fühlte ich mich überrascht von einem Wesen, dem ich sonst nichts als Trug und Habsucht zutraute. Die Wahrsagerin sprengte auf einem schwarzen muthigen Rosse in den Edelhof; neben ihr ritt ein alter Mann, ehrwürdigen doch kummervollen Angesichts und greisen Barts; sein Anzug glich dem Festkleide eines französischen Ritters. Sie selbst war eine schöne, hohe Frau, vielleicht weniger als dreißig Jahr alt, und nach Art der

Mauren gekleidet. Auf dem edlen ebenmäßigen Antlitz prangte ein Turban aus goldnem Gewebe, mit durchsichtigen weißen Streifen umschlungen; das dunkle Haar wallte in reichen Locken an dem vollen, und dennoch schlanken Halse hernieder auf einen Busen, dessen hochgewölbte Hülle, aus indischem lilienreinen Gewebe, Leben zu erhalten schien von dem Glühen, das in der Brust wogte. Diese Hülle fiel dann unter dem, aus Granaten, auf einen Goldstreifen gereiht, bestehenden Gürtel — woran, in einem einzigen großen Granat befestigt, ein sichelförmig gebogener Dolch steckte, mit einem Griff, der von Edelsteinen leuchtete — in reichen Falten herab bis unter die Kniee, und ließ nur ein Stück von dem weiten bauschigen Beinkleide sehen, das sich verlor in den Schuhen von rothem Saffian, welche die zierlich-kleinen Füße umschlossen. Der leichte, sich anschmiegende Kaftan, roth mit Goldschnüren umzogen, war offen. Ein Schleier, in seiner Feinheit einem Luftschimmer gleich, der, zurückgeschlagen, an der linken Seite vom Haupte bis beinahe zum Boden herabwogte; ein Bogen und der Köcher mit Pfeilen, die an starken Goldfäden über die Schultern hingen, vollendeten das Bild einer

Amazone. Soll ich Euch das schöne Antlitz näher schildern, so wißt, daß die Hautfarbe, weit entfernt, jener der Mauren ähnlich zu seyn, weiß und zart geröthet, dem Schimmer glich, den die Morgenröthe über ein Schneegefilde legt; die Augen, mit Blitzen um sich werfend —."

Zufällig sah hier der Erzähler in das Auge Eleonora's, und fast betroffen unterbrach er sich selbst, welche Pause Eduard Fitz-Urse dazu benutzte, um zu Florestan zu sagen: „Ei, Ihr erzählt so aus dem Herzen, daß Ihr dabei Eurem Hausfrieden gefährlich werden könntet, wenn Eure Gemahlin nicht Gnade für Recht ergehen läßt!" — und Alphonse entgegnete lächelnd: „Amor ist ein Knabe und giebt seinem Geschlecht, wenn auch nicht die Freiheit, doch — Freiheiten. Indessen, Aufrichtigkeit ist die Kindheit der Reue; laßt sie, Herr Ritter, bei meinem Gemahl erwachsen und ihn weiter reden!"

„Ihr irrt Beide!" so begann Florestan wieder, der sich die seltsame Wirkung, die aus dem einen Blick Eleonora's ihn überfiel, nicht klar zu deuten wußte. Er wollte darin Warnung und Besorgniß gelesen haben, und als er jetzt scheu

nochmals hinschaute, dünkte das gemäßigte Feuer ihm zu sagen: Ihr habt mich verstanden! —

Eben gedachte er seine Erzählung fortzusetzen, da trat der Caplan Hieronymus herzu und überreichte Florestan ein Pergament mit den Worten: „Irre ich nicht, so ist dies das Blatt, welches Ihr seit einigen Tagen vergeblich suchtet; es lag unter jenen Chroniken!"

„Ja!" antwortete Florestan, froh, noch einige Zeit der Ueberlegung zu gewinnen. „Es ist das Wappen, welches mir meine Pflegemutter, wie sie sagte, als Talisman mitgab!" setzte er hinzu, und Roger de Quercy ließ jetzt den ersten Laut vernehmen mit dem Ausruf: „Fürwahr, das Wappen der Grafen von Poitou!"

Eleonora ergriff das Blatt; glühende Röthe überzog ihr Antlitz, indem sie mit einer Kopfbeugung jenen Ausruf bestätigte; dann sprach sie hastig: „Wollt Ihr vielleicht Eure Erzählung enden?"

Florestan schien auch in dieser Frage einen zwiefachen Sinn zu finden; da jedoch jetzt alle Uebrigen, den Caplan ausgenommen, der sich wieder in den Hintergrund des Saales begab,

weiteren Bericht wünschten, so sprach Florestan beklommen:

„Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, daß ein anderes Gefühl, als das der Ehrfurcht vor dem fürstlichen Wesen der Fremden, in mir sich regte, wie dies wohl erklärlich ist bei dem funfzehnjährigen Jüngling, der bis dahin nie aus einer engen Umgebung kam. Diese Ehrfurcht überwältigte mich gänzlich bei der Theilnahme, welche die wunderbare Frau mir erwies. Oft schien es, wenn sie sanft mit mir sprach, als ob Thränen ihre Rede unterbrechen wollten, die sich mehrentheils mit meiner Zukunft beschäftigte. Es wurde entschieden, daß ich zuerst als Page an den Hof Ludwig des Siebenten ziehen sollte, und am Abend vor meiner Reise führten meine Pflegemutter und der Astrolog mich zum letzten Mal in das Zimmer der Fremden, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten; als wir eintraten, wandte sie ihre verweinten Augen auf mich und winkte mir, daß ich neben ihr hinknieen solle. Als dies geschehen und wir gebetet hatten, sprach sie mit gedämpfter und bebender Stimme:

„Folge, wie der Ruf Dir tönet!
Bist ein König Du geworden,
Bist entkommen Du dem Morden,
Räche, die man schwer verhöhnet!
Wenn, mit Allem neu versöhnet,
Dich die Bettlerin umfangen,
Werd' ich einen Preis verlangen,
Den ich wohl verdienet habe;
Und bin ich schon heimgegangen,
Will ich fordern aus dem Grabe!"

Dann erhob sie sich, gebot mir aufzustehen, umarmte mich innigst, ertheilte mir ihren Segen, wobei ihre Thränen fast jedes Wort erstickten, und gab mir dann ein Zeichen, daß ich mich entfernen sollte."

Als ob Florestan jetzt sich ergriffen fühlte von der Erinnerung, so hielt er einen Augenblick inne, dann sagte er: „Meinen erlauchten und ehrenwerthen Gästen wird es nicht entgangen seyn, daß ich im Anfang meiner Geschichte so berichtete, wie Einer, dem die Täuschung nicht leicht etwas anhaben kann; der eher den Wissenschaften, womit die Sterblichen der Zukunft den Schleier zu lüften hoffen, höhnend begegnet. Dennoch will ich nicht leugnen, daß die zugleich geheimniß- und bedeutungsvollen Worte der mir

eben lebhafter als je vergegenwärtigten Fremden mich lange Zeit im Geist beschäftigten, zumal auf dem Wege nach Paris, wohin ich, überraschend reich ausgestattet, zog, begleitet von dem Mauren, der mir als Diener mitgegeben war. Jenes Wappen und eine Pergament-Rolle, auf der die Worte, welche die schöne Wahrsagerin sprach, geschrieben standen, erhielt ich zum Abschiede von der Pflegemutter und bewahrte beides bis auf den heutigen Tag.

Bei der Hofhaltung in Paris angekommen, trat ich in die Dienste des Königs und fand mich hier sonderbarer Weise von Spähern und gar vornehmen Einflüsterern umgeben, die meinen Ehrgeiz gewaltsam anfachen wollten, denen ich jedoch kräftig widerstand, obwohl ich darüber oft in große Bedrängniß gerieth, und endlich den verschmitzten Mauren entlassen mußte, der mir im Solde einer geheimen Macht zu seyn schien. Alle diese Ereignisse darf ich hier übergehen, da es nur gilt, solche Vorfälle aus meinem Leben zu schildern, bei denen ich an jenes Sprüchlein gemahnt wurde, das ich eine Weile über dem Schauspiel des bunten Hoflebens gänzlich vergaß, und endlich überhaupt, in meinem

alten Unglauben, als ein chimärisches Spiel betrachtete. — Bald trug ich nun auch meine ersten Waffen und erwarb mir bei einem Gefecht in der Normandie den Ritterschlag von meines Königs Hand, dessen Gunst ich gewonnen zu haben glaubte, indem er mich zu mancherlei Aufträgen berief.

Einsmals, da wir von den Engländern in einer Winternacht überfallen und zurückgedrängt waren, erhielt ich den Befehl, dem Grafen Philipp von Flandern, der in einem bezweckten Treffen den Feind hatte in den Rücken nehmen sollen, von unserm vereitelten Vorhaben Nachricht zu bringen, damit er seine Truppen nicht vergeblich opfere. Da ich zum Theil durch Orte mußte, die schon von den Engländern besetzt waren, sollten Nacht und Seitenwege dienen, um mein Ziel zu erreichen. Von meinem Knappen Basco begleitet, der einigermaßen die Fels- und Wald-Pfade der Normandie kannte, begann ich meinen Ritt. In der zweiten Nacht überfiel uns ein schreckliches Unwetter. Ströme von eiskaltem Regen, die gleich einem Wolkenbruch in den Hohlweg niederrauschten, in welchem wir uns eben befanden, entwurzelte Bäume, die uns den

Pfad versperrten, und die tiefste Finsterniß machten es unmöglich, uns weiter den Rossen zu vertrauen. Wir stiegen ab und führten sie am Zügel, in der Irre herumtappend, bis wir endlich, zu unserer großen Freude, einen Lichtschein gewahrten, und nach vielen Beschwerden vor einem mitten im Walde liegenden Hause standen.

Vasco klopfte an das Fenster, und eine rauhe Stimme fragte: „Warum ziehst Du nicht gleich das Roß in den Stall, Guy?" — „Ich bin nicht Guy!" antwortete der Knappe; „mein Herr und ich wir sind Reisende, ermüdet, und in der stürmischen Nacht hierher verirrt!"

Jetzt hörten wir mehrere Männer erst laut, dann leiser und immer leiser unter einander reden, endlich wurde die Thür geöffnet. Ein baumhoher, kräftiger Mann, abenteuerlich gekleidet und bewaffnet, trat mit einer Fackel heraus, und konnte seine Bestürzung nicht verbergen, als er uns, kriegsmäßig angethan, vor sich sah; er erholte sich jedoch bald, winkte uns näher zu kommen und rief zugleich: „Stephan, sorge für die Rosse der Herren!" worauf denn bald ein bärenhaftes Ungethüm, an welchem der Mensch schwer heraus zu finden war, herzu lief, ohne weitere Frage unsere

Rosse bei den Zügeln ergriff und damit in der Dunkelheit verschwand.

In dem Zimmer, das uns geöffnet wurde, fanden wir fünf Männer und zwei Weiber, und Allen schien der Besuch nichts weniger als willkommen. Auch wir warfen spähende Blicke auf die Versammlung, konnten aber doch nicht wieder umkehren, verhehlten demnach unsern aufsteigenden Verdacht, so gut es gehen wollte. Wir setzten uns auf eine Bank, die zum Tisch gerückt wurde, und nahmen, was man uns zum Imbiß bot, welches ohne Umstände geschah; dabei ließ die trotzige Gesellschaft gar deutlich merken: hier dürfe sich Niemand unterstehen, mehr wie der Andere seyn zu wollen, und der Letztgekommene sey auch der Letzte im Range. Eine Standeserhöhung nach diesem Grundsatze ward uns noch zu Theil; denn Stephan, unser Roß-Entführer, gesellte sich bald zu den Andern, und auch Guy, der Erwartete, kam und brachte noch einigen Mundvorrath. Uebrigens war die Tafel gut und reichlich versorgt — aber eine Wahrnehmung verdarb uns vollends die Eßlust. Wir bemerkten nämlich goldene und silberne Gefäße neben den ärmlichsten

Scherben, und so wie der Leute ganze Tracht an Personen aller Art erinnerte, vom Fürsten bis zum Bauer, so war es auch mit dem Tischgeräth. Ich und mein Vasco gaben uns zuweilen durch Blicke zu erkennen, daß es mit dem Essen allein nicht abgethan seyn möchte, und wir von dem unwegsamen Pfade wahrscheinlich auf einen recht gebahnten geriethen, wenn wir gesonnen wären, das Zeitliche zu gesegnen.

Die groben Gesellen fanden keinen Gefallen daran, daß wir nicht, gleich ihnen, einen wölfischen Heißhunger zeigten, und ließen uns dies in allerlei Stachelworten vernehmen, was uns verdroß und unsere Zungen wenigstens so weit lösete, daß wir ihnen auf die derben Reden die derben Antworten nicht schuldig blieben, worüber sie oft in ein unmäßiges Gelächter ausbrachen und sich nebenher die unanständigsten Scherze mit den Weibern erlaubten.

Wir erklärten endlich, da der Sturm ein wenig nachließ, unsere Reise fortsetzen zu wollen; uns wurde jedoch entgegnet, das könne jetzt nicht geschehen: denn wer heute in ihre Gesellschaft gekommen sey, müsse auch mit ihnen diesen Tag feiern. Dabei hörten wir denn, was wir in

unserm dringenden Geschäft gänzlich außer Acht gelassen, daß heute das Fest der heiligen drei Könige sey, wo wir, nach dem alten Gebrauche, an dem Königskuchen Theil haben sollten. Wir nahmen unsere Geduld zusammen, während man schon die ausgelassensten Späße trieb für den Fall, wenn Einer von uns König würde, und dann zu seiner Königin eines von den Weibern, wovon die Eine ältlich, die Andere sehr jung war, zu wählen habe. Vasco fand im Gange dieses Gesprächs einen Anlaß, sich zu entfernen, indem er sagte, er führe in seinem Reisebündel ein Heiligenbuch und wolle, wie wahrscheinlich auch sein Ritter thun werde, seinem Patron es abbitten, der heiligen drei Könige heut noch gar nicht gedacht zu haben. Er ließ sich in den Stall zeigen, nahm, nebst dem heiligen Buche, zwei Stilets mit, die wir in Taschen an dem Gezeug der Rosse hatten, und brachte das eine mit dem Gebetbuch glücklich in meine Hand, worauf ich jenes sogleich verbarg. Bevor er aber wieder zur Gesellschaft kam, mußte er an einem Keller vorüber, wo er einen der Männer beschäftigt sah. Vasco drückte sich in eine tief dunkle Ecke des Gebäudes

und bemerkte nun, wie der Mann vorsichtig zwei Trink-Gefäße vor sich hinstellte, in eines derselben eine Flüssigkeit goß und dann mit Ruß von der Fackel den Deckel desselben innerhalb bezeichnete. Er verschloß dann beide Gefäße und ging nochmals in den Keller. Der pfiffige Vasco hatte schnell bedacht, daß hier entweder ein Schlaf- oder gar Gift-Trunk beigemischt sey; er benutzte rasch den Augenblick, wo der Kerl im Keller war, indem er die beiden Deckel verwechselte und so den bezeichneten auf das Gefäß brachte, mit welchem keine Beimischung vorgegangen; dann erst trat er wieder in das Zimmer und wußte nachher, als er sein Gebet vor dem Heiligenbuche verrichtete, mir in einzelnen Worten diesen Vorfall kund zu geben.

Unterdeß hatte man den Königskuchen in so viele Stücke zerlegt, als Personen am Tische saßen, und nachdem durch Würfel entschieden worden, in welcher Reihenfolge er vertheilt werden solle, fiel mir dasjenige Stück zu, das die Bohne, als Zeichen dieses Königsthums, enthielt. Alsbald erhoben sich Alle, um in dem

feurigsten Pararet*) auf das Wohl des Königs zu trinken. Es wurden noch zwei Gefäße voll Wein's auf den Tisch gesetzt und Vasco gab mir einen Wink, daß dies jene seyen, die er gesehen. Das jüngere Weib, welches man mit dem Namen Claire rief und das bis dahin, so weit es bei dem Ungestüm der rohen Schaar möglich gewesen, sich sehr zurück gezogen hielt, mußte uns die Becher kredenzen, und als ich den meinigen empfing, vernahm ich von ihr die leisen Worte: „Um Gott, trinkt wenig!" wonach ich sie zu meiner Königin ausrief.

Bald merkten wir, daß Vasco's List nothwendig und gelungen war. Die Raubgesellen, die schon vorher der Dame Jeanne **) übermäßig zugesprochen hatten, wie dies aus den Geschichten hervorging, welche sie von sich selber erzählten, und womit sie deutlich erwiesen, daß der Galgen sie längst hätte in Verwahrung nehmen sollen, konnten des Pararets nicht genug bekommen, und mit Wohlbehagen bemerkten wir, daß sie immer nur aus dem Gefäße sich ein-

*) Der beste spanische Wein.
**) Alter Scherz-Name für eine Art Bauchflasche.

schenkten, dessen Deckel kein Zeichen hatte. Es währte nicht lange, so wurden sie sämmtlich schlaftrunken, und auch ich hielt es für gerathen, mich zu stellen, als würde ich vom Schlafe übermannt, obwohl ich zum Schein noch immer dem Becher zusprach; dies Alles that mir Basco nach, und ließ endlich, gleich mir und den Uebrigen, mit untergelegten Armen das Haupt auf den Tisch sinken, wobei ich jedoch mein Stilet in der Hand hielt.

Indem ich nun Alle schnarchen hörte und schon den Augenblick benutzen wollte, aufzuspringen und uns im Nothfall, wenn Einer oder der Andere sich noch widersetzen möchte, mit den Waffen Bahn zu brechen, vernahm ich aus dem Geflüster des ältern Weibes, wie sie gar nicht begreifen könne, daß Freund und Feind zugleich die Wirkung des Schlaftrunkes erfahren, auch irgend eine Verrätherei wittere. Und wie ich darob mich noch ruhig hielt, stieß Claire plötzlich einen heftigen Schrei aus und den Ruf: „Rettet Euch!" Alsbald sprangen wir, ich und Basco, auf und sahen, wie das ältere Weib auf mich einen Dolch gezückt hatte, um mich rücklings zu durchbohren; schnell war sie entwaffnet, zur

Thür hinausgedrängt, und an einen Pfosten des Hauses mit Stricken fest gebunden, die Vasco auffand. Wir waren des Willens, der Menschheit einen Dienst zu erzeigen und das ganze Raubnest mit seinen Bewohnern durch die Flammen zu vertilgen; Claire aber warf sich weinend zu unsern Füßen und bat um Gnade, da sie mit einigen von den Räubern verwandt sey, zugleich aber auch um die Barmherzigkeit, sie mitzunehmen, weil ihr gewiß hier das Aeußerste drohe für die Theilnahme an unserer Rettung. Wir gaben ihren Bitten nach; Vasco zog die Rosse aus dem Stall, nahm das Mädchen vor sich auf den Sattel und so trabten wir weiter, vollbrachten auch glücklich unser Vorhaben, wobei uns Claire, die alle heimlichen Wege dieser Gegend kannte, wackere Dienste leistete. Später, da sie sich eben so redlich und thätig erwies, als sie hübsch war, hat sie Vasco, jetzt Thurmwart dieses Schlosses, zu seiner Hausfrau erkoren, ohne es jemals bereut zu haben."

Florestan hielt hier inne, indem eine wiederholte Halsbewegung des Hausmarschalls ihn schon ein wenig gestört, und endlich Alphonse ihm zugeflüstert hatte, daß die Tafel für die Fremden be-

reitet sey. Florestan bat nun seine Gäste, sich die Bewirthung gefallen zu lassen. Die beiden Männer bedurften keiner Anmahnung, sie gönnten den Speisen und dem Becher gleiche Gunst; Eleonora sah sinnend vor sich hin oder forschend auf Florestan, der, weil er den Abend-Imbiß schon früher genommen, seine Gäste ohne Weiteres mit der Fortsetzung seiner Geschichte unterhalten wollte, daran aber noch gehindert wurde, indem Roger de Quercy, dem der Wein die weltliche Devotion in etwas aus seinem wenigen Blute jagte, zu ihm sprach:

„Wie froh bin ich, Herr Ritter, daß bei dem Eintreffen der Prophezeiung, die Euch ein Königthum verhieß, kein legitimer Thron verletzt, kein Hochverrath begangen wurde; ich hätte nimmer unter Eurem Dache hausen dürfen!"

„Die Ruhe meines Gastes ist mir werth!" entgegnete Florestan, „und ich will deshalb auch nicht in ein Gespräch eingehen darüber: ob bei mir ein Verbrechen seyn könnte, was Ihr an Hugo Capet zu tadeln Euch nicht unterfangen werdet, wenn Ihr vor Eurem Herrn, seinem fünften Nachfolger, steht!"

Eleonora sagte lächelnd: „Nehmt Euch in Acht, Herr Hausmarschall! Ihr seyd in den

Pyrenäen, also über die Grenze der französischen Zunge hinaus!" — und Fitz-Urse trank jubelnd auf das Wohl des Legitimsten in der Welt, nämlich der freien Rede. Quercy bewahrte sich, hiebei irgend Theil zu nehmen, und blieb fortan so geistig trocken, wie er es leiblich war. Florestan aber ward nun über die Erfüllung der anderen Prophezeiungen befragt, und erzählte dann weiter:

„Nach manchem Kriegszuge lebte ich wieder am Hofe Ludwig des Siebenten, und fand mich leider veranlaßt seine Gunst zu verscherzen; eine Begebenheit, die ich um so kürzer berühren muß, je mehr es scheinen könnte, als wollte ich Euch, erhabene Frau, geringe Dienste berichten, die ich Eurer Prinzessin Tochter zu leisten berufen war. Von Constantia, der zweiten Gemahlin des Königs, angereizt, hatte einer ihrer Verwandten Eure erlauchte Tochter, die Prinzessin Alix, öffentlich gekränkt; sie wählte mich zu ihrem Ritter und ich forderte den Beleidiger zum Zweikampfe; er aber stellte sich nicht, weil er, aus dem Blute der Könige von Castilien entsprossen, mich nicht für ebenbürtig hielt, worauf ich ihn für ehrlos erklärte, bis er der Dame und mir Genugthuung

gegeben, die ich mir im äußersten Falle bei der ersten Gelegenheit gewaltsam nehmen wollte. Zu derselben Zeit empfing ich einen Auftrag an den königlichen Vater Constantia's und zog deshalb nach Leon. Unterwegs hielt mich ein Eilbote an und brachte mir ein Schreiben von der Prinzessin Alix, welches mir meldete, daß auch mein Gegner auf einem andern Wege nach Leon gereiset sey und einen Brief des Königs mit sich führe, der mich in die Acht erkläre wegen hochverrätherischer Absichten. Mein Entschluß war rasch gefaßt. Ich sprengte nach Baredge, das auf seinem Wege lag, harrte seiner und forderte ihn auf der Heerstraße, wo er mir nicht ausweichen konnte, zum Kampfe. Er warf, ehe ich noch meine Rede geendet hatte, seine Lanze nach mir, und traf mein Roß, daß es niederstürzte; Vasco, davon entrüstet, fiel dem Rosse des tückischen Feindes in die Zügel, ich, hinzuspringend, riß ihn herab, und er mußte nun mit dem Schwert mir stehen, bis ich ihn todeswund verließ. Ich fand bei ihm den Brief, der mich ächtete, nahm ihn zu mir, und ging nun, da mein Roß unbrauchbar geworden, nach Baredge zurück; dort — doch halt, das ist ein Vorfall, den meine Hausfrau gar

gern erzählt und deshalb mag sie, auf meine Bitte, hier fortfahren."

Indem nun Florestan schwieg, gewahrte er, wie Eleonora bedeutungsvolle Blicke mit ihren Begleitern wechselte, diese sich Winke gaben und flüsterten; er hörte auch, ohne den Sinn zu fassen, Fitz-Urse's Ausruf: „Fürwahr, wir sind am Ziel!" — ehe noch Alphonse das Wort nahm und scherzend begann:

„Mein Gemahl ist so eitel, daß er von mir selbst einen neuen Glanz seines Triumphs über mich verlangt; folgsam seinen Bitten oder Befehlen — denn die Hausherren dulden darin keinen Unterschied, weder Bitte noch Befehl gestattet uns eigene Entscheidung — sey es mir zuerst vergönnt, der Zeit zu gedenken, wo ich noch nicht eine so gefügige Gattin, sondern eine etwas phantastische, selbstwillige Jungfrau war. Meine Eltern starben Beide in kurzer Zwischenzeit, und mein Oheim, Don Diego de Vestilja, übernahm die Vormundschaft über mich sechszehnjährige Waise. Der Verlust dessen, was meinem Herzen das Theuerste gewesen, das Hinscheiden der liebevollsten Mutter und eines Vaters, der, in Allem erfahren, auch mein Lehrer war, hüllte mir die

Seele in so tiefes Leid, daß Don Diego für meine Gesundheit fürchtete, was nicht in seinen Plan taugte. Weil er die mir zugekommene reiche Erbschaft, wenn ich meinen Eltern in die Gruft folgte, mit vielen Verwandten hätte theilen müssen, wünschte er vielmehr, daß ich einem der Ricos Hombres *) mich verloben sollte, dessen Güter in seinem wüsten Leben Andern verfallen waren, und der dem Oheim eine Theilung meiner Habe angeboten hatte, wenn er die Vermählung zu bewirken vermöchte. Der Antrag, dessen Zusammenhang entdeckt und mir vertraut wurde von einem alten Pagen, dem in unserm Hause mit der ihm als Verwandten gebührenden Achtung sein Unterhalt geworden, war kein Mittel, meinen Gram zu lindern, meine Gesundheit zu befestigen, und Don Diego bestimmte endlich, ich sollte die Wunderquellen von Baredge gebrauchen. — Wir reiseten dahin. Die mancherlei fremden Erscheinungen und der Heiltrank waren mir wohlthätig; ich ward wieder froh, ja muthwillig, wie es ein Mädchen seyn kann, die niemals von Convenienz in irgend eine Form ein-

*) Die nachherigen Grandes in Spanien. Die Bezeichnung heißt: reiche Männer.

gezwängt worden. Es fanden sich sogar einige Männer, die mir den Hof machten; auch soll ich damals ein wenig hübsch gewesen seyn —.“

„Bei meinem Haupt, gestrenge Frau!“ rief hier der kecke und offenherzige Fitz-Urse; „Eure Bescheidenheit kann da nichts nutzen, wo die Wahrheit sich noch Keinem verbirgt!“ — Alphonse aber that, als ordne sie nur ihre Erinnerungen und erzählte weiter:

„Dem Oheim behagten die Bewerbungen nicht und er sprach von der Rückreise; ich widersetzte mich aber, da mir der Lebensmuth von Neuem erwacht war, doch hatte ich nun viel von ihm zu leiden. — Einst, nach einem lebhaften Gespräch mit Don Diego, saß ich bei einer der Wunderquellen und sann über meine Zukunft nach; ich hatte erlauscht, daß der mir bestimmte Bräutigam auch nach Baredge kommen würde, und dies brachte mich in große Unruhe. Da sprengte auf muthigem Rosse ein Ritter vorüber, dessen Antlitz — wie ich nachher erfuhr, von edlem Zorn höher belebt — einen tiefen Eindruck in mir zurückließ, und ich dachte still bei mir: Wär' er doch erschienen, dir zu helfen!

Indem ich noch sinnend vor mich hinschaute, trat mein Oheim herzu; milder geworden, wollte er mich bereden, seinem Plane beizustimmen, und sprach von der Unwürdigkeit der Menschen, die einem schönen Lärvchen alle ihre Worte zu Dienst stellten, dadurch in den Jungfrauen Widersetzlichkeit veranlassend: und wie ihnen Alles doch nur eitel Spielwerk sey, auch die Schönheit, und jede Wahrhaftigkeit in der Welt erloschen wäre. — Ich, einen bessern Glauben für die Menschheit in mir hegend, behauptete, daß auch wohl außer der Schönheit Manches ein Herz zu uns führe, wie denn die Schätze des Geistes und das Mitgefühl für Unglück wohl gar mächtig seyn könnten. Don Diego lachte spöttisch und wünschte, daß ich zumal das Letztere nie möchte auf die Probe zu stellen haben; denn es bereite Keiner Hülfe, der es nicht um des eignen Vortheils willen thäte. Davon entrüstet und überhaupt die Welt mit abenteuerlichem Sinne betrachtend, erbot ich mich, ihn eines Anderen zu belehren, und er unterstützte, was mir in meiner dermaligen gesteigerten Lebhaftigkeit nicht auffiel, nach kurzer Berathung mit sich selbst einen seltsamen Einfall, der mir gekommen. Um ihm zu beweisen, daß der Menschen

Gemüth sich gern zu dem Unglücklichen wende, wollte ich mich mit allerlei Verunstaltung und einem schlechten Gewande zur alten häßlichen Bettlerin vermummen, und, ein Geschichtchen meines Unglücks erfindend, an der Heerstraße das Mitleid der Vorüberziehenden anrufen. — „Nun, wir werden sehen, welche Erfahrung wir machen!" murmelte höhnend Don Diego, und ich eilte, mein Vorhaben auszuführen.

Es war schon gegen Sonnen-Untergang, als ich, etwas fern von Baredge, an einem Orte, wo die Straße zumeist besucht ist, mich an einem Heiligenbilde niederließ, und mehr mit Geberden als Worten die Vorübergehenden aufmerksam zu machen suchte. Mein Oheim hatte versprochen, in der Nähe zu bleiben, und eine Stunde war mir bewilligt zu meinem wunderlichen Treiben, das mich schon gereute und mich mit Furcht und Beben erfüllte, je mehr der Hin- und Herwandelnden kalt an mir vorüberzogen. Auch war jene Zeit fast verflossen, da trat, gedankenvoll vor sich hinstarrend, von einem Waldpfade her eben jener Ritter, den ich am Morgen gesehen. Mich erfaßte bei seinem Anblick eine heiße Beklommenheit, die sich in Thränen Luft machte, und ich er-

hob bittend die Hände mit den Worten: „O Herr, seyd mein Retter in großer Noth!“ — Er blieb stehen und entgegnete: „Weiß mir zwar selbst nicht recht zu helfen, doch sprecht, was heischt Ihr?“

Ich gedachte mein erfundenes Geschichtchen zu erzählen, aber der offene Blick des Ritters, die Schwermuth, die jetzt seine Züge umgab, machten mich verlegen, und plötzlich gewahrte ich nun, daß hastigen Schrittes mein Oheim und eine zweite Mannsgestalt aus dem Gebüsch auf uns zutraten. Mit Entsetzen überfiel es mich, daß die sich nähernde hagere, abgelebte Figur der mir bestimmte Bräutigam seyn könne; schreckensvoll auf Jene hinweisend erhob ich mich um zu fliehen, sank aber fast ohnmächtig zusammen, und der Ritter, mich auffangend in seinen Armen, rief den Kommenden entgegen: „Was wollt Ihr, was geht hier vor?“ — „Folgt mir, Fräulein!“ sprach mein Oheim; „die Zeit zu dem Scherz ist verstrichen und wir haben unsern Gast, den ich Euch hier vorstelle, zu empfangen!“ — „Nimmermehr!“ rief ich in Thränen, und riß zugleich die Verlarvung und das täuschende Gewand von mir. — „Was geht hier vor?“ fragte wiederholt der

fremde Ritter, mich verwundert anschauend; „das Fräulein hat sich in meinen Schutz begeben, und, bei Gott, ich kenne meine Ritterpflicht!" setzte er mit edlem Feuer hinzu. — „Ei, Fräulein Nichte!" sprach nun bitter Don Diego; „Ihr braucht eigene Mittel, Euch einen Ritter zu gewinnen!" — und ich bedeckte, in Schmerz und Scham, mein Angesicht, wie ich denn noch jetzt eine erschütternde Gluth fühle, wenn ich jenes Augenblicks gedenke."

Die tiefe Bewegung seiner Gattin gewahrend, reichte Florestan ihr die Hand, sprechend: „Laß uns, Alphonse, dem Himmel danken für jenen Augenblick, der uns zusammen führte. Ja, ich selbst" — so wandte er sich wieder zu seinen Gästen — „war der Ritter, der die Bettlerin umfangen hielt, und diese nun plötzlich verwandelt in Jugend und Schönheit vor mir sah. Ich hatte Vasco beauftragt, mir ein anderes Roß zu kaufen, und schritt nun, bei mir selbst erwägend, wohin ich mich wenden sollte, durch den Wald von Baredge, bis mich das Abenteuer mit dem Fräulein aus einem dumpfen Hinbrüten weckte und ihr Anblick über mein Herz entschied. Im Verlauf des Gesprächs ward es mir erkenn-

bar, daß Don Diego den seltsamen Einfall seiner Nichte nur deshalb begünstigt hatte, um den zudringlichen Bräutigam auf überraschende Weise in Alphonse's Nähe zu bringen und dadurch vielleicht ihren für das Ungewöhnliche so empfänglichen Sinn ihm geneigt zu machen. Glaubend, es werde Niemand auf das Flehen der Vermummten hören, sollte kurz vor dem Ende der gegebenen Frist sein Schützling als Retter daher prunken, eine List, welche die Fügung vereitelte.

Alphonse, mir all ihr Leid vertrauend, begab sich, aufgeregt von den mannigfachen Bedrängnissen dieser Stunde, in meinen Schutz, und ich selbst fühlte, daß es unmöglich sey, mich von ihr zu trennen. Da indeß Don Diego auf keine Weise nachgiebig werden wollte, und ich, nach der Achtserklärung, von der ich die Beweise in Händen hatte, mich in Frankreich nirgends für sicher hielt, entführte nun meine Geliebte, und kam, schon vermählt, auf diesem Schlosse an, dem Eigenthum meiner Gattin. Von hier aus, meinem gegebenen Worte getreu, brachte ich das mir anvertraute Schreiben nach Leon, verschwand aber dort sogleich wieder, um mich nicht in Gefahr zu bringen. Endlich haben wir uns

auch mit Don Diego versöhnt, und ich führe hier ein glückliches Leben, meines Vaterlandes stets mit Liebe gedenkend, aber dennoch ohne Versuchung, es wieder zu betreten, obwohl ich vernahm, daß es der Prinzessin Alix gelungen sey, die Acht gegen mich zurückgenommen zu sehen. So nun werden meine erlauchten und verehrten Gäste mit mir glauben, daß die Prophezeiungen jener Amazone an mir in Erfüllung gegangen sind, und nur der Preis, den sie verlangen wollte, so wie ihr Wiedererscheinen, wäre noch zurück."

„Sie ist in mir erschienen!" — mit diesen Worten erhob sich jetzt Eleonora — „und begrüßt Euch als ihren Sohn, den Herzog von Guienne und Grafen von Poitou!" — Erstaunt blickten Alphonse und Florestan auf die Herzogin, deren Augen unwillkürlich Thränen entströmten; dann, vor Eleonoren ein Knie beugend, sprach Florestan bebend: „Ja, Ihr seyd es! — und jetzt weiß ich, was bei Eurem Anblick in meiner Erzählung mich mehrmals verwirrte; es war diese Aehnlichkeit mit jenem mir so theuren Frauenbilde,

diese Aehnlichkeit, die ich mir nicht zu gestehen wagte. Doch wie —!"

„Laßt auch Euch" — so fiel Eleonora, den Sohn an ihr Herz ziehend, ihm in die Rede — „laßt auch Euch die Verirrungen meiner Jugend vertrauen, wie ich sie, um meines Sohnes Rechte zu bewahren, den Königen von Frankreich und England vertraut habe, und laßt uns zugleich bewundern, daß meine von Euch für erfüllt gehaltenen Prophezeiungen dennoch einen ganz andern Sinn hatten, als den das Geschick in einer Doppeldeutung ihnen gab."

Eleonora winkte, daß die Versammelten, die Alle, selbst den Caplan Hieronymus nicht ausgenommen, antheilsvoll herbeigekommen waren, ihre Plätze wieder einnehmen möchten, und als dies geschehen, begann sie:

„Bevor ich den Thron Frankreichs bestieg, war ich schon, kaum siebzehn Jahr alt, heimlich vermählt mit Eustache, Grafen von Poitou, wagte aber nicht, es meinem Vater, dem Herzog Franz von Guienne, zu gestehen, weil er den Grafen haßte und in seinen hochstrebenden Planen meine Hand nur einem gekrönten Bewerber geben wollte.

Ein Mönch, Beichtvater des Grafen Eustache, hatte uns das heilige Sacrament der Ehe ertheilt, nachdem er einen schweren Eid leistete, niemals etwas zu verlauten, bis wir selbst ihm die Zunge löseten. Ein Sohn war die Frucht dieser Ehe, der noch vor der Geburt den Vater verlor, indem derselbe in einem Treffen gegen Thibauld, Grafen von Champagne, seinen Tod fand. Mein Zustand erheischte eine Vertraute; ich wählte eine arme Verwandte der Poitou's, Gabriele de Gonets; sie verhalf mir dazu, daß ich geheim entbunden wurde, und bezog einen von mir gekauften Edelhof in der Touraine, wo Ihr als Florestan de Gonets erzogen seyd.

Der Dauphin von Frankreich warb um meine Hand, mein Vater begünstigte ihn und ich ward seine Gemahlin', endlich Königin, bis mich Constantia von Leon verdrängte, und eine Scheidung erfolgte. Mit tödtlichem Hasse gegen Constantia erfüllt, verließ ich Paris, und da Ludwig der Siebente mir mein Erbe, Guienne, vorenthielt, das er in Besitz genommen, als mein Vater, um seinem Alter Ruhe zu gönnen, der Regierung sich begab, so war auch gegen ihn Rache mein einziges Gefühl. Zu der Zeit geschah

es, daß ich, in Begleitung meines greisen Vaters, dem sich endlich mein Herz geöffnet, nach der Touraine zog, um bei Gabriele de Gonets meinen Sohn zu sprechen. Der Bote von ihr, welcher die Wahrsagerin aus der Bretagne berufen sollte, begegnete mir unterweges; ich hörte von seinem Auftrage. Da kam mir der Gedanke, mich selbst als diese Wahrsagerin einzuführen, und ich that dies, um den Eindruck zu erhöhen, auf phantastische Weise. Gabriele war im Geheimniß, so weit mir dies nöthig schien; im Uebrigen lagen meine Pläne in der eigenen Brust. Ihr, Florestan, solltet nach Paris, und da Ludwig zu der Zeit noch gar keinen männlichen Erben hatte, faßte ich die verwegene Hoffnung, Euch auf den Thron Frankreichs zu erheben. Meine beiden Töchter, Maria und Alix, wußte ich von meinem Vorhaben zu unterrichten, und meine ganze Partei umgab Euch, damit Euer Ehrgeiz belebt werde. Dahin zielten auch die Prophezeiungen, die ich zu Eurer immerwährenden Anregung erfand. Solltet Ihr König werden, so sah ich voraus, daß mancher Mordstahl auf Euch gezückt seyn würde; die, welche man schwer

verhöhnte, war ich, so wie die Bettlerin, da ich vergebens bei den Königen von Frankreich und England um mein rechtmäßiges Erbe gefleht und nirgends ein Eigenthum hatte; der Preis, den ich fordern wollte, wenn Ihr das von mir erträumte Ziel erreichtet, war die Bestrafung jener Constantia, der Urheberin meines tiefen Falles.

Das Schicksal wollt' es anders — Ihr widerstandet dem Ruf zu ungerechter That, verwarft alle aufrührerischen Anträge, die Euch in Paris geschahen und die Ihr in Eurer Erzählung nur leicht berührtet. Mir aber gelang es zuletzt, Englands König, Heinrich den Zweiten, für mein Recht zu gewinnen, der nun die Gewähr meiner Ansprüche zu einer Bedingung des Friedens mit Ludwig machte. In einer Zusammenkunft bei Tours haben beide Monarchen mir feierlichst meine Erbländer gesichert und dieselben, da ich in Allem ein freies Bekenntniß ablegte, auf meinen Sohn übertragen, wenn er noch am Leben sey. Daß Ihr in Leon gewesen, wußte ich; von da an verlor sich aber jede Spur. Eine Verkündigung und mein eigen Herz sagten mir: ich würde Euch wiederfinden, und ich that ein Gelübde,

nach Leon und, wenn es nöthig, ununterbrochen durch ganz Spanien zu reisen, bis ich Euch entdeckte. Die Könige von Frankreich gaben mir den Hausmarschall Roger de Quercy und den Ritter Fitz-Urse als Begleiter, damit sie selbst sich überführten, ob ich den wahren Erben meiner Güter gefunden; hoffentlich haben sie sich Beide überzeugt, daß wir nicht fehl gegangen sind, und um dessen sicher zu seyn, bekämpfte ich jede innere Bewegung, die Eure Erzählung hätte unterbrechen können."

Eleonora schwieg, eine Antwort ihrer Begleiter erwartend; ehe aber Quercy dazu die nöthigen Anstalten gemacht, lag der Caplan Hieronymus zu ihren Füßen und rief der Erstaunten zu: „Endlich, erhabene Frau, fühle ich meine Brust erleichtert, darf Vergebung hoffen für die Sünde, die ich einst an Eurem Vater, meinem Wohlthäter, beging, indem ich Euch heimlich mit dem Grafen Poitou vermählte!" —

„Wie, Ihr wäret —?" so fragte Eleonora, und Hieronymus fiel alsbald ein: „Ja, derselbe Mönch, welchem Ihr den fürchterlichsten Eid des Schweigens aufgebürdet, einen Eid, der mir wie Felsenlast auf der Seele lag. Ich wußte,

daß ich hier im Dienste Eures Sohnes sey, denn jenes Wappen der Grafen von Poitou habe ich selbst, auf das Verlangen Eures ersten Gemahls, in meiner Zelle gefertigt und ihm mit Chiffern die Worte beigefügt: Der Besitzer ist rechtmäßiger Erbe von Poitou. Oft habe ich mit mir gekämpft, ob ich meinem jetzigen Gebieter seine Herkunft entdecken solle, immer aber hat mich mein Eid und die Furcht, einen Feuerbrand in den Frieden dieses Hauses zu werfen, von dem Bekenntniß zurück gehalten; aber jetzt preise ich mich glücklich, diesen Tag erlebt zu haben, der auch auf mich seinen Segen ausströmt!"

Liebreich, doch heftig erzitternd, erhob Eleonora den Alten, und sank dann selbst erschöpft in ihren Sessel. Die Erinnerungen an die ereignißreichen Jahre von da an, wo dieser Mönch sie mit ihrem Geliebten vor dem Altare verband, überwältigten die Kraft ihres Geistes. Florestan und Alphonse eilten zu ihr hin und bedeckten knieend ihre Hände mit Küssen. Eduard Fitz-Urse und Roger de Quercy aber ergriffen die Becher und tranken auf das Wohl Florestans, Herzogs von Guienne und Grafen von Poitou,

wobei Eleonora segnend sich über ihre Kinder beugte und tief bewegt sprach:

„Gott hat Alles wohl gefügt und dieses heimliche Glück, welches ich in Eurem Hause finde, wird auch mir die Ruhe verleihen, die ich dem Irrsal und den Stürmen des Lebens opferte!"

„Ja, Gott hat Alles wohl gefügt!" sprach auch Florestan. „Und ob die Plane der Menschen zunicht, die gedeutelten Verkündigungen derselben zu Hirngespinnsten werden, die ewige Bestimmung und weise Führung des Allmächtigen siegt über jeden Zweifel, und frevelnder Unglaube kann vor ihm nimmer bestehen!"

---

# Gott kehrt ein bei den Seinen.

Man sollte glauben, es wäre schwerlich Jemand zu finden, der die Gefühlstiefe, den Gemüthsreichthum und die sittliche Herrlichkeit des Familienlebens verkenne, und wir wollen uns einmal wirklich überreden, Dem sey so! Denken wir für eine Weile, wir lebten wirklich noch in der Zeit, in der man nicht durch eine Menge oft sehr leidiger Vergnügungs-Anstalten die Menschen bis zu den untersten Schichten dem Familienkreise entwöhnte und sie in die nach Pariser Zuschnitt geleiteten Gasterei-Wirthschaften trieb, um die — Arbeitsunlustigen und die Armengeld-Empfänger zu vermehren.

Ja, wir wollen uns als Gegensatz zuvörderst in jene Zeit versetzen, wo alle sittlichen und edlen Kräfte dem Familienleben zuströmten, wo

man innigst überzeugt war, es sey, was der Mensch mit allen Kräften der Seele umfaßt und liebt, wofür er arbeitet und worin er den erheiternden Lohn der Arbeit findet, es sey die Häuslichkeit sein Paradies und dessen Hauptschutz die Genügsamkeit.

Um aber nicht mit Betrachtungen oder wohlfeiler Lehre zu prunken, folge beispielsweise ein wahres Geschichtchen, und ich lasse einen Freund — ich nenne ihn Ettershof — hier erzählen, was er mir erzählt hat.

„Von meinem Großvater", sagte er, „kann mein Vater nicht aufhören zu sprechen, hat er einmal von ihm zu sprechen angefangen, und ich erinnere mich gleichfalls aus meiner Kindheit, daß der Großvater ein ganzer Mann war, wie man zu sagen pflegt. Der frühzeitige Tod der Eltern brachte ihn in's Waisenhaus, und von da in die Lehre zu einem Zimmermeister, bei dem er auch als Gesell noch mehrere Jahre blieb, bis es ihn auf die Wanderschaft trieb, obwohl der Meister ihn gern gehalten hätte. So kam er an einem Frühlingsabend des Jahres 1772 in die Nähe von Bunzlau, auf einem Hügel sah er diese

Stadt bereits vor sich, und der Anblick schien ihm ein so freundlicher, daß er scherzend seine eigene Person fragte: „Da möchtest Du wohl eine Weile bleiben, Bernhard Ettershof?"

Nachdem er sich ein wenig selber auslachte über die Frage an sich selber, hörte er hinter sich keuchen, wandte sich, und sah ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, das auf dem einen Arm einen acht- oder neunjährigen Knaben, unter dem andern Arm ein tüchtig Bündel Kalmus trug. Bernhard ließ die schwer Belastete an sich vorüber, ging dann ein paar Minuten nebenher, und da er bemerkte, daß dem Mädchen die Thränen über die Wangen liefen, der Knabe aber stöhnte, sagte er endlich mitleidig:

„Was fehlt Euch denn, Jungfer, und weshalb plagt Ihr Euch so mit dem großen Jungen, laßt ihn doch laufen!"

„Ach, werther Wandergesell", antwortete matt das Mädchen, „mein Bruder ließ sich nicht warnen bei seinen Sprüngen und hat sich nun den Fuß verstaucht!"

„Wenn das ist, Jungfer, so gebt nur mir den Burschen!"

Bei diesen Worten nahm Bernhard ohne Weiteres die größere Last der Athemlosen ab, die es willenlos und schüchtern geschehen ließ, und vorwärts schreitend fügte er seiner Rede hinzu: „Ich setze voraus, daß Ihr nach Bunzlau wollt!"

Das Mädchen nickte mit dem Kopf, und der für einen Augenblick in der Ueberraschung dieses Begegnisses still gewordene Knabe fing wieder an zu jammern.

„Nun, halt's nur aus, kleiner Mensch", tröstete Bernhard; „es kann so arg nicht seyn, und wenn wir daheim den Fuß tüchtig rütteln und einrenken, ist's vorüber!"

Das Mädchen kämpfte noch mit der Scheu, endlich aber sagte sie: „Ich dank' Euch, und Du hast Dich auch zu bedanken, Arnoldchen!" Der aber vergaß des Dankes und entgegnete nur: „Ach, es thut so weh!"

„Daß er's vergißt, laßt uns ein wenig plaudern, Jungfer", bemerkte unser Gesell. „Kinder hören leicht zu! Wie heißt Ihr denn?"

Im Gespräch wurde die so Angesprochene allmälig offenherzig und Bernhard wußte bald,

daß sie Elisabeth heiße, ihr Vater, ein Töpfergesell, schon beinahe fünf Jahr im Grabe, die Mutter aber krank danieder liege. Ihre Noth etwas zu mindern, hatte Elisabeth fast eine Stunde Weges von der Stadt Kalmus geholt, um ihn in der Apotheke als Zahlung für Medizin zu benutzen.

Mitleidig hörte Bernhard zu, bis er dazwischen fragte: „Es geht Euch also sehr kümmerlich?"

„Ei ja, das wohl", erwiederte Elisabeth; „wenn aber Liebmutter gesund ist, bringen wir uns schon mit Gott und Ehren durch. Wir spinnen alle Drei, Arnoldchen lernt's auch, und Ihr seht, wie uns doch mancherlei Unterstützung zuwächst. Im Frühling zieh' ich Kalmus aus dem Sumpf und suche Heilkräuter, im Herbst sammeln wir Eicheln, es bringt einen kleinen Erlös. Nach der Erndte halten wir auf den Erdäpfelfeldern durch Umgraben Nachlese und tragen Tannenzapfen und Reiser für den Winter zusammen: es hilft eben Alles mit, und Gott wird ja Liebmutter gesund werden lassen!"

Etwas abgewendet und wie heimlich trocknete Elisabeth rasch hervorquellende Thränen,

denn sie waren jetzt in der Stadt und sie stand bald still an einem Häuschen.

„Seyd nochmals schön bedankt, und viel Glück auf der Wanderschaft!" sagte hier Elisabeth und wollte den Knaben an sich nehmen, Bernhard jedoch entgegnete: „Ich möcht' in Bunzlau eine Weile bleiben, so sich's fügt, und das Bürschchen trag' ich Euch bis in die Stube und such' ihm zu helfen; unterdeß könnt Ihr vielleicht mir Bescheid geben, bei wem wohl mein Zimmermanns-Gruß auf Annahme zur Arbeit rechnen könnte."

Elisabeth erwiederte nur: „Liebmutter wird's wohl wissen!" und bald traten sie ein in die ärmliche Wohnung, wo Bernhard nach schlichtem Gruß sein Ränzel ablegte und sich dann sogleich mit dem Knaben beschäftigte, während das Mädchen am Krankenlager der Mutter ihr erzählte, was sich begeben und wie nun der liebe Wandergesell das Unheil beseitigen wolle.

Sie war kaum zu Ende mit ihrer Erzählung, da schrie Arnold laut auf und Bernhard wandte sich zu der Kranken mit den Worten: „Aengstigt Euch nicht, ich habe dem Jungen die Knöchelgelenke eingerenkt; sein Fuß ist in Ordnung, doch

wär's gut, wenn man ihm für heut eine feste Binde um die schwache Stelle legte."

Alsbald war Elisabeth damit bei der Hand und Bernhard sah sich nun in der Stube um, deren Geräth freilich Armuth verrieth, aber auch Ordnung und Reinlichkeit bezeugte. Dann befragte er die Kranke um ihren Zustand, wobei er merkte, daß eine Medizin nicht hatte geholt werden können, weil es an Gelde fehlte, und eben deshalb Elisabeth mit dem Kalmus den Apotheker zu befriedigen hoffte.

Bernhard sah hin auf die vor einem Bänkchen knieend mit ihrem Bruder Beschäftigte; die Strahlen der Abendsonne beleuchteten ihr Gesicht, das in lieblichen Zügen auch Spuren des Grams nicht verleugnete, und er wandte sich seltsam bewegt wieder zu der Wittwe mit der Frage nach den Zimmermeistern des Orts. Nachdem er das Nöthige erfahren, sagte er hastig:

„Jungfer Elisabeth, ich werd' Euch die Medizin holen, denn es ist grade noch Zeit, mit meinem Handwerks-Gruß gleich heut um Arbeit anzufragen. Euern Kalmus mögt Ihr morgen dem Apotheker bringen, Ihr müßt ja ohnehin sehr ermüdet seyn."

Bei dieser Rede hatte er sein Ränzel sich wieder umgehängt, und Elisabeth, noch mit dem Knaben beschäftigt, erwiederte: „Ei, Ihr müßt Euch wohl müder noch fühlen nach dem Tagesmarsch!“ Bernhard aber rief aus: „Hoho! das würde sich für keinen jungen Wandergesellen geziemen; Ihr könntet mich noch hinschicken, wohin Ihr wolltet, die Beine trügen mich!“ und fort war er.

Auf dem Wege blieb ihm sonderbar zumuth; den Verwaisten, der nicht Eltern, nicht Geschwister gekannt, hatte etwas angeheimelt bei den Hülfebedürftigen, und er sann über Allerlei, bis er zu sich selber sprach: „Wollen's abwarten, ob sich Arbeit findet!“

Sie wurde ihm zugesagt und er eilte schon nach einer halben Stunde, in der Apotheke die Medizin zu holen, kaufte aber auch Lebensmittel, „denn ich meine“, schmunzelte er vor sich hin, „eine gute Mahlzeit dürfte selbst bei der Kranken der Natur am besten dienen, mir Gesunden aber liegt sie niemals außer dem Wege!“ Dabei schlugen seine Finger ein freudig Schnippchen und die Füße wurden ihm noch gelenker.

So kam er denn bepackt genug bei Frau Limprecht, so hieß die kranke Wittwe, wieder an, und vertheilte seine Gaben, wobei das sich zudrängende Arnoldchen zuerst sein Theil empfing und rasch zugriff, Mutter und Tochter aber zuvor beredet werden mußten, ihre Scheu und Bescheidenheit zu überwinden. Bernhard war immer und überall wie zu Hause, wenn er geben konnte, und auch die Andern spürten bald nichts Fremdes an ihm; denn indem er zutraulich schwatzte, reichte er zuthulich Jedem das Beste vom Vorrath, ohne sich selber zu vergessen; denn zwischeninne seiner Spenden nöthigte er sich öfter in lustiger Geberde mit dem Ausruf: „Nun greif' auch 'mal zu, Bruder Bernhard!"

Mutter und Tochter wußten gar nicht zu begreifen, wodurch ihnen solch ein paar Stunden des Labsals gekommen, sie waren gleichsam vom Himmel gefallen, und Beider Dank fehlte nicht; der Knabe aber konnte selbst bei der mehrmaligen Aufforderung: „Arnoldchen, bedank' Dich doch!" sich nur schwer dazu entschließen, und wenn er gehorchte, waren die beiden Dankesworte wegen des vollen Mundes kaum zu verstehen, worüber

Bernhard laut auflachte und ihm die nicht leeren Hände mehr noch füllte.

„Ihr beraubt Euch aber zu sehr!“ so flüsterte Elisabeth wohl dazwischen; der Klang dieser Aeußerung war jedoch nicht der Art, um die Freude, daß ihr Arnoldchen einmal so recht vollauf hatte, verbergen zu können. Um so vergnügter entgegnete Bernhard: „Ei was, ich greif's Handwerk hier rüstig an, und meine Sparpfennige sind mir jetzt nicht mehr so gar noth; denn wer bei Gesundheit und arbeitsam ist, zehrt das Seine nicht auf. Lieb wär's mir indeß für heut, wenn Ihr mir ein Kämmerchen nachzuweisen vermöchtet zu meinem Unterkommen, da mir die Herbergswirthschaft zuwider ist.“

„Elisabeth!“ rief die Mutter, „geh' zum Nachbar unter uns, der wollt' ein Plätzchen abgeben, frage, ob sich's macht!“

„Ich geh' gleich mit, es macht sich vielleicht geschwinder, wenn der Nachbar mich ehrlichen Kerl sieht!“ so sprechend in munterster Laune ergriff Bernhard sein Bischen Habe, sagte noch: „Gute Nacht, Frau Limprecht, und gute Besserung!“ dann ging er mit Elisabeth hinunter,

wo bei dem Nachbar sich Alles nach Wunsch fügte.

Ich mußte dieses erste Begegniß in Bunzlau ausführlich erwähnen, weil es mir lebhaft gegenwärtig ist, mit welcher Wonne der Großvater dessen noch in den spätesten Tagen gedachte: denn er hatte an der armen Familie Limprecht dankbare Menschen gefunden und fühlte sich von da an, wie er beseligend empfand, nicht mehr allein im Leben. Wenn er sein Tagewerk für den Meister Wiedner vollbracht hatte, flugs war er oben bei der Wittwe, unterrichtete mit Dem, was er im Waisenhause erlernte, den Arnold, und Elisabeth hörte zu, ja sie nahm endlich, erst verschämt, dann freier, selber Theil an dem Unterricht, nachdem ihr bemerkbar wurde, daß Arnold allmälig Fortschritte machte, die über ihr Wissen und ihre Fähigkeit hinausgingen.

Als nun in der Winterszeit des Zimmermanns Axt ruhte, fand Bernhard Gelegenheit, sein freilich nur sehr mäßiges Talent im Zeichnen nützlich werden zu lassen, nämlich im Bemalen von Töpfergeschirr, in dessen Anfertigung die Stadt Bunzlau sich guten Ruf erwarb. Es dauerte gar nicht lange, da konnten, wenn Bern-

hard ein Muster fertig hatte, Elisabeth und Arnold ebenfalls solch Geschirr mit Zierrath schmücken, was mehr einbrachte als das Flachsgespinnst. Es bedurfte auch bald gar keiner Wiederholung mehr von Bernhard's Lieblingsbemerkung: „Die Zeit enthält für uns Menschen den höchsten Werth, und doch ist man gegen nichts so immerwährender Missethäter als eben gegen die liebe Zeit!“ — denn der Fleiß wuchs immer fester in die Familie hinein. So schwanden Monate und Jahre, nicht im Ueberfluß, aber in Behaglichkeit, und zwischen Bernhard und der Familie Limprecht war von Mein und Dein keine Rede.

Der reiche Meister Wiedner war mit dem neuen Gesellen noch im vierten Jahre überaus zufrieden, und nicht nur bei der Arbeit; auch die Lebensweise Bernhard's gefiel ihm. Da er keinen Sohn hatte, wäre ihm ein Eidam, der sein Geschäft fortsetzte, sehr willkommen gewesen, aber freilich sollte er wohlhabend seyn. Ein solcher wollte sich nicht einstellen, und so gewöhnte sich endlich Meister Wiedner an den Gedanken: Bernhard könne seine älteste Tochter Ulrike heirathen. Diese jedoch, seit kaum einem Jahre aus

einer Pensions-Anstalt von Breslau zurückgekehrt, paßte gar nicht mehr in die Wirthschaft eines Handwerkers, und Bernhard hatte keinen Gedanken für dies Mädchen, bis Ulrike selbst ihm etwas von des Vaters Plan merken ließ, um ihn zum Vertrauten zu machen in einer Liebschaft mit dem jungen Stadtrichter Knauer, an dem Meister Wiedner eigentlich nichts Hinderliches finden konnte, als daß ein Stadtrichter kein Zimmermann ist.

Zum Mitschuldigen einer Täuschung des Vaters ließ sich indeß Bernhard nicht gebrauchen, und das Einzige, wozu er einwilligte, war ein Glückwunsch zur Verlobung der Beiden, den er gelegentlich bei dem Meister anbringen solle, um zu erfahren, welche Miene er dazu mache. Es war keine freundliche und die barsche Antwort: „Grundloses Geschwätz!" stellte die Angelegenheit nicht besser. Bernhard half sich jedoch, indem er sagte:

„Lieber Herr und Meister, ich habe also dem Stadtgerede wahrscheinlich zu viel geglaubt, mag auch wohl jetzt überall Verlobung spüren wollen, weil ich mich gestern selber verlobte mit Jungfer Elisabeth Limprecht!"

Es war so, und Bernhard hielt's für das Beste, auf diese Weise für sich die Sache in's Klare zu bringen, nachdem, als ein junger Töpfermeister sich um Elisabeth beworben hatte, deutlich geworden war, wem ihr Herz und wohin das seine gehöre.

Die Beiden hatten sich längst zu einander gefunden, anfangs so unbewußt wie zu dem Stamme sich die Epheuranke findet, und die fremde Hand, die sich bot, belehrte sie nur über das Unzertrennliche ihrer Neigung und ihrer Zukunft. Der Fleiß blieb dabei ihre Stütze, und es erfüllte sich die bei ihrer Trauung von dem Pfarrer ausgesprochene Verheißung: „So Ihr an dem Glauben haltet, wird jener liebe Gott, der allwaltende Beschützer, der schon bei den Vätern einkehrte, in Nöthen ihnen zu Rath und Rettung verhalf, aber zugleich in Prüfungen die Geduld erzog, er wird auch bei Euch einkehren, und ob unsichtbar, wird er sichtbar seyn in dem Segen, der Eurer Thätigkeit und Eintracht folgt."

Zu verkennen war es indeß nicht, daß Wiedner mit seinem besten Gesellen grollte und

ihn nur deshalb nicht entließ, weil er der beste war. Bernhard erleichterte sich die zuweiligen Ausbrüche dieses Grolls mit fügsam bescheidenem Sinn, wohl überlegend, daß des Meisters Verdruß über das Scheitern seiner Hoffnungen nachsichtig zu behandeln sey. Freilich trug dessen Eigensinn einen großen Theil der Schuld, namentlich in Behandlung seiner Tochter Ulrike, die sich endlich von ihrem Geliebten, der sich eine Anstellung in einer andern Stadt zu verschaffen wußte, hatte entführen lassen. Das versenkte den Vater tiefer in Mißstimmung, und er beschloß, der Gewerbsthätigkeit völlig zu entsagen, sein Besitzthum in Bunzlau zu verkaufen und nach Breslau zu ziehen. Als Käufer einen Zimmermeister zu sehen, wünschte er freilich, es meldete sich aber keiner, da die Erwerbung des Ganzen eine bedeutende Summe erforderte.

Bernhard war nicht ohne Besorgniß über den Wechsel der Dinge. Damals befand sich in Bunzlau nur noch ein Zimmermeister, der hatte aber vier arbeitsame Söhne, deren ältesten er bereits sein Meisterstück hatte machen lassen und den er in Wiedner's Kundschaft einzuführen

hoffte, wenn dieser das Handwerk aufgab. Fürjetzt trieb jener zweite Meister sein Geschäft nur mit den Söhnen und Lehrlingen; ob er nun künftig noch Gesellen brauchen, ob selbst in diesem Falle er Bernhard annehmen würde, war sehr zweifelhaft, und wohin dann?

Er hatte nun zwei Kinder und die Schwiegermutter, die gut mit angriff in der Wirthschaft, mit ihrem Gespinnst jedoch nur etwas Linnen zum Hausgebrauch beschaffen und sonst nichts erwerben konnte. Die stete Emsigkeit Aller verhalf zwar zu einigem Ersparten, denn Bernhard bestimmte täglich einen Groschen zu einem Nothsümmchen, aber dies mußte ohne den bisherigen täglichen Erwerb bald aufgezehrt seyn. Angestrengter als bisher wurde einstweilen, da der Winter eben wieder die Zimmermanns-Arbeit beschränkte, des Abends für Töpfereien gemalt, wobei nun stets die Ungewißheit über die Zukunft das Gespräch beherrschte, was Bernhard dadurch zu unterbrechen suchte, daß er vor dem Schlafengehen noch etwas vorlas aus der Bibel oder aus einem andern guten Buch, das ihm dieser oder jener willige Nachbar borgte: denn zu der Zeit

hatten selbst wenig bemittelte Familien einen Hausschatz an Büchern.

In solcher Ungewißheit verging der Winter, die Bau-Arbeit begann von Neuem, und mit dem Grünen und Blühen des Frühlings stärkte sich der frische Muth in der Familie.

Nicht lange jedoch dauerte es, da kam Bernhard heim mit der Nachricht: Meister Wiedner hat verkauft und in wenig Wochen geht die Arbeit zu Ende.

An diesem Abend wurde das Bemalen der Gefäße sehr still vollbracht und nur die Unbefangenheit der beiden Kinder störte das Schweigen, in welchem Bernhard, die beiden Frauen und der nun zum Zimmermanns-Lehrling gewordene Arnold bei ihren Gedanken sich Raths erholten über die kommenden Tage. Endlich fielen den Kindern die Augen zu, die Mutter brachte sie zu Bett, und während sie dann zuweilen die Wiege des noch nicht zweijährigen Söhnleins, wenn es sich regte, mit dem Fuß in Bewegung setzte, waren Alle noch eifrigst bei der Arbeit, bis der Wächter die zehnte Stunde ausrief.

Da sagte Bernhard: „Basta für heut!" und ergriff ein Buch, aus dem er schon gestern etwas

vorgelesen hatte: „Gedichte von Christian Felix Weiße.“ Als Bernhard die Blätter aufschlug, fiel sein Blick zuerst auf ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Die Zukunft“, und er las:

„Gütig hüllt in Finsternissen
Gott die Zukunft ein:
Deutlich sie voraus zu wissen,
Würde Strafe seyn.

Säh' ich Glück auf meinem Wege,
Würd' ich stolz mich bläh'n,
Und leichtsinnig oder träge
Meinen Zweck verseh'n.

Säh' ich Unglück, würd' ich zittern,
Und die künft'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
Das mich jetzt erfreut.

Was ich habe, will ich nützen,
Fernen Gram nicht scheu'n,
Und soll ich ein Glück besitzen,
Meines Glücks mich freu'n.“

„Amen!“ flüsterte Bernhard bewegt, indem er aufstand und sein Weib umarmte, die ihrerseits der Mutter die Hand reichte. „Seyd getrost,

Ihr Lieben", sprach Bernhard weiter, „und verlaßt Euch auf Gott, wie ich mich auf ihn verlasse!" In Aller Augen blinkten Thränen und lautlos standen die Drei, bis Elisabeth das feierliche Schweigen unterbrach mit dem andächtig scheuen Ausruf: „Bernhard, mir ist, als fliegt Gottes Engel durch die Stube!" — „Amen!" und „Gute Nacht!" das waren die einzigen Worte, die an diesem Abend noch gehört wurden in dem liebeheimischen Kreise.

Mit ungeschwächtem Muth brauchte Bernhard am nächsten Tage seine Axt trotz einer gewitterschwülen Luft; ihn kümmerte nicht der Schweiß, der ihm von der Stirne rann, und sein Arm ruhte nicht, bis er Elisabeth, die ihm sein Mittagsessen brachte, mit den Kindern in der Ferne sah. Danach schaute er vergnügt aus, und gewahrte, daß ein in Lumpen gehülltes kleines Mädchen den Ankommenden folgte und unabläßig seine Augen auf die Schüssel und das Brod richtete. Als die Kleine Bernhard gewahrte, blieb sie weitab stehen; er aber, von seinem leicht beweglichen Gemüth angeregt, nahm sogleich ein Stück Brod, theilte das wenige Fleisch, das in der Schüssel lag, eilte zu dem Kinde und kam

eben so eilig zurück mit dem fröhlichen Ausruf: „Nun wird's mir noch besser schmecken!“ Mehr noch ergriffen wurden Bernhard und Elisabeth, da sie beobachteten, daß jene Kleine die Gabe nicht verzehrte, sondern hastig davon lief, als hätte sie mit dem Empfangenen noch Jemand zu erquicken.

Jetzt setzte sich Bernhard, und Elisabeth, die hinter ihm stand, trocknete ihm den Schweiß von der Stirn, indem sie klagte: „O Lieber, wie bist Du erhitzt!“ Er aber entgegnete lachend: „Da tröste ich mich mit Sirach, der sagt: „Ob dir's sauer wird mit deiner Nahrung und Ackerwerk, das laß dich nicht verdrießen, denn Gott hat es so geschaffen. Also auch die Tischler und Zimmerleute, die Tag und Nacht arbeiten und Fleiß haben, mancherlei Arbeit zu machen, die müssen denken, daß es recht werde und früh und spät daran seyn, daß sie es vollenden!“

Dieses kleine Begebniß aus dem Jahre 1782 hatte einen Zuschauer, den Meister Wiedner. Er stand am Fenster seines Wohnhauses, einen eben empfangenen Brief lesend, nnd da er schon längst mit sich selbst gekämpft hatte, um den stillen Groll gegen Bernhard los zu werden, schlug den

im Grunde wohlwollenden Manne das Herz lebhafter und er sagte zu sich selber: „Der soll's seyn!“

Dies erzählte er nachmals, als er eines Abends in Bernhard's Wohnstube trat, und dann fuhr er fort: „Ettershof, Ihr seyd ein wackerer Mann, der's verdient, daß man sich um ihn bekümmert, und ich hoffe, dies auf rechte Weise gethan zu haben. Seht, hier ist ein von mir erwirktes Schreiben des Stadtraths zu Wohlau an Euch. Diese Stadt ist im vergangenen Jahr großentheils abgebrannt und bei dem Brande der Zimmermeister umgekommen, auch Keiner dort, der ihn zu ersetzen vermöchte. Durch den Syndikus, der mein Jugendfreund ist, wünschte man brieflich von mir Aushülfe, ich schlug Euch vor, und hier in diesem Schreiben habt Ihr die Genehmigung, wonach Ihr sogleich ansäßiger Meister in Wohlau werden könnt. Es sind große Summen zu dem Wiederaufbau der Häuser vorhanden, König Friedrich der Zweite selber unterstützt ihn mit 72,000 Thalern, Ihr empfangt den nöthigen Vorschuß, um das große Geschäft mit hinlänglichen Mitteln und vollen Kräften beginnen zu können, und ich wünsche Euch Glück dazu, was

bei Eurer Geschicklichkeit und Eurem Fleiß nicht fehlen wird."

Zitternd in höchster Ueberraschung nahm Bernhard das Schreiben und las es, während Elisabeth und ihre Mutter mit gefalteten Händen in gespannter Erwartung auf ihn hinblickten. Als er sich überzeugt hatte, es sey Alles, wie ihm Wiedner gemeldet, da reichte er diesem die Hand, die Worte aber fehlten ihm anfangs gänzlich, bis er endlich bei hervorbrechenden Thränen ausrief:

„Elisabeth, was uns der Pfarrer am Altar sagte, immer deutlicher ist es geworden: Gott ist bei uns eingekehrt, und Ihr, Meister Wiedner, seyd diesmal der Bote vom Himmel, der Euch lohnen wird mit dem beseligenden Gefühl, einer armen Familie geholfen zu haben, jetzt und bis in die fernste Zeit hinaus, wenn diese meine Kinder festhalten an dem Unsichtbaren, der ewig sichtbar ist in den Wohlthaten für die Seinen!"

Der Großvater hat wahrhaft gesprochen für sich und seine Nachkommen. Mein noch in hohem Alter rüstiger Vater, seine Geschwister und ihre Angehörigen, auch die Arnold's, der als Bergwerks-Zimmermann erst vor wenigen Jahren starb, sie Alle wie ihre Kinder waren und sind in

ihrer Geschäftigkeit frohe und wohlhabende Menschen. Sie wurden auch allzeit bestärkt in der Ueberzeugung: Gott kehrt noch heut ein bei Denen, die, treu ihren Pflichten, in beharrlicher Thätigkeit für die Ihrigen der Güte des allmächtigen Vaters vertrauen, und es im tiefsten Grunde der Seele erkennen: Sein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, und Seine Hülfe am nächsten, wo des Menschen eigene Hülfe in Nöthen den Ausweg nicht zu entdecken weiß.“

So endete mein Freund die Erzählung von seinem Großvater Bernhard Ettershof, der wirklich in seinem beschränkten Kreise ein ganzer Mann war, und wohl verdient hat, daß man zuweilen von ihm spricht und an ihn erinnert.

---

# Marie Fenwick.

Auf dem Markte zu Berwick sah man oft ein sehr hübsches Mädchen bei einem Vorrath von Gemüsen, Butter und Eiern flink und freundlich beschäftigt, und um sie her standen viele Käufer und Käuferinnen, denen leicht anzusehen war, wie sehr das Mädchen in ihrer treuherzigen Weise, strengen Sittlichkeit und eben so strengen, aber redlichen Rechnung Allen gefiel. Es war Marie Fenwick, die Tochter eines Pachters in der Nähe der Stadt.

Ihr Vater hatte viel Sorge und Mühe nöthig, um neben dem schweren Pachtzins noch das Sümmchen zu erübrigen, das er zum Unterhalt für sich und drei Kinder bedurfte. Seine gute Frau ließ der Himmel lange auf dem Krankenlager, ehe er sie zu sich nahm, so daß der Pach-

ter, da Marie noch nicht herangewachsen war, mehr als sonst fremde Hülfe herbeirufen und obenein viele Schillinge für die immer gehoffte Genesung seines wackern Weibes zahlen mußte, bis deren Begräbniß auch noch Kosten machte. So gerieth er in Schulden, die, ob auch die Summe Vielen gering genug erscheinen mochte, ihn sehr drückten. Nun wuchs Marie aber recht gedeihlich heran und der häusliche Sinn der Mutter war über sie gekommen, so daß sie bald der Wirthschaft mit jugendlicher Rüstigkeit nachhalf. Der alte Fenwick hatte in seiner Jugend auch Manches gelernt, und dies brachte er seinen Kindern bei, so daß diese gebildeter waren, als sie es gewesen seyn würden, hätten sie nur den kärglichen Unterricht des englischen Dorfschulmeisters genossen.

Es konnte nicht fehlen, daß die hübsche Marie Fenwick, wenn sie die Erzeugnisse der Pachtung auf dem Markt verkaufte, die Augen der Berwicker Stutzer auf sich zog, die indeß gar nicht einzustimmen wußten, wenn man in der Stadt von Mariens Trefflichkeit sprach; die jungen Herrn nannten sie schnippisch und trotzig. Unter ihnen befand sich auch Richard Mansel,

der Sohn rechtschaffener, auch nicht unbemittelter Eltern, die aber an Richard sich ihren Gram aufgezogen hatten. Er war ohne rechten Trieb zur Arbeit, aber voll Lust zu leichtsinnigen oder noch ärgern Streichen; die Eltern hatten ihn deshalb von sich entfernt und er stand als Kaufmannsdiener in einem bedeutenden Handlungshause.

Dieser Richard kam auch öfter in recht artiger Zudringlichkeit zu Mariens Marktstätte, und da sie ihn nichts weniger als zuvorkommend behandelte, so wurde bei dem jungen Mann das Herz immer heißer, so daß er zuletzt seinen Eltern erklärte: er könne und wolle nicht leben, wenn Marie Fenwick nicht die Seinige würde. Richard war im Aeußern von der Natur wohlwollend genug bedacht, dies und die Unverdrossenheit, mit der er sich um sie bemühte, hatten endlich bei Marien eine Neigung erweckt, mit der sie zwar kräftig kämpfte, weil sie den schlimmen Ruf des jungen Mannes hinlänglich kannte: aber eben an diesem schlimmen Ruf schärfte sich auch ihre Neigung in dem Gedanken, daß Richard gewiß nicht verloren gehe, wenn er sich an ein treues Herz halten könne.

So im geheimen Zwiespalt mit sich selbst, geschah es, als sie sich einst vom Markte heimwandte, daß sie mit ihrem Grauchen, dem die Körbe aufgepackt waren, an dem Hause vorüber mußte, wo Richard's Eltern wohnten, und ihre Augen thaten einen einzigen Blick dorthin. Da war es ihr, als sähe sie seine Mutter weinend am Fenster stehen; erschrocken wandte sie den Blick zu Boden, hörte aber bald eilende Tritte hinter sich, sah sich bald von Richard's Vater angehalten, der sie flehentlich bat, einen Augenblick in sein Haus zu treten: denn er wolle nicht leugnen, daß er heut sehnlich gewartet, bis sie vorüber käme, und sie werde alten, tiefgebeugten Eltern ein Gespräch der Beruhigung nicht verweigern.

Wie mit Purpur übergossen stand Marie — war es Schreck, Verwirrung oder Hoffnung? wer mag's mit einem Wort sagen, was in dem Mädchen vorging. Ihre erste That war indeß offenbar ein Anschicken zur Flucht, der alte Mansel aber zog sie halb mit Gewalt, halb mit begütigender Rede zurück, in's Haus, in's Zimmer, wo sie neben der Mutter auch Richard fand. Zu Mariens Füßen sinkend, überstürzten sich von sei-

nen Lippen die glühendsten Betheuerungen und Schwüre der Liebe, und die Eltern sprachen dazwischen von ihrer Ueberzeugung, ihr Sohn werde sich an ihrem so ehrenwerthen Ruf, an ihrer Hand aufrichten zur Stetigkeit im Guten, und sie den Segen gewinnen, einer ganzen Familie den Frieden gebracht zu haben. Marie stand da, so betroffen, daß sie nur unter Thränen entgegnen konnte: „Ich will's meinem Vater vertrauen!“ und jetzt wieder erstarkt, war sie zu einem näheren Versprechen durchaus nicht zu bewegen.

Kaum zu Hause angelangt, warf sie sich weinend an des Vaters Brust und erzählte, wenn auch nur mit scheuen Worten, was sich mit ihr begeben. Der alte Fenwick schüttelte bedenklich sein greises Haupt und sagte: „Mir gefällt der Richard nicht! Wer so früh mit der Sünde verkehrte, der wendet sich gar zu gern von grader Straße wieder zu den ihm behaglichen Irrwegen.“

Es währte aber gar nicht lange, da kam Richard mit den Eltern auf die Pachtung, und der alte Fenwick sah scharf genug in Mariens Herz, so daß er gegen die Bestürmung zuletzt mit der ruhigen Rede nicht mehr aufkommen

konnte, und Marie wechselte bald danach mit Richard den Verlobungsring.

Richard Mansel erklärte sich nun für den diesseits glücklichsten Menschen auf Erden, gab sich auch für eine Weile den Anstrich der Besserung, und vor Allem wollte er die Hochzeit beeilt wissen, wogegen Marie sich sträubte, bis sie später nachgab mit folgender Bedingung: „Richard, Dein Unglück waren bisher besonders Kartenspiel und Würfel; ein halbes Jahr hast Du zu meiner Freude beide gemieden: thu' es noch ein halbes Jahr, dann will ich mich Dir vertrauen, bis der Tod uns trennt."

Richard murrte zwar ein wenig, doch fügte er sich in Mariens Ernst und meinte hochfahrend: „Wer einmal so lange die Verführung von sich gewiesen, sey gegen sie gewaffnet." Aber Schelme, sagt das Sprüchwort, halten's bei der Ehrbarkeit nur aus, wenn sie schlafen. Nicht undeutlich ergab sich bald aus seinem Betragen, daß er sich, wie er in seinen Gedanken meinte, für zu hochstehend ansah, um Hofmeistereien zu dulden; auch hatte er schon Dies und Jenes an Mariens Schlichtheit auszusetzen, und wollte rasch eine Stadtdame aus ihr

machen; dem Allen widerstand Marie, ward aber nachdenklicher.

Nun kam eine neue Gesellschaft von Spielern nach Berwick; Richard vergaß seines Worts, spielte und verlor den größten Theil seines Geldes, das seine Eltern ihm zur häuslichen Einrichtung gegeben hatten. Marie erfuhr es, ward aber dennoch gerührt von Richard's Bitten, die er in Schmerz und Verzweiflung aussprach; sie vergab ihm — war aber nach wenigen Wochen in derselben Lage. Unter Thränen und Seufzern verlebte sie ihre Tage und würde das Verhältniß zu dem Leichtsinnigen aufgegeben haben, wenn nicht seine alten Eltern mit ihrem Kummer stets wieder dazwischen gekommen wären, und diese hatte sie sehr lieb gewonnen.

In der letzten Zeit war Marie nicht mehr auf den Markt gezogen — denn dagegen hatte Richard gleich anfangs, selbst mit eifersüchtiger Gluth, sich aufgelehnt; einer ihrer Brüder, der nun kräftig und Landwirth genug war, übernahm dies Geschäft. Doch zagte Marie immer, wenn er zurückkehrte, denn immer brachte er schreckende Nachrichten über Richard mit, der auch schon viel seltener sie zu besuchen kam. Deshalb war es

Marien ganz recht, daß der alte Fenwick, da der Schulmeister des Dorfes starb und Jenem dessen Stelle angetragen wurde, sie annahm; sie bezog nun mit dem Vater das Schulhaus und theilte ihre Sorge zwischen Vater und Brüder.

Zu allen üblen Nachrichten über Richard verlautete nun auch noch, daß er in das Netz einer jungen Schauspielerin gefallen sey, mit der er sich schon weit verstrickte, so daß es hieß: er wolle sie heirathen und Schauspieler werden. Da gab es nun allerdings heftige Auftritte, wenn Richard ja zuweilen noch im Schulhause einsprach, und der alte Fenwick für den Gram seiner Tochter das Wort nahm. Sichtlich ward es auch, daß sich Richard nur einfand, um Gelegenheit zu ertrotzen, daß Marie ihm sein Wort zurückgäbe, und er der gesetzlichen Entschädigung nicht verfalle.

Zu der Zeit erkrankte Richard's Mutter und Marie ging öfter, wenn sie von Hause abkommen konnte, nach Berwick, um jene zu pflegen und zu trösten, obwohl sie des Trostes selber so bedürftig war. Nach einem solchen Gange zur Stadt kam sie einst sehr spät in höchster Aufregung zu ihrem Vater heim; bald darauf, es war schon

gegen Mitternacht, wurden die Brüder nach dem Schulhaus gerufen. Am andern Morgen begleitete der alte Fenwick seine Marie nach dem Postgebäude in Berwick, gab ihr seinen Segen mit den Worten: „Lerne vergessen, und sey so glücklich, wie Du es verdienst!“ — und in wenigen Minuten war sie auf dem Wege nach London.

Sie hatte dort einen Oheim, der ihr eine Stelle im Hause des Lord T** verschaffte, wo sie über die jüngeren Kinder die Aufsicht führte. Auch hier ward sie bald so beliebt, daß der Lord, dem der Posten eines Gouverneurs in Indien übertragen wurde, sagte: es würde ihn und seine ganze Familie herzlich freuen, wenn sie sich entschließen könne, mit ihnen zu reisen. Marie willigte ein, wenn ihr Vater es zugeben wolle, und dieser that es, freilich mit Schmerz, doch auch mit dem Trost, daß es ihr ja wohlgehe im Hause des Lords. Die Abfahrt nach Indien verzögerte sich indeß wegen ungünstigen Windes; man wartete von Tage zu Tage, aber noch immer vergebens. Da empfing Marie von Hause einen Brief, den sie in Schrecken und Thränen las.

Richard Mansel war angeklagt, vor längerer Zeit einen falschen Spieler, der ihm sein Geld abnahm, ermordet zu haben. Jack Osborne — so hieß dieser Spieler — gerieth mit Richard damals in Streit, das wußte man, es kam sogar zur Schlägerei. Da indeß Jack Osborne bald darauf verschwunden war, glaubte Jeder, er habe sich zu seinen Ränken einen andern Ort erwählt und Niemand kümmerte sich weiter um den Taugenichts. Es kamen aber Fragen nach ihm, es wurde ausgemittelt, daß Berwick der letzte Ort gewesen, wo man ihn gesehen, und in der Untersuchung sollte ermittelt seyn, daß Richard Mansel der Letzte war, der mit Jack Osborne gesprochen, und in Heftigkeit gesprochen habe. Dazu fand man bei Richard ein paar Pistolen, die als sonstiges Eigenthum Jack's erkannt wurden, und die Aussage: er habe sie von Jack Osborne als Zahlung einer Spielschuld empfangen, fand keinen Glauben.

Nachdem durch die eingeleitete Untersuchung der Vorfall Stadtgespräch geworden, traten zwei Männer auf mit dem Zeugniß: sie wären am Abend des Tages, wo man Osborne zuletzt gesehen, außerhalb der Stadt an einem Gebüsch

vorübergegangen, hätten ein Schreien und Gestöhn gehört, da es aber plötzlich still geworden, hätten sie sich nicht weiter darum gekümmert, weil sie ohnehin Eile zu ihrem Geschäft nöthig gehabt. Bei der Nachsuchung fand sich Osborne's Leichnam, an dem, wegen des trockenen Bodens, in welchem er eingescharrt lag, die Kleider fast unversehrt geblieben waren. Als nun gar ein dritter Zeuge auftrat, aussagend, er habe am bezeichneten Abend, dem des dreiundzwanzigsten Septembers, in jener Gegend Osborne mit einem Manne gesehen, der ihm Richard Mansel zu seyn geschienen, so war es Allen außer Zweifel, daß er der Mörder sey.

Er selbst, da er erkannte, daß diese Aussagen sein Leugnen überwältigten, begab sich zuletzt alles Einspruchs, und nur seinem, dem Jammer fast erliegenden alten Vater machte er endlich, nach sichtbarem harten Kampfe, das Geständniß: Marie Fenwick allein könne seine Unschuld darthun; er wolle aber lieber sterben, als der von ihm so vielfach Gekränkten noch einmal gegenüber stehen; auch habe sie, setzte er hinzu, England

längst verlassen und ihn ereile die Strafe für seine Untreue.

Der Brief, den Marie erhalten, war von dem Vater Mansel. Kaum daß sie ihn gelesen, stürzte sie zu Lord T**, vertraute ihm das Nöthigste, und dieser selbst machte Anstalt, daß sie so eilend als möglich in Berwick eintreffen konnte.

Tages nach ihrer Ankunft erschien sie vor Gericht, geführt von ihrem alten Vater, und als sie an die Schranken trat, erhob sich ein Gemurmel des Staunens; sie war schöner noch als zuvor und hatte an edler Haltung gewonnen. Doch wie sie sprechen wollte, vermochte sie es nicht; ihr Blick hatte entdeckt, daß neben ihr Richard stand, in tiefer Niedergeschlagenheit, die Hände vor sich hin gefaltet. Sie hob die Blicke zu Gott hinauf, man sah es, daß sie Stärkung suche im Gebet, und dann sprach sie mit fester Stimme: „Richard Mansel kann zur angegebenen Zeit Jack Osborne nicht ermordet haben, da er eben in diesen Stunden sich mit mir auf der Straße nach S** getroffen, an der entgegengesetzten Seite von Berwick.“

„Und woher wißt Ihr so genau die Stunde, und wie wollt Ihr uns überzeugen, daß Ihr Euch nicht irrt? Euer Wort allein kann hier nicht genügen!“ sprach der Staats-Anwalt.

Marie Fenwick schwieg einen Augenblick, ein schmerzlicher Kampf ging in ihr vor, fieberhaft hob sich ihre Brust. Dann zog sie rasch ein kleines Papierheft aus ihrem Busentuch, reichte es dem Anwalt und sprach mit bebender Stimme: „Leset, wo ich gezeichnet habe!“ Es war ein älteres Bruchstück ihres Tagebuchs, worin sie eben nicht die Begebenheiten jedes Tages, wohl aber die für ihr Leben wichtigsten einzutragen pflegte. Der Anwalt las:

„Der dreiundzwanzigste September — es war der härteste Tag meines Lebens, und Gott möge helfen, daß ich dies einst mit Ruhe lese. Ich war nach Berwick gegangen, um Richards Mutter einige Arznei zu bringen und mit ihr zu sprechen, daß sie sich nicht ganz verlassen fühle auf ihrem harten Krankenlager. Ich blieb bis gegen acht Uhr Abends, ich konnte mich nur schwer von ihr trennen. Die Dämmerung war schon eingebrochen, und ich beeilte mich, die Heimath zu erreichen. Da stand plötzlich Richard

vor mir, der mich sonst zu begleiten pflegte, sich aber nach und nach immer weniger um mich bekümmert hatte. Jetzt hielt er mich auf, sagte mit den bittersten Worten, daß er mich gar nicht zur Frau haben möge, und forderte von mir den Verlobungsring. Ich hatte Fassung genug, ihm zu antworten: „Ich erhielt diesen Ring Angesichts Deiner Eltern und meiner Familie; nur vor diesen Zeugen werde ich ihn zurückgeben.“ Er wurde wüthend, drohte, und bat dann wieder, Alles durcheinander, so daß unser Gespräch sich in die Länge zog, da ich noch einmal ihm in's Gewissen redete. Er gerieth ganz außer sich, und weil mich Angst befiel, suchte ich ihm zu entkommen; er aber verfolgte mich, schlug nach mir, wenn er mich erreichte, und ich strengte alle Kräfte an, mich vor ihm zu retten; bald jedoch fühlte ich mich ermattet, er holte mich ein, umfaßte mich gewaltsam. Eine Weile mag ich mit ihm gerungen haben, dann sank ich ohnmächtig hin. Als ich wieder erwachte, war ich allein, der Ring mir genommen; ich erholte mich, hörte von unsrer Thurmuhr zehn schlagen und erkannte, daß ich in der Nähe unsres Dorfes war. Sobald es meine Kräfte erlaubten, stürzte ich nach Hause,

sank zusammen in den Armen meines guten Vaters, dessen Warnungen ach! nur zu hart in Erfüllung gegangen waren. Ich armes, unglückliches Mädchen! — doch Gott wolle Richard vergeben und ihn auf bessern Weg leiten."

Marie veränderte, während der Anwalt las, mehrmals die Farbe, und sie wäre umgesunken, hätte nicht ihr Vater im rechten Augenblick die Sinkende unterstützt. Als nun der Anwalt schwieg, brachen unter den Richtern und der ganzen Versammlung Worte der Rührung und Bewunderung aus. Man harrte, bis die so schwer Mißhandelte wieder einige Fassung errungen hatte, dann sprach der Anwalt mit unterdrückter Bewegung: „Marie Fenwick, das ist ein vollkommenes Alibi und spricht Richard Mansel frei von der gegen ihn erhobenen Anklage. Ihr selbst aber seyd von ihm mißhandelt, und ich frage Euch demnach, ob Ihr Euer Recht in Anspruch nehmen wollt?"

Marie entgegnete mit Wehmüth: „Nein! Richard Mansel hat doch eher sterben wollen, als daß er mich hier sähe, mit diesem Geständniß hier sähe. Ich bitte Gott, er möge dies eine Erschütterung seyn lassen, in der er endlich den

Weg der Reue und Besserung festhält; ich habe ihm von ganzem Herzen vergeben."

Im lautesten Jubel des Entzückens ward Marie Fenwick nach dem Hause ihres Vaters begleitet, und bis zu ihrer Abreise beeiferte sich Jeder, sich zu ihr zu drängen, ihr Alles anzubieten, was sie möge oder bedürfe. Mit stiller Dankbarkeit erfreute sie sich der allgemeinen Theilnahme, Wünsche hatte sie nicht.

Unter Denen, die aus dem Gerichtssaal ihr gefolgt waren, befand sich auch ein junger Mann, ein Landgeistlicher dem Ansehen nach; er hielt sich von fern, schien keines Worts mächtig, doch verwandte er kein Auge von Marien, und nur, als sie Allen gedankt und geäußert hatte: sie reise noch in dieser Nacht zurück, da ihr Gebieter, Lord T**, ihretwegen seine Reise nach Indien aufgeschoben habe, war der junge Mann plötzlich verschwunden.

Marie kam in London an, und als sie in des Lords Haus trat, stand jener junge Mann vor ihr und bat, den Blick zu Boden gewendet, sie möge ihm behülflich seyn zu einer Audienz bei Lord T**, der, großer Geschäfte halber, von einem Fremden sich nicht wolle sprechen lassen.

Marie hatte ihn daheim bemerkt, und erkannte ihn nicht ohne Verlegenheit wieder. In dem Augenblick kam ihr Lord T**, von ihrer Wiederkehr erfreut, mit der ganzen Familie entgegen, und der junge Mann stand mitten darunter, so daß endlich der Lord aufmerksam wurde und sich seinetwegen erkundigte.

Der Fremde nahm das Wort und sprach: „Ew. Herrlichkeit, ich habe eben Marie Fenwick ersucht, mir den Weg zu einer Audienz bei Euch zu zeigen!"

Der Lord sah bald auf ihn, bald auf Marien, die vor dem zweifelhaft fragenden Blick erröthete, und trat dann mit dem jungen Mann in das Sprechzimmer. Kurz darauf ließ der Lord Marien rufen; er war allein. „Es scheint Gottes Wille nicht", sprach er, „daß Ihr uns nach Indien begleiten sollt. Der hübsche Fremde, jüngerer Sohn aus einem achtbaren Hause, kommt nur Euretwegen, will Euretwegen mit nach Indien; indeß dächte ich, da seine Person und seine ihn reichlich ernährende Pfründe sehr annehmbar sind, Ihr schenktet ihm die weite

Reise und nehmt es mir nicht übel, wenn ich, bedrängt von meinen eigenen Angelegenheiten, so gradezu mit Euch spreche; denn ich halte den Antrag des jungen Mannes für eine vom Himmel gesandte Vergeltung Eurer schweren Trübsale."

Marie schüttelte schmerzlich ihr Haupt und gestand aufrichtig: daß jeder Gedanke an eine Heirath sie erschrecke. — Der junge Mann, Arthur Wallstone, ging wirklich mit nach Indien; er bewarb sich dort so ausdauernd und innig um Marien, daß sie endlich mit ihm zurückkehrte und als seine Gattin in der Nähe ihres Geburtsorts sehr glücklich lebt.

Von Richard Mansel aber hat man nie wieder etwas gehört, und der Mörder Osborne's blieb unentdeckt.

---

# Die Recension und der Maskenball.

Der Kammerherr Baron von Sellburg hatte den ganzen November-Monat auf seinem Dorfe zugebracht, weil er sich einbildete, er sey der Stadt überdrüssig, und die Langeweile bestimmte ihn eben, ein Gedicht auf die Freuden des Landlebens zu entwerfen, da brachte ihm der Stadtbote mit Briefen zugleich Journale. Diese wurden in Delinquenten-Angst ergriffen, denn der Herr Baron hatte neulich die Last seines mit Poesien gefüllten Schreibtisches durch den Druck geschwächt, und fürchtete nun der Recensenten heimliches Gericht, welches so oft am wahrhaften Kreuzwege der Schriftsteller lauert, ihnen den Pfad zum Verleger und zum Erwerb, also gleich-

sam auch den Hals abzuschneiden. Dies war bei dem Baron nicht möglich, denn er bezahlte dem Verleger alle Kosten, dachte nicht an Honorar und strebte einzig nach Unsterblichkeit, deren Leichenrede er aber vor sich zu haben wähnte, als er las:

„Gedichte von Franz, Baron Sellburg."

„Jeder, der begriffen hat, daß sich reimen: Liebe, Triebe, Sonne, Wonne, Herz, Schmerz, Lust, Brust, mag es sich jetzt länger nicht verhehlen, daß er Dichter ist, so auch der Erzeuger dieses aufgedunsenen Bandes schwülstiger Verse, der im Reiche der Gedanken ein Fremdling ist und von der Phantasie höchstens den Pflichttheil empfing. Statt sich zu bewegen in göttlicher Keckheit und genialer Verkehrtheit, kann sich der Verfasser nicht lossagen von der armseligen Vernunft; bei seinen Gedanken bemerkt man so leicht den Grund, als wie in einem klaren Teiche, und alle seine Geschöpfe kamen nur auf die Welt, um ihre gereimten Todtenscheine zu präsentiren. Ist es daher dem Verfasser nicht erlaubt, Land zu gewinnen auf dem Parnaß, so mag er daheim

das seinige bauen, und die poetische Ader etwa am Erndtefeste fließen lassen, wo es ja niemals darauf ankommt, ob der Geist eine Erndte hat oder nicht."

Wüthend über einen so „göttlich groben", offenbar in der romantischen Schule erzogenen Burschen, der ihm mit unsichtbarer Hand die Glorie vom Haupte riß, schritt der Baron im Zimmer umher und ergoß endlich seinen Schmerz in ein Selbstgespräch, damit endend: daß man auf die Köpfe dieser literarischen Blindschleichen Preise setzen sollte, wie etwa auf die Köpfe blutsaugender Bestien; daß man sie ausstoßen sollte aus jedem Religionsbunde, wie die Türken es thun mit den schweren Verbrechern, oder sie bei der rechten Hand aufhängen, womit sie sündigen, oder sie ersäufen in einem schwarzen Meere galliger Tinte!

Als sich indeß die zweite Folge seines Gefühls nahte, ein stiller Zorn, griff er nach den Briefen und fand in einem die Einladung seiner Schwester, der Gräfin Buchheim, einer jungen lebelustigen Wittwe, zu einem großen Maskenball

in der Residenz. Sein Entschluß war bald gefaßt, er mochte mit dem verdammten Journal nicht unter einem Dache bleiben, und so saß er eine Stunde nach seinem Aerger mürrisch in dem Wagen, welcher wegen der durch die Jahreszeit entstandenen übeln Wege sich nur langsam fortschob. Schneeschwere Wolken, ein niederduftender Nebel, die sparsam mit Tannen bewachsene Gegend, durch welche nur zuweilen eine Schaar ächzender Krähen flog, dies Alles war nicht geeignet, seine Seele heiterer zu stimmen, und statt sich durch diese Hülfsgaben der Natur zu einem Gedicht im Geist Ossians hinreißen zu lassen, bezog er Alles auf die Recensenten. Der Nebel glich ihrem Verstande, die ärmliche nichts erzeugende Gegend ihrem Streben, und die Krähen waren ihre Sinnbilder, denn wie diese an den Körpern nagen, so, meinte der Baron, thäten dies die Recensenten am Geist Anderer. Bei solchen Stachelgedanken unterbrach ihn der Kutscher Johann, der ihm zurief:

„Gnädiger Herr, auf dem ganz durchnäßten und schlüpfrigen Wege wankt ein Mann mit greisem Haupt und kann nicht mehr fort.“

„Ach!" zürnte der Baron, sich zurückwerfend, und der Wagen fuhr langsam weiter, bis nach einigen Augenblicken der Baron auffuhr:

„Aber, Johann, du wolltest ja dem alten Manne in den Wagen helfen."

Johann ließ sich das nicht zweimal sagen, bald saß neben dem finstern Baron ein freundlicher Greis, der sich als einen ehemaligen Pachter ankündigte und mit Offenheit seine nicht sehr lichtreiche Lebensgeschichte erzählte. Er schloß damit, daß sein sonstiger Gebieter, der Herr von Wellthal, kürzlich arm gestorben und sein Landgut in die Hände eines Wucherers gefallen sey, der ihn bald aus dem Pacht verdrängt habe. Durch dieses Mißgeschick und lange Krankheit seiner Frau sey er zurückgekommen, und er würde ganz verkümmern müssen, wenn nicht Fräulein Lida von Wellthal, welche jetzt bei einer Tante in der Residenz lebe, mit ihren geringen Ersparnissen ihn und seine Familie unterstütze.

„Recht schön, recht scharmant von dem Fräulein!" sprach der Baron zerstreut dazwischen.

„Jetzt eben", fuhr der Greis mit Thränen im Auge fort, „will ich wieder den schweren

Gang thun zu ihr, denn ich weiß von meiner Tochter, die bei ihr ist, daß es dem guten Fräulein selbst nicht wohl geht. Indessen heute ist der Tag, wo sie mich erwartet, und sie würde zürnen, wenn ich nicht käme."

Während dieses Gesprächs wurde der Baron immer nachdenklicher, denn er entsann sich, daß sein Vater und Herr von Wellthal im Leben Freunde waren. Er erinnerte sich auch der Tochter, aber es war ihm kein Eindruck davon zurück geblieben; doch seine Jugendzeit ging durch diese Erinnerung berührt mit allen ihren Freuden an seiner Seele vorüber.

Der Wagen zog durch das Thor der Residenz, und der Baron erkannte nicht eher wieder die Gegenwart, bis der Greis, höflich dankend, aussteigen wollte.

„Ach, guter Mann", sprach Sellburg jetzt hastig, „Ihr könntet mir einen rechten Gefallen thun, wenn Ihr ein paar Zeilen an die Gräfin Buchheim, meine Schwester, abgeben wolltet."

Der Greis war gern bereit, und Sellburg schrieb der Schwester französisch: daß sie auf seine Mittel und ihm zu Liebe etwas auffinden möchte, dem armen Pachter zu helfen. Er schloß

damit, daß dies ein Geschäft sey für das Zartgefühl der Frauen, deshalb überlasse er es dem Herzen der Schwester.

„Grüßt auch Fräulein Lida von Wellthal von Franz von Sellburg!" sagte er noch; der Greis ging und der Wagen rollte weiter.

„Fahre rasch, Johann!" rief der Baron, denn ihn grüßten schon mehrere Bekannte und auf jedem Gesicht glaubte er zu lesen, daß die ganze Stadt die fatale Recension schon kannte. Plötzlich hörte er durchdringendes Geschrei, und ein junger Mann fiel den Pferden in die Zügel, indem er heftig declamirte:

„Schändlich ist es, daß nicht einmal die kleinsten Gesetze des Landes respectirt werden! Darum aber heißt das lateinische Wort: Leges, die Gesetze, rückwärts Segel, denn die Gesetze sind jetzt wahrhafte Segel, die man nur braucht, wenn der Wind dahin steht, wohin man will."

„Ereifre Dich nur nicht, mein gar wunderlicher und — nimm's nicht übel! — oft auch etwas verschrobener sprach- und wortspielender Münter", unterbrach ihn der Baron, und Jener rief dazwischen:





„Ei, bist Du's, Sellburg? Wie kannst Du aber so rasch fahren lassen? Da hat nun Dein rollender Wagen einer Dame das Kleid ganz entsetzlich bespritzt.“

„Das thut mir sehr leid!“ klagte Sellburg, und rasch war er aus dem Wagen, sich zu entschuldigen, was jedoch nur mit Stottern geschah, denn vor ihm standen drei Damen, eine alte, zwei junge, und eine davon war so schön, daß die Schilderung deshalb unmöglich ist, weil der geringste Grad der Wahrheit Uebertreibung scheinen würde.

Sellburgs Wagen hatte glücklicherweise nur die alte Dame bespritzt, und während er also diese um Nachsicht und um die Güte bat, seinen Wagen zu benutzen für den ferneren Weg, gewann er Zeit, sich von dem Anblick der Schönheit zu erholen.

Die alte Dame hatte einstweilen, so gut es ging, den Schaden bedeckt, und wollte das freudige Erbieten annehmen, sobald sie in einer nahen Galanterie-Handlung etwas gekauft hätte. Der Baron begleitete die Damen, ersuchte aber zuvor den Assessor Münter, dem indeß die zweite,

auch recht hübsche Dame für seine Aufmerksamkeit gedankt hatte, ihn ja heute noch zu besuchen.

Die beiden Grazien blieben mit Sellburg außer dem Laden, und während sie die Sachen an den Schaufenstern betrachteten, antwortete ihm die ziemlich lebhafte zweite Nummer auf die Frage: ob sie auch Zierden des Maskenballs seyn würden: „Nein, nur Frau von Ballenhorst wird dort erscheinen. Fräulein Lida und meine Wenigkeit können unterdeß zeichnen, weshalb auch die gnädige Frau mit den Kleinigkeiten zum Balle für sich einige Crayons für uns kauft.“

„Fräulein Lida!“ wiederholte sich der Baron, und rasch fragte er: „Wollten Sie wirklich dem so seltenen Vergnügen sich entziehen?“

„Ja, wir müssen uns wohl dem ehernen Schicksal fügen, welches bei uns nur zwei Verfügungen hat: die Tante will, die Tante will nicht!“ bemerkte die Lebhafte.

„Ich gehorche recht gern“, sprach Lida sanft, „und du Alma könntest wohl schweigen!“ fuhr sie fort.

„Da gehorch' ich nicht recht gern!“ scherzte diese. „Das Schweigen will ich aber doch ein wenig üben, damit es mir nicht allzuschwer wird, wenn ich ja einen Mann bekäme, was doch wohl möglich ist!“

Lida schien unzufrieden, der Baron lachte und wollte die Muthwillige eben bitten, die Uebung noch zu verschieben, da rauschte die Tante aus dem Laden, die Damen stiegen in den Wagen des Barons, dessen Augen hier und bei einem kurzen Eintreten in die Wohnung der Tante hinlängliche Zeit hatten zu ergründen: daß es nichts Himmlischeres auf Erden gäbe, als die reizende Lida. Ueber dem Anschauen ging dem Baron jeder Gedanke an die Recension verloren, bis er einsam sinnend in einem Zimmer seiner Stadtwohnung saß, wo ihn Münter weckte, indem er hastig hereinstürzte und einen Brief auf den Tisch warf, mit den Worten:

„Da hab' ich einmal wieder ein postfreies Donnerwetter vom Papa empfangen! Alles noch wie sonst! Laß einmal ein Frühstück geben, damit ich den Aerger verschlucke.“

„Lebt Ihr noch immer im Unfrieden?“ fragte Sellburg und befahl dem Diener.

„Wie sollten wir nicht, Du kennst ihn, er hat kein Vermögen und viele Kinder, und da er sich nur durch das Leben quälte, so will er, daß es seinen Kindern besser werde; deshalb soll ich mit aller Gewalt eine reiche Verwandte heirathen.“

„Bist Du noch immer so gegen die Weiber?“

„Ich finde noch immer, daß die Engländer recht haben, das Weib Woman zu nennen. Wo heißt Weh, Man der Mann, das ganze Wort also: des Mannes Weh. Uebrigens habe ich meine liebe Verwandte einmal besucht, sie prahlte mit einem Dutzend aufgehängter Silhouetten von Liebhabern und schalt dabei die Treulosigkeit der Männer; ich aber will lieber en effigie gehängt seyn und zeitlebens arm wie Hiob bleiben, als an ihrer Seite alle Grade der Tortur ausstehen. Und nun ist sie noch so herzlich albern, daß mir bei ihr immer einfiel: das Adjectivum dämlich käme wahrscheinlich von Dame.“

„Du führst doch Alles auf Deine Liebhaberei, die Verwandtschaft und Beziehung der Sprachen“, spöttelte Sellburg.

„Und Du, Freundchen, bist noch immer ungläubig; aber der Zusammenhang der Sprachen ist so gewiß, als mein Entschluß, nicht eher weiter zu reden, bis ich ein Glas geleert habe."

Die beiden Freunde stießen an auf heitere Zukunft, wobei sie tief seufzten, dann fuhr Münter fort:

„Sieh, es steht im elften Capitel des ersten Buch Mosis, bei der Erzählung vom Thurmbau zu Babel, ausdrücklich:

„Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache und der Herr sagte: Laßt uns herniederfahren und ihre Sprache verwirren." Hörst Du, verwirren, also unter einander werfen! Daher heißt der Ort, wo dies geschah, Babel, versichert die Schrift, und — im Vorbeigehen gesagt — ich glaube von diesem Worte haben die Engländer und Franzosen ihr babble und babiller: plaudern. Auf die Aussprache kommt es gar nicht an, das ist eine Verwirrung in der Verwirrung. Und daß sich Spuren einer allgemeinen Sprache vorfinden, selbst bei den wildesten Völkern, las ich noch neulich in einer Recension, daher — aber was ist Dir denn?"

Der Baron war bei dem Worte „Recension“ aufgesprungen und ging unruhig im Zimmer auf und nieder, bis er sich endlich wieder hinsetzte mit der Antwort: „Nichts, gar nichts!“ — Aber Münter füllte die Gläser so oft, daß Sellburg's Jammer aus dem Herzen floß.

„Nichts weiter als eine schlechte Recension?“ tröstete Münter. „Das ist ja heut zu Tage gar nichts Seltenes, wie kannst Du Dich darüber ärgern? Höre, Freundchen“, fuhr er fort, „die Recensionen sind jetzt zumal, seit wir beinahe keine Literatur-Zeitung mehr haben, erbärmliche Courszettel über literarischen Werth. Preist man, so gaben Verleger oder Verfasser ihren schlechten Papieren goldene Räder, um sie durch überraschende Beurtheilung schnell los zu werden. Sind die Recensenten noch so ziemlich gnädig, so sandte man ihnen mit Lobsprüchen ihres geltenden Urtheils mindestens ein Frei-Exemplar auf Velin-Papier, und geht es dann auch mit den Werken, wie mit unsrer Zeit, wo wenig zu rühmen und viel zu dulden ist, so thut man dies mit Humanität. Ich machte mir niemals viel aus den Recensenten, und habe doch auch

einmal gedichtet aus Oeconomie, und es bleiben lassen, ebenfalls aus Oeconomie."

Sellburg fragte lächelnd: wie er das meine?

„Sieh, als ich zur Universität ging", erzählte Münter, „da glaubte die hochedle Sippschaft: man lernte dort auch Verse machen, und jeder Geburts- oder Namens-Tag wurde mir nun zart und unzart angedeutet, damit ich ihn verherrlichen sollte durch einen poetischen Paraderitt. Anfangs ließ ich mir von einem burschikosen Reimhusaren was hersäuern, mußte jedoch dafür bezahlen; das war mir unbequem, und ich machte am Ende selbst Reime; wie Du merkst, aus Oeconomie. Freunde und Verwandte fanden die Sachen aber so über alle Begriffe schön, daß ich sie dem Druck übergeben mußte. Unter dem Druck der Eitelkeit legte ich mich nun mit Liebe auf die Dichtkunst, und hatte ich einen leidlich gebornen Gedanken, so mußte ich mich mit einer Flasche Wein erfreuen, denn ich dachte: er wäre es werth, und im Weine würde mehr bescheert. Auch wußte ich, daß alle Dichter tranken, ich aber trank nicht, um zu dichten, sondern ich dichtete, um zu trinken; als ich jedoch merkte, daß meine wenigen

poetischen Gedanken meinem Vater zehnmal mehr kosteten, als meinem Verleger, so ließ ich das Dichten bleiben: wie Du merkst, auch aus Oeconomie."

„Das Weintrinken aber scheinst Du noch mit Liebe zu treiben", scherzte Sellburg.

„Vitis est Vita! Reben sinds Leben!" erwiederte Münter. „Es ist hier wie mit dem lateinischen Worte Sitis für Durst, welches herrlich auf Vitis reimt und sich rück- und vorwärts gleich bleibt; ganz so wird es mir im ganzen Leben mit dem Durst gehen. Aber ich kann Dir auch noch mit Versen dienen! Schenk' einmal ein und höre, was ich singe!"

Verschaffte Gold mir langes Leben,
Erspart' ich ängstlich Schätze mir,
Um sie dereinst dem Tod zu geben,
Rief mich sein Machtspruch fort von hier!

Doch hilft kein Gold zu langem Leben,
Was schadet dann die Armuth mir?
Es lebt sich, dem Geschick ergeben,
Bei Lieb' und Wein gar herrlich hier!

„Bis auf eine kurze Sylbe, wo eine lange stehen sollte, ganz gut!" rief Sellburg. „Aber

sag' einmal, Münter, wie kommst Du Weiberhasser denn dazu, die Liebe zu erheben?"

Münter wurde verlegen und stotterte endlich: Ja, der Rhythmus hat mich genirt und übrigens ist das Ding nach dem Griechischen des Theramenes — aber etwas sehr frei, denn ich verstand nicht viel Griechisch, lernt' es aber jetzt zu meinem vergleichenden Sprachlexicon, — und ich durfte doch dem Dichter nichts Anderes unterschieben."

Bei fortwährendem Necken des Barons vertheidigte sich Münter empfindlich und hartnäckig, woraus jener mit allem Rechte schloß: daß Amors Herrschaft anerkannt sey. Immer eifert ja Der am meisten für Freiheit, der sie am wenigsten besitzt, und deshalb meinte Sellburg: er werde den ehescheuen Münter wohl bald vor dem Altare sehen.

„Mit meinem Willen nicht", entgegnete dieser, „denn die Spanier sind schlau, wenn ihnen das Wort Altar auch Ruhestätte bedeutet: Hymens Altar ist eine Ruhestätte, aber die letzte im Leben!"

Der lustig gewordene Sellburg versöhnte den grämlichen Freund, und da man bis zum

Mittag bei dem Frühstück gesessen hatte, eilte Münter nach der Session, versprechend, am nächsten Tage wieder zu kommen. Sellburg ergriff Hut und Stock, die Schwester zu besuchen; er mußte aber die Wege nicht genau wissen: denn er stand bald, wie hingeweht, am entgegengesetzten Theile der Stadt, vor Lidas Wohnung, wo eben Alma den Vater Pachter bis an die Hausthüre begleitete.

„Das ist recht, daß Sie uns so bald wieder besuchen!" rief sie dem Verlegenen zu. „Mein Fräulein hat mir erzählt, daß Sie ihr Jugendgespiele waren, und da bilde ich mir ein, sie müßten sich recht viel zu erzählen haben."

Schweigend trat der Baron ein und nach einigem Stottern entdeckte er, daß er gekommen sey, die Damen zu bitten, ihm beizustehen bei einem Einkauf für den Ball.

Sie waren bereit bis auf die Tante, die im Nebengemache mit ihrem Putz emsig beschäftigt blieb, und Lida eilte, ihren Anzug für das Ausgehen zu ändern. Unterdessen sprach der Baron mit Alma, die ihm, auch im Namen des Fräuleins, lieblich dankte für die Empfehlung des Vaters an die Gräfin Buchheim, und so spann

sich die Unterhaltung fort. Sie war von der Natur mit großen Gaben bedacht, hatte aber diese erst spät, als das Fräulein sie zu sich nahm, ausbilden können, und dies geschah immer noch mit einem so heftigen Triebe, daß sie ein sonderbar angenehmes Wesen gewann, welches Alles achtete, nur nicht die fade Gewöhnlichkeit.

Der Zufall brachte das Verhältniß beider Geschlechter in Anregung und Alma behauptete kühn: Weiber hätten gleiche Rechte wie Männer, und wenn dies den Herren der Schöpfung übertrieben schiene, so hielten sie, in Eigensucht verstrickt, Dinge für recht, die völlig unrecht wären.

Als Sellburg hindeutete auf die Schwäche des schönen Geschlechts, erwiederte sie lebhaft: „Ei, da müssen wir mehr Rechte haben, denn ein guter Gesetzgeber nimmt sich der Schwachen an!" — nnd als er zart die Meinung der heutigen Jugendwelt von größerer Verderbtheit der Weiber berührte, sagte sie sehr ernst:

„Können Sie mir aus der ganzen Weltgeschichte beweisen: daß an einem Orte zu gleicher Zeit die Weiber schlecht, die Männer gut gewesen sind? Die Weiber erscheinen überall als Schöpfungen der Männer, so wie diese sie haben

wollen, so sind sie, und hört man nur erst auf, den Körper höher zu schätzen als den Geist, verlangt man von den Weibern mehr, werden sie auch mehr seyn.“

Sellburg überlegte eben: was sich darauf entgegnen ließe, da trat Lida ein und sie gingen. Der Vorfall am heutigen Morgen gab Stoff zu den ersten Worten; Lida erzählte dem Baron, daß sie ihn gleich erkannt habe, ob sie ihn auch seit acht Jahren nicht sah, und Sellburg erinnerte sie an manches kleine Abenteuer der Vergangenheit, wobei Alma die Bemerkung machte: daß die Frauen mehr die Gestalten, die Männer mehr die Thaten im Gedächtnisse bewahrten.

Die Anklänge der Erinnerung hatten die Jugendgespielen gesprächig gemacht. Lida berührte mit Wehmuth den Tod des Vaters, und im Gefühl der Verlassenheit gedachte sie der düstern Veränderungen seit jener Zeit. Aus Sellburgs Antlitz strahlte inniges Mitgefühl, und Leben und Liebe Beider schwebte ineinander: denn man ist nie zur Liebe geneigter, als im Schmerz, und nichts vereint rascher als Mitgefühl. Jedes Wort aus Lidas Munde bezauberte den Baron, und wenn er in der Schilderung verrauschter Tage

ihrer Seele Manches zurückrief, entsann sie sich zuweilen noch eines kleinen, ihn ehrenden Zuges, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Freundin Alma davon zu unterrichten, die vergnügt und schlau Beider Neigung schon bemerkt hatte.

Man verlief sich nun so weit in den Erinnerungen, daß man sich zwei Stunden später außerhalb der Stadt wieder fand, und als Sellburg nach der Uhr sah, berechnete man, daß sämmtliche Laden für heute geschlossen wären, kam also unverrichteter Sache nach Hause. Die Tante, eben mit der Putzmacherin beschäftigt, schmälte heftig und in unzarten Ausdrücken mit Lida über das lange Wegbleiben. Lida ertrug es mit Sanftmuth, in dem Baron aber empörte sich der Zorn. Er trat in seiner Heftigkeit schon ein paar Schritte vor, und hätte gewiß der Tante Bitterkeiten gesagt, wenn nicht Alma das ganze Gespräch unterbrochen hätte mit der Nothhülfe:

„Ei, gnädige Frau, wir können nicht dafür, daß wir so lange blieben! Der Herr Baron wollte durchaus seinen Unglücksfall von heute früh wieder gut machen, indem er Ihnen ein

neues Kleid überreichte; wir konnten es nicht nach Wunsche finden, daher die Verzögerung." Ihr entschuldigender Blick flog auf Sellburg und Lida, diese gab einen mißbilligenden, jener einen dankenden zurück, die Tante aber stillte ihr Keifen in aller Schnelle, und wandte sich knixend zu Sellburg:

„Der Herr Baron sind gar zu gütig! Ich werde mich wohl nicht unterstehen können, Ihre hohe Aufmerksamkeit mir zuzuwenden! Sagen Sie mir einmal" — wandte sie sich zur Putzmacherin — „wäre es wohl möglich, das Kleid noch für übermorgen zum Balle zu vollenden?"

„Wenn es bis Morgen Mittag bereit ist, o ja!" erwiederte diese, und der Baron versicherte: es solle bestimmt zu dieser Zeit da seyn, wenn die gnädige Frau erlaubte, daß die jungen Damen ihn noch einmal mit ihrem Geschmack unterstützten, weshalb er die Ehre haben würde, Morgen vorzufahren.

Nach vielen Entschuldigungen, daß sie es doch wohl nicht annehmen sollte, gab die Tante dies zu, und der Baron entfernte sich mit der Hoffnung auf den künftigen Tag.

Als er träumend nach Hause kam, erfuhr er: die Gräfin Buchheim habe nach ihm gesandt. Träumend ging er zu ihr und blieb im Reiche der Gedanken, was auch die Schwester thun mochte. Endlich fragte sie: Warum er nicht schon heute früh zu ihr gekommen sey? Sellburg antwortete mit der Gegenfrage: Woher sie die Zeit seiner Ankunft wisse? und sie entgegnete lachend:

„Du hast ja selbst vom Thore aus den Pachter Lindner zu mir geschickt, den Vater des Mädchens, welches bei Fräulein Lida von Wellthal ist.“

„Ach verzeih', ich entsinne mich!“ stotterte der Baron.

„Auch sah man Dich mit dem Fräulein Lida vor einer Galanterie-Handlung stehen!“ sprach die Schwester forschend weiter. „Man sagt sonderbare Dinge!“ fuhr sie fort, als keine Antwort erfolgte.

„Und was?“ fragte jetzt Sellburg.

„Man glaubt, Du wolltest Dich vermählen, und in Wahrheit, Du thätest wohl. Deine Neigung zum Landleben wird durch die Liebe begünstigt, und dein unstätes Wesen wird sich ver-

lieren, wenn zwei geliebte Arme Dich umfangen."

Der Betroffene griff nach Hut und Stock und ging, zu großem Verdrusse der Schwester; denn sie hatte ihn ergründen wollen und gab sich nun insgeheim das Wort: den Stand der Sachen zu erlauschen durch jedes Mittel.

Sellburg träumte in der Nacht vom Elysium, und alle Engelsgestalten hatten Lidas Züge. Unruhig stand er auf und gedachte sich auszusprechen in einem Gedicht, es ging aber nicht; ihm fehlten die Worte, weil er seine Gefühle weder gestalten noch beherrschen konnte. So traf ihn Münter, der sich düster in einen Stuhl warf.

„Du scheinst nicht guter Laune!" so begann der Baron das Gespräch.

„Es will mir selbst so scheinen, doch das hat nichts zu sagen, es giebt sich!" erwiederte Münter. „Du aber scheinst etwas auf dem Herzen zu haben, was sich nicht geben will!"

„Daß ich nicht wüßte!" fiel der Baron ein und versank wieder in seine Phantasien.

„O, man hat Dich bemerkt, mein Freund", fuhr Münter fort. „Gewiß hast Du gestern zu

tief in ein weibliches Auge geschaut, und der Spanier hat ganz recht, wenn ihm Auge Erdferne bedeutet, denn solch ein Auge kann uns leicht der Erde entziehen. Die Weiber bewirken auch Alles mit den Feuer- und Wasser-Künsten des Auges und so wirst Du wohl gewonnen seyn."

„Alma Lindner ist ein sehr hübsches und geistreiches Mädchen!" sagte Sellburg, um nur nicht Lidas Namen auszusprechen, und ward glühend roth. „Sie hat mich ganz vortrefflich unterhalten", stotterte er.

Münter erhob sich hastig: „Ganz vortrefflich unterhalten? Köstlich! Scharmant!" — Er setzte sich wieder, doch war er sichtlich sehr aufgeregt, denn seine Füße stampften den Takt auf dem Boden, wie Einer, der den Zorn verbirgt. — „Schön? Geistreich?" fuhr er fort; „ich bete für die schönste und geistreichste Eva ein „Fahre wohl!" ein Ave; jede schmückt sich mit fremden Federn, daher auch Ave, rückwärts Eva, im Spanischen Federvieh bedeutet."

Der Baron mußte unwillkürlich lächeln über den possirlichen Zorn. „Du thust in Deiner

Lebhaftigkeit dem Mädchen unrecht", sagte er; „es besitzt, neben ihrer Schönheit, einen blendenden Verstand."

„Das ist der rechte Ausdruck, blendend!" eiferte Münter. „Es ist aber nicht alles Gold was glänzt. Der Mann greift indessen immer nach dem Blanken, wie ein Kind, und glaubt er am Ziel zu seyn, hat er eine Niete; darum gilt auch den Engländern das Wort Blank für Ziel und Niete zugleich."

„Aber mein Gott! laß mich doch das Mädchen loben, ich will es ja nicht heirathen."

„Da thust Du wohl", fiel Münter ein, „thust Dir wohler, wenn Du gar nicht heirathest, obgleich Du Glück machen könntest bei den Frauen. Du bist reich, kannst ihnen ein Leben bieten zum Beneiden, und die Weiber finden nur Dinge reizend, um die man sie beneidet. Aber jede Frau strebt nur nach dem Manne, um mit ihm ihre Liebhaberei zu verdecken, daher heißt auch im Englischen eine Verheirathete feme-covert, eine verdeckte Frau. Keiner ist zu trauen, aus jedem Hochzeitskranze blüht dem Manne eine absonderliche Krone, und nicht ohne Schlauheit bedeuten

die lateinischen und französischen Worte corona und couronne Kranz und Krone zugleich."

Um ihn aus den Gleichnissen zu bringen, erzählte Sellburg manches Unbedeutende aus dem Gespräch, und auch, daß Alma gar gern nach dem Ball ginge, wenn nur Lidas Tante, Frau von Ballenhorst, es erlauben wollte.

„Die Tanten oder Basen taugen doch in der Regel nicht viel", tobte Münter; „bei dieser aber freut es mich ganz besonders, daß base im Englischen schlecht und unwürdig heißt." — „Sie wäre also gern auf dem Balle!" sagte er dann vor sich hin, und nach kurzem Sinnen: „Ach, die Erlaubniß würde sie sich schon zu verschaffen wissen, wenn sie nur einen Anzug hätte!" Dann lief er ohne Abschied zur Thür hinaus, und Sellburg sah ihm kopfschüttelnd nach.

Er mußte nothwendig einige Besuche machen, und nachdem dies geschehen war, eilte er mit klopfendem Herzen, wohin die Sehnsucht ihn trieb. Er fand die Tante allein im Wohnzimmer, sie empfing ihn äußerst höflich, und eilte, die jun-

gen Damen zu rufen. Unterdeß trat Sellburg an einen Bücherschrank, die Titel auf den Bänden zu lesen, und als er eben mit dem Wonnegefühl, daß man auch früher des Jugendgespielen noch gedacht habe, die, „Gedichte von Franz von Sellburg“ bemerkte, kam Alma fröhlich herbei.

„Herzlich danke ich Ihnen und der gnädigen Frau, Ihrer Schwester, für so viel Güte!“ sprach sie. — Der Baron horchte auf und war verlegen.

„Die Gräfin Buchheim ist eben erst fortgegangen“, sprach Alma weiter, „und hat die Gnade gehabt, meinem alten Vater die Verwalterstelle auf einem ihrer Güter zu geben. Ich will nun hinaus, um in seiner Freude die meinige zu erhöhen und meine kranke Mutter mit dieser Nachricht zu stärken. Ich habe mir vom Fräulein die Erlaubniß erbeten, heut und morgen draußen zu bleiben, und ich bitte sie, mich für diese Zeit ihr entbehrlich zu machen, was ein Jugendfreund ja leicht kann. Doch“, so bedeckte sie rasch diese Aeußerungen, „bald hätte ich vergessen, Sie um Verzeihung zu bitten für meine gestrige Nothhülfe.“

„O“, fiel der Baron lebhaft ein, „ich bin Ihnen dafür hohen Dank schuldig!“

„Das wollen wir nicht untersuchen“, scherzte Alma. „Ich wußte indessen nichts Besseres, um mein Fräulein vor einem bösen Abend zu schützen, und nun müssen Sie schon gute Miene machen zu meinem närrischen Streiche. Doch jetzt wollen wir gehen, damit ich dann rasch zum Vater komme.“

Der Baron bot ihr seinen Wagen an. „Da würde ich dem Vater die Freude verderben, wenn ich nicht wacker zu Fuße herschritte, wie es einem Landmädchen ziemt!“ sprach sie. „Ich werde noch oft diesen Weg gehen, und ich will ihn mir für die Zukunft nicht verderben durch die Bequemlichkeit des Augenblicks.“

Sellburg hatte Lust, dies echt philosophisch zu finden, da trat Lida erröthend ein und sagte sanft: „Herr Baron, es ist mir ein unangenehmer Gang, indem“ —

„Still, still!“ unterbrach sie Alma; „erinnere nicht weiter an meine Voreiligkeit, ich bin froh, daß ich mit Herrn von Sellburg die Sache abgethan weiß. Jetzt komm' nur, komm'!“

Bei dem Einsteigen in den Wagen, wobei Lidas Hand bebend in der des entzückten Führers lag, versicherte der Baron: daß Alma ihm beneidenswerthe Minuten verschafft habe; doch diese scheuchte die Hälfte seiner Worte zurück, indem sie sagte:

„Davon auch still! Die Galanterie ist Lüge neben wahren Gefühlen, und eine Geringschätzung für jedes denkende weibliche Wesen.“

Alma war unterwegs überaus fröhlich, um für Lida und Sellburg die bei jeder Liebe eintretende stumme Zeit unbemerkbar vorüber zu führen, und der Wagen fuhr auffallend langsam, obgleich er außer zwei schweren Herzen eben keine große Last in sich faßte. Der Baron hatte aber seinem Johann eingeschärft, langsam zu fahren, unter dem Vorwande: er könne wieder Unglück stiften, eigentlich aber um das Alleinseyn mit Lida möglichst zu verlängern.

Sellburg leitete endlich ein Gespräch ein über den Besuch der Schwester; Lida glühte, denn die Gräfin hatte, um das Fräulein auszuforschen, von dem Wunsche für die Vermählung des Bruders geredet, und dieser Stoff konnte also nur die Stille verstärken. Die Stunden flohen

aber doch rasch hin, das Kleid war gekauft, und jedes zarte Anerbieten, den jungen Damen auch ein Andenken dieses Tages zu überreichen, ernst, von Lida sogar ein wenig empfindlich zurück gewiesen; denn sie meinte, es sey so schön, sich nur durch geistige Erinnerungen an die sich wieder entfernenden Freunde geknüpft zu sehen. Alma lächelte in sich; die Tante empfing ihr Geschenk mit vielverheißenden Blicken auf den Baron, und Alma trat dann ihre Wanderung an. Schlau ward diese von ihr benutzt, denn selbst die vertrauteste, immer nahe Freundin verzögert beginnende Liebe, und Almas einziges Streben war, ihr Fräulein von der Tante zu erlösen, die schon seit zwanzig Jahren jedes junge und schöne Mädchen als Hinderniß betrachtete, einen Mann für sich zu erobern. In Sellburg glaubte Alma den Erlöser gefunden zu haben, mit dem Geschenke an die Tante war diese für ihn gewonnen, und das erfolgende Alleinseyn der Liebenden sollte sie rasch an einander fesseln.

Die Schlaue hatte gut gerechnet. Die Tante war viel zu sehr mit dem Balle beschäftiget, als daß sie um Anderes sich bekümmern konnte; doch hatte sie den Baron zu Tische gebe-

ten, und diesem war die Einladung erwünscht, weil er nun den ganzen Tag bei Lida bleiben konnte. Als nun die ersten Laute der Brust entkommen waren, zeigten Beide ihr harmloses Wesen, im Gespräch über mancherlei Gegenstände entfalteten sich des Barons treffliche Kenntnisse, Lidas natürliche Ansichten. Beide waren musikalisch, hatten Uebersicht von den Erscheinungen der Zeit, fanden in der Seele Kraft, das Leben zu verklären und sich abzuziehen vom Alltäglichen, so daß es ihnen gegenseitig gewiß wurde: nur in der engsten Vereinigung ruhe das Glück jedes Einzelnen, doch wagte Sellburg nicht, seinen Gefühlen Worte zu geben.

Freudig aber kam er, spät am Abend, nach Hause; er zweifelte in seinem Entzücken nicht mehr an einer schönen Zukunft, doch am andern Morgen kehrten, wie immer bei dem Menschen, mit der Sehnsucht nach gestern leise Zweifel in das Herz. Er mußte zu Lida, es war aber noch zu früh, und so eilte er erst zu Münter.

Lebhaft fand er ihn beschäftigt, auch ließ er sich nicht stören. „Was treibst Du denn?" fragte Sellburg, und Münter erwiederte sehr lustig:

„Was thut der Deutsche nicht für's Geld? Ich vertheidige aus Nothhülfe einen Wucherer! Er betrog mit vieler Kunst und kann sich darauf berufen: daß die Grenzen zwischen Betrug und der heutigen Lebenskunst sehr nahe liegen, weshalb denn auch artifice im Englischen und Französischen, artificium und artificio im Lateinischen, Italienischen und Spanischen Kunst und Betrug zugleich bedeuten, und also verschwistert sind."

„Und Du vertheidigst ihn doch?" fragte Sellburg.

„Unser Geschäft befiehlt, auch den Teufel zu vertheidigen, was übrigens bei dem heutigen Zeitwesen nicht schwer wäre. Ueberdem bin ich arm, meine Stelle bringt wenig, kein Auskommen bei meinem Einkommen!"

„Aber kannst Du denn nicht Verbesserung erlangen bei Deiner Geschicklichkeit?" fragte Sellburg dazwischen.

„Unsre humanen Staatsmänner", scherzte Münter, „protegiren selten Den, der es verdient, öfter Den, der blindlings dient; das Verdienst, meinen sie, helfe sich doch wohl, auch fürchten

sie es. Das „protéger“ ist hier sehr richtig angewandt, denn es bedeutet beschützen und vertheidigen, und die heutigen Protegées bedürfen der Vertheidigung oft sehr. Ueberdem ist in unsern Kassen Ebbe, ein Wort, was sich rück- und vorwärts gleich bleibt, es bedeutet: hier ist nichts und da ist nichts! und das Nichts ist ein dummes Wort, man kann es rückwärts nicht einmal aussprechen, man kommt aber dabei rückwärts. Jetzt indessen laß mich in Ruhe, ich muß dem Wucherer helfen, weil ich auf ihn rechne.“

Sellburg ging und überlegte, wie dem närrischen Juristen dauernde Hülfe werden könnte, bis Lida ihn begrüßte und er die ganze Welt vergaß. Heute sollte der Ball seyn, und dem Baron schien es, als wenn Lida nicht mit ganz leichtem Sinne davon wegbliebe. Er forschte bei der Tante: ob er wohl das Fräulein hinführen dürfe, doch sie versicherte, weil sie diesmal ihre etwaigen Eroberungen allein haben wollte, mit Hast: Lida sey äußerst beschäftigt an einer Zeichnung für eine Freundin, und das Fräulein nahm auch wirklich ein Reißbrett zur Hand.

Sie zeichnete ungemein zart, Sellburg, der selbst geübter Zeichner war, bewunderte ihre

Fortschritte seit den Kinderjahren, und ein großer Theil des Tages entschwand im angenehmen Gespräch mit Lida, erkauft durch Bewunderung des Anzugs der Tante. Doch endlich mußte er sich trennen, er durchlief mißmuthig die Straßen, bis ihn plötzlich Münter, der ein Päckchen unter dem Arme trug, jubelnd anrief.

„Du bist ja recht fröhlich!" sagte Sellburg.

„Der Henker mag's nicht seyn; der Wucherer hat mir keinen Heller bezahlt!"

„Und darüber jubelst Du so?"

„Laß Dir's nur erzählen, ich habe den Kerl angeführt!" rief Münter. „Er versprach mir dreißig Thaler für eine Vertheidigungsschrift, die ich ihm erst über acht Tage zugesagt hatte. Ich bringe sie ihm schon heute, da hat er ein Wechselchen von mir aufgekauft, und beweist nun mir, der ich ein Wechselfieber bekam, daß ich ihm noch etwas schuldig wäre, nachdem er die Interessen bis heut über acht Tage berechnete, denn eher brauchte er nicht zu zahlen. Als ich auf Geld drang, setzte sich die Wucherseele mit Kraft entgegen, ich möchte dies Wort aber immer mit C schreiben und es hier und oft auf Ränke spie-

len anwenden, wie das englische Wort Craft es ausdrückt. Ich erhielt nichts, ja der Patron war so keck, mich auch um die Vertheidigungsschrift für die zweite Instanz zu bitten."

„Und was thatest Du?" fragte der Baron.

„Ich versprach sie ihm, um zu beweisen, daß die Justiz auch wucherisch seyn kann. Der Kerl will gewiß noch ein Wechselchen aufkaufen, ich habe noch einige herumlaufen, aber sein Plan ist flach, wie das französische Wort plan; ich mache ihm die Vertheidigung nicht, da muß er sich an einen Collegen wenden und von dem auch ein Wechselchen aufkaufen, denn Schulden haben wir Assessoren aus der langen Wartezeit her alle."

Der Baron lächelte und Münter fuhr fort: „Damit er aber für heute gleich bestraft ist, habe ich das Manuscript von meinem „vergleichenden Sprachlexicon", vierhundert Bogen, ihm für dies Päckchen verkauft."

„Da entgeht Dir ja das Honorar, der Ehrensold!" meinte Sellburg.

„Ei, Freundchen, er kann nach dem Verleger laufen, und findet er einen, soll's mich freuen, mir war's nicht möglich! Auch steht's mit dem

Ehrensolde überhaupt kläglich; die Ehre steht vor dem Solde, man merkt also gleich, daß sie hoch angerechnet ist, und wäre sie in Deutschland nicht gewaltig im Course gefallen, die Verleger gäben gar nichts."

Münter wollte jetzt weiter, der Baron hielt ihn noch auf, um darüber zu schelten: daß er von seiner Geldnoth nicht den Freund unterrichtet habe, und bot gutmüthig seine Börse an, doch er empfing die offenherzige Antwort:

„Höre, wieder bezahlen kann ich nicht, drum will ich lieber einen Wucherer hintergehen, als einen Freund, denn bei dem ersten Falle übe ich doch noch gewissermaßen Justiz. Heute habe ich auch, was ich brauche, gehab Dich wohl!"

Damit trabte er hastig von dannen und Sellburg sah sich wieder den Gedanken an Lida überlassen. Sein mußte sie werden, das fühlte er, und wenn ihn die Eitelkeit der Dichter befiel, die jedes weibliche Herz für sich gewonnen glauben, schien ihm die Liebe des Fräuleins gewiß. Er schritt nun, sein Glück keinen Augenblick zu verzögern, eilend nach der Gegend, wo die Geliebte wohnte und aus deren Nähe er sich nicht weit entfernte. Doch wenn er nun wieder kalt

und vernünftig dachte, was dem Dichter auch zuweilen möglich ist, dann blieb der Zweifel Sieger und er wandte sich rückwärts. Dies trieb er so lange, bis der Tante rasselnder Wagen ihn aus seiner Unentschlossenheit riß und sein ehemaliges Hofleben ihn noch einmal anwehte in einem listigen Gedanken, der wenigstens dazu helfen konnte, die Geliebte heute noch einmal zu sehen. —

Er flog zu seiner Schwester, um ihr mit Aengstlichkeit zu sagen, daß er sie heute unmöglich nach dem Ball begleiten könne, er befände sich nicht wohl. Die junge Wittwe schien etwas auf dem Herzen zu haben, der Baron aber hatte keine Ruhe, er mußte nach seinem Hause, warf sich in einen spanischen Anzug und fuhr bei Lidas Wohnung vor.

Die Liebenden lügen, wenn es noth ist, alle, und sind mit den Verhältnissen, besonders aber dadurch entschuldigt, daß die Wahrheit doch fast immer auf dem Gesicht steht, — so bei dem Baron, der mit der Frage eintrat: Ob er vielleicht das Glück haben könnte, die Tante in seinem Wagen nach dem Maskenball zu begleiten?

Lida sah beklommen auf den Baron — er war in der fremden Kleidung recht männlich schön — und bedauerte, daß die Tante schon fort sey. Sellburg, der zum Scheiden nicht Lust hatte, trat, sich in mancherlei Fragen verwickelnd, zu Lidas Zeichnung und stotterte endlich heraus: daß ihm jetzt der glücklichste Abend begänne, wenn ein weiblicher Ballanzug bereit wäre und seine liebe Jugendgespielin sich entschlösse, ihn zu begleiten. Er glühte, indem er so sprach.

„Wenn der Ballanzug das einzige Hinderniß wäre", meinte Lida, „dann wäre jedes beseitigt. Meiner Freundin Alma ward vor einer Stunde erst eine herrliche altdeutsche Kleidung gesandt, ich habe sie auch schon ein wenig angehabt, weil ich mich so gern in diesem Costüm sehe: sie paßt ganz vortrefflich. Da nun Alma nicht hier ist, so könnte ich davon Gebrauch machen, aber die Tante hat mir zu zeichnen geboten, auch" —

„O ganz herrlich muß diese Tracht Sie kleiden!" fiel der Baron feurig ein. „Gönnen Sie mir die hohe Freude, diesen Abend noch in Ihrer Gesellschaft zu verleben, da ich schon morgen wieder nach meinem Gute zurück muß."

Lida erblaßte, und mit einem Anflug von Rührung sprach der Baron weiter: „Und wissen Sie wohl, daß ich zuweilen mich erkühnen durfte, mit zu zeichnen, wenn Sie Ihrem Vater oder dem meinigen zum Geburtstage gern von Ihrer Hand etwas schenken wollten? Erlauben Sie es mir jetzt auch, um mir die Jugend völlig herzuzaubern, während Sie sich ankleiden, gleichsam als wollten wir wie damals gehen, dem Vater die Zeichnung zu bringen.“

Mit steigender Wärme sprach er dies, jede Einwendung von Lida wurde mit Erinnerungen niedergekämpft, und obgleich sie fühlte, daß es nicht recht sey, nachzugeben, schien ihr doch die Gemüthsunruhe darüber ein Opfer, und weil die erste Liebe sich allein glücklich findet in den Opfern seiner selbst, so fand sie in sich Gründe gegen diese Unruhe, welche von dem Wunsche, auf dem Balle zu seyn, unterstützt wurden. Zagend schlich sie ins Nebenzimmer, sich zu maskiren; der Baron warf dankend dem Himmel Küsse zu und setzte sich dann entzückt an das Reißbrett.

Während er mit aller Kraft zeichnete, malte seine lebhaft erregte Phantasie sich das Glück aus,

an die Jahre der Kindheit die der Liebe zu reihen. Entflammt von dem Alleinseyn mit Lida, überzeugt, daß eine so günstige Gelegenheit, ihr seine Empfindung zu verrathen, nicht so bald wiederkehrte, weil Alma am nächsten Morgen erwartet wurde, und die Tante, wie er gehört hatte, sonst das Fräulein wie ihr Schatten begleitete, suchte er nur in sich den Muth und Anfang zur Rede.

Noch in voller Ueberlegung fand ihn Lida, die mit jungfräulicher Scham den Baron bat, ihr statt Alma einige Bänder am Kleide zu knüpfen. Im Anschauen verloren, hätte er dies bald vergessen: sie war unglaublich schön in der fremdartigen Umgebung. Während er nun mit hochfliegender Brust das angenehmste Geschäft seines Lebens vollbrachte und die Worte nicht fügen konnte nach dem Willen des Herzens, entsann er sich aus seinen Gedichten einer Liebeserklärung, die er eben kühn beginnen wollte, als ihm die abscheuliche Recension einfiel, die natürlich auch seine Liebeserklärung einschloß, und er gab diesmal dem Recensenten in seinem Stummbleiben recht, denn gegen den glühenden Wechselsturm im Innern dünkten seine Verse ihm steinern an Kälte und Schwere.

Mit unzufriedener und doch seliger Hast führte er die ängstliche Lida zum Wagen, die ihn bat, sie nicht der Tante nahe zu bringen, obgleich ein Erkennen wohl nicht möglich war, weil die Gestrenge von dem Anzuge nichts wußte und hier also ihre Nichte gar nicht ahnen konnte. Sie kamen an und hatten etwa zweimal zwischen den Säulen sich durchgedrängt, da riß ein Nebenstehender in männlicher altdeutscher Tracht den Baron kräftig an sich. Dieser ließ auf Augenblicke des Fräuleins Arm los und trat zur Maske, die mit lautester Heftigkeit rief: „Herr Baron Sellburg, Sie haben die Güte mir Genugthuung zu geben, ich erwarte Sie Morgen früh um neun Uhr in der neuen Anlage!"

Sellburg stand durchdonnert. „Was wollen Sie"? fragte er endlich und bekam zur Antwort: „Da ist noch zu fragen! Hab' ich's doch immer gesagt, daß kein Frauenzimmer etwas taugt, daher auch die Engländer sie Miss nennen, welches in ihrer Sprache Irrthum und vor jedem deutschen Worte etwas Uebles bedeutet, als Mißgeburt, Mißgriff, Mißgeschick, durch welche Dinge die Mädchen überhaupt zu entstehen scheinen!"

„Lieber Münter" — redete, ihn erkennend, der Baron lächelnd dazwischen, aber der ließ sich in seiner Wuth nicht stören und fuhr fort:

„Wenn man auch denkt, es wäre Eine gut, so ist es Migräne, die sie zur Sanftmuth anregt, ist das Uebel vorbei, ist das Böse wieder da, und doch sind wir von solcher Otter regiert, damit es zur Anspielung werde, daß retto, rückwärts Otter, im Italienischen regiert heißt."

Ihn zu besänftigen versuchte Sellburg vergebens, und nahm endlich, vom Ehrgefühl getrieben und selbst ein wenig gereizt, die Ausforderung an. Indem er sich zurückwandte, redete eine große Gestalt auf ihn ein:

„Mein Herr Baron Sellburg, Sie müssen sich mit mir schlagen, Morgen früh um neun Uhr in der neuen Anlage!"

Sellburg maß den Fremden mit stieren Blicken. „Wer sind Sie?" fragte er nach einer Pause der Verwunderung.

„Das wird sich Morgen finden, wenn Sie mir Genugthuung geben!" war die Antwort, und die Gestalt drängte sich ins Gewühl.

Natürlich etwas verwirrt kam Sellburg zum Fräulein zurück, die bald seine veränderte

Stimmung bemerkte und theilnehmend nach der Ursach fragte. Der Baron erzählte ihr den Vorfall mit Münter, und Lida sagte nach augenblicklichem Schweigen erschreckend:

„Mein Gott, daran bin ich schuld durch meine Unbesonnenheit! Gewiß ist der Anzug von Münter an Alma gesandt, und er glaubt diese in mir zu sehen.“

„Wie?“ rief Sellburg; „stehen denn Beide in irgend einem Verhältniß?“

„Bis jetzt wohl in keinem bestimmten, indeß haben wir Mädchen längst ergründet, daß der Herr Assessor sich gern da befindet, wo Alma ist, und ich allein bemerkte, daß auch diese ihm wohl will!“

Dem Baron fuhr ein Sonnenstrahl durch den Sinn. „So, so!“ meinte er endlich. „Nun da ist ja die Sache erklärt, und das Duell unnöthig. Aber“, fuhr er bedenklich fort, „haben Sie vielleicht noch etwas an Sich, was ein Anderer geschickt haben könnte?“ — Und nun erzählte er ihr von der zweiten Ausforderung, setzte aber hinzu, das dies wohl eine Neckerei sey von

einer fremden Maske, welche vielleicht das Gespräch mit Münter belauschte, und dies wurde wahrscheinlich durch den gleichen Ort und die gleiche Zeit des Duells.

Den Liebenden war jedoch ihre gehoffte Freude wie völlig verdorben, Lida wünschte bald fort, der Baron gab beklommen nach und dies war gut. Denn kaum war das Fräulein zu Hause und das Altdeutsche im Nebenzimmer abgeworfen, währenddem Sellburg wieder ein wenig zeichnete, da hörte man die Tante kommen, und weil das Unerwartete die ruhige Ueberlegung immer auf Augenblicke verscheucht, so zog sich der Baron, mit des bestürzten Fräuleins Zulassen, hinter einen Schirm, und die Tante trat in sehr übler Laune ein.

Man hatte auf dem Ball, obgleich sie dort mehrmals die bewegliche Maske dem Antlitz entzog, sich fast gar nicht um sie bekümmert, und wenn es von Männern geschah, so war es nur, um nach Lida und Alma zu fragen. Das Unglück zu vollenden, ward ihr bei einem Tanze die Schleppe ein wenig zerrissen; dadurch ergrimmt enteilte sie frühzeitig und kam megärenhaft zurück.

An der Nichte allein konnte ihre Gallenwoge sich auslassen; sie that dies so unerschöpflich, und Lida antwortete so leidend, daß dem verschirmten Baron heiß und kalt wurde. Zufällig warf die Wüthende einen Blick auf die Zeichnung, schien da sonderbare Entdeckungen machen zu wollen, und in Wahrheit, der kräftige, hier und da nicht verarbeitete Crayonstrich Sellburgs bildete mit Lidas sorgsam zarter Behandlung einen wunderlichen Contrast. Die Tante geiferte und enthielt sich nicht, boshaft zu äußern: des Fräuleins Verliebtseyn in den Baron schiene ihr bis in die Fingerspitzen gerathen zu seyn.

Sellburgs Erbitterung stieg bis zu solcher Höhe, daß sie Besonnenheit bekam. Er fühlte, daß die Kränkung Lidas schrecklich sey, weil er Zeuge war; er mußte sich große Schuld geben, die er nicht tragen konnte, und als nun eben die liebreiche Tante ausrief: „Wenn ich Dich nur erst los wäre!“ — stürzte der Baron vor und zu Lidas Füßen, indem er stürmisch rief:

„Das kann sogleich geschehen, ich bitte um Ihre Hand, gnädiges Fräulein!“

Wie eine Bildsäule starrte die Tante, die noch immer in ihrem Kleide mit der durch den

Riß verlängerten Schleppe da stand, zum spanischen Baron; an Lida bebte jedes Glied, und Sellburg fand sich ganz wieder, als die Tante mit einem Knixe, bei dem sie eine Weile gebückt blieb, spottete:

„Ei, Herr Baron, Sie wählen zum sonderbaren Antrage sonderbaren Anzug und sonderbare Stunde!"

„Nicht Zeit ist's, zu spotten noch zu scherzen!" erwiederte Sellburg, sich erhebend, und faßte Lida's Hand. „Ernst war mein Antrag, ernst bitte ich, ihn aufzunehmen."

Mit männlicher Wahrheitsliebe erzählte er nun die Geschichte des Abends und schloß damit, daß er hoffe, in Lida seine Braut, und in Frau von Ballenhorst eine ihm theure Verwandte zu begrüßen.

Sein fester Ton hatte Eindruck gemacht auf die Tante, Lida, der Sellburg jetzt bittend in's Auge blickte, lag, ihr Gesicht und ihre Thränen verbergend, an seiner Brust, und auch die Tante gab ihr „Ja" mit erzwungener Höflichkeit, nachdem ihr der Baron für den Sommer eine Wohnung auf dem Landsitze, und für das beschädigte Kleid ein neues mit Artigkeit versichert hatte.

Wonne durchglühte die Liebenden und sie wollten es nicht glauben, als die Tante nach einigen Stunden versicherte: es sey lange nach Mitternacht, denn es schien ihnen keine Zeit entflohen seit dem ersten Umfangen. Der Baron folgte sogleich der Nothwendigkeit, für heute zu scheiden, und er würde an den nächsten Morgen nicht gedacht haben, wenn nicht Lida besorgt ihn daran erinnert hätte.

„Ach so!" fiel er ein, „das hätt' ich bald vergessen!" Er sprach nun seine Lida mit Du an, und weil der Dichter gewohnt ist, die ganze Welt so anzureden in seinen Poesien, muß man dies bei der Liebe, der höchsten Poesie des Lebens, natürlich finden. „Du wirst so gut seyn, liebe Lida", sprach er, „mit Alma, — sie kommt ja Morgen früh — nach der neuen Anlage zu fahren, ich hoffe, es soll eine lustige Scene geben!"

Lida nahm Abe von ihm mit dem Entzücken traulicher Liebe, und verlor sich dann in Aengstlichkeit für den nächsten Morgen und in Träumen für die Zukunft. Doch Sellburg, der, wie jeder selbstständige Mann, die Gegenwart durchgenießen wollte, weil er die Zukunft in seiner Gewalt zu haben glaubt, ließ seinen Wagen nach

Hause fahren, und ging einsam nach dem Orte, wo er Lida zuerst wieder gesehen hatte. Es war ihm gemüthlich, daß der Regen strömte, ihm erschien diese Unbequemlichkeit als ein Opfer, was auf irgend eine Art dem Schicksal immer gebracht werden müßte bei hohem Glück. Von hier aus ging er betrachtend die letzten drei Tage durch und übergab sich feierlich einem ruhigen Leben, denn er fühlte seine sehnsuchtsvolle Unthätigkeit gestillt.

Der nächste Morgen fand Lida noch im fieberähnlichen Glühen, den Baron in anziehender Sicherheit, und so schritt er ohne Secundanten, den er nicht für nöthig hielt, nach der neuen Anlage.

Ein wenig überrascht wurde er, als die lange Gestalt, neben einer kleineren, wahrscheinlich dem Secundanten, an einem Baum lehnte, und endlich schritt er hinzu, als eben Münter blaß und mit ineinandergelegten Armen aus dem Gebüsch trat.

„Ich habe mich anders besonnen, Herr Baron", sagte er, „ich kann mich mit Ihnen nicht schlagen!" — Sellburg lauschte. — „Ist es doch nicht Ihre Schuld", fuhr er mit Wehmuth

fort, „daß ich vertraute auf ein Weiberherz, in welchem List und Betrug sich ewig paaren. Doch ich muß mich erklären! Ich liebte Alma Lindner, weil ich sie als ein geistreiches Mädchen erkannte; nie sagte ich es ihr, ließ es aber wohl deutlich fühlen, und meine ökonomische Lage hat mich bisher verhindert, ihr meine Hand anzubieten. Es war mir aber stets Freude, ihre geheimsten Wünsche auszuspähen und sie unerkannt zu erfüllen: je größer dabei meine Anstrengung war, desto größer war meine Freude. Auch gestern sandte ich ihr, weil Sie geäußert hatten: Alma wünschte nach dem Balle zu gehen, einen Anzug, und Sie werden einsehen, daß ich empört seyn mußte, als sie mit Ihnen in den Saal trat, wenn ich sage: daß ich in einem Billet, zum erstenmale mit meinem Namen, um das Vergnügen gebeten hatte, sie hinbegleiten zu dürfen. Die Liebe, so hoffte ich, sollte mich umkränzen und hat mich nun tiefer in's Unglück verflochten, so das es bedeutsam scheint, wenn das englische Wort wreath umkränzen und verflechten zugleich umfaßt."

Sellburg sah ihn jetzt ganz vor sich, seit der Scene mit dem Wucherer, und wußte nicht recht, ob er ihn auslachen oder bemitleiden sollte, nahm aber keinen Anstand, dem armen Münter die Sache zu erklären, der begreiflich aus der Hölle in den Himmel sprang. Eben wollte sich der Baron den Wiederglücklichen zum Secundanten erbitten gegen seinen, ganz ruhig bleibenden Gegner, da fuhren Lida und Alma herbei; Sellburg stürzte der Geliebten entgegen, und sie „Braut" nennend, führte er sie dann zu dem verlegenen Münter.

„Victoria!" rief der Secundant des Gegners, warf Hut und Mantel ab, und vor der staunenden Gesellschaft stand Sellburgs Schwester und stellte die große Gestalt als Major von Königshorst und ihren Bräutigam vor. „Ja, ja, mein Herr Bruder", sagte sie zu dem betroffenen Baron, „hätten Sie sich um mich bekümmert, so würden Sie es eher und auf gewöhnliche Weise erfahren haben; da Sie aber, wie ein Geblendeter Amors, für nichts Sinn hatten und mir niemals Rede standen, so mußte ich Sie wohl überraschen."

Sie erklärte nun noch ihren Antheil an den heutigen Vorfällen, der darin bestand, daß sie den Major zum Wächter des Barons erkoren hatte, der ihr nun von Allem Nachricht gab, auch von dem Hinfahren nach dem Ballsaale mit einer Dame. Der Major mußte Sellburgs Schritte auch hier immerwährend belauschen, forderte ihn jedoch aus eigner Bewegung, um einen Scherz einzuleiten, zugleich auch, um früher in der neuen Anlage seyn und das Duell mit Münter verhindern zu können.

Sellburg trat dankend zum Major und freute sich der persönlichen Bekanntschaft dessen, den er durch den Ruf als braven Offizier kannte.

„Ich bringe nicht Geld, nicht Güter in Ihre Familie" — sagte Königshorst.

„Doch!" erwiederte Sellburg. „Die schönsten, die es geben kann, Wunden, empfangen im Kampfe für's Vaterland! Seyn Sie mir als Schwager herzlich willkommen!"

„Bei Gelegenheit der Güter", fing jetzt Sellburgs Schwester an und sah auf Alma, die den Zusammenhang der Dinge durch Lida und den Baron erfahren hatte, und dem schwei-

genden Münter eben dankbar die Hand drückte — „bei Gelegenheit der Güter fällt mir ein, daß wir einen Justitiarius brauchen, und da Deine und die Güter meines verstorbenen Gatten neben einander liegen" —

Sellburg verstand sie sogleich und wandte sich an Münter und Alma: „Da hier mit Gott schon zwei Paare stehen, so dächte ich, Alma, Sie ließen dem Wunderlichen dort gleich Ihre Hand, er nähme freundschaftlich die Justitiariusstelle auf unsern gemeinschaftlichen Gütern an, sie liegen der Residenz nahe, und so kann das Assessorat noch recht gut beibehalten werden. Nun, Münter, halte Almas Hand fest und gieb mir die andere. Schlag ein!"

Münter reichte dem Baron die Hand und Alma versicherte: „Es spiele doch im Schauspiele des Lebens Niemand eine bessere Rolle als Der, welcher zu geben wüßte!"

„Auch Der, der zu nehmen weiß!" fiel Sellburg ein, und raubte seiner Lida einen Kuß. „Sie" — so wandte er sich auf dem Heimwege zu Alma — „mögen nun sehen, wie Sie mit dem Rechtsgelehrten und wunderlichen Sprachforscher fertig werden."

„Hat nichts zu sagen!" meinte diese. „Das Recht der Frauen geht über jedes andere und ich werde ihm bald beweisen, daß Frau und Gebieterin Synonymen sind."

„Wie es das lateinische Wort Domina auch sehr schön ausdrückt!" bemerkte Münter. „Nur sagt Dominus auch Herr und Gebieter, und in grammatikalscher Hinsicht, wie in biblischer, hat das Masculinum den Vorzug."

„Dies", erwiederte Alma, „wird uns etwas in Uneinigkeit setzen, aber dadurch bekommt das eheliche Verhältniß neuen Reiz. Mir ist nichts verdrießlicher, als wenn ich höre, daß zwei Leute ein Herz und eine Seele sind, zu einer guten Ehe gehören zwei Herzen und zwei Seelen."

„Der Mann", lehrte Münter, „müsse eigentlich das Substantivum seyn, das Wesentliche, die Frau das Adjectivum, das Hinzugefügte."

„Das Letztere giebt indessen dem ersteren den Werth, ich berufe mich mit meinem Satze auf den Baron Dichter!" erwiederte Alma.

„Allerdings!" entschied Sellburg. „Was wären die Dichter ohne Adjectiva."

„Die Dichter sind immer natürliche Alliirte der Damen, wegen des ewigen Empfindens“, sagte Münter; „ich verwerfe Dein Urtheil.“ Doch Sellburg meinte: er sollte ihn nicht böse machen, sonst habe er hier die beste Gelegenheit, das Adjectivum anzubringen, welches Münter von Dame herleitete. Sämmtliche drei Damen stürmten jetzt auf Sellburg ein, bis er das Wort „dämlich“ herausbrachte.

„O“, sagte Alma, „er wird sein Unrecht bekennen müssen, sobald er untersucht, woher Dame kommt. Dies Wort ist ganz bestimmt entstanden durch das französische d'ame, von und aus Seele, woraus die Damen auch in Wahrheit bestehen.“

„Bei Ihnen mag dies der Fall seyn!“ sagte Münter, „denn schon der Name Alma bedeutet im Spanischen Seele.“

„Und was sind wir denn?“ fragten die beiden andern Damen.

„Mir wird so eben die Dreieinigkeit versinnlicht!“ verbesserte Münter und verbeugte sich.

„Da hat er sich ganz gut herausgeholfen!“ sagte Sellburg. „Wie aber steht es denn nun mit Deinem Grundsatze die Weiber zu hassen?“

„Jeder Mensch", vermittelte Alma, „selbst der festeste, ist noch immer so der Veränderung unterworfen, daß er sich seine Grundsätze notiren und sie alle Morgen nachlesen müßte, damit er weiß, was er gestern gewollt hat und heute noch will."

„Darum", fiel Münter ein, „übersetzen auch die Engländer oft das Wort Veränderung mit Alteration, weil so etwas sehr plötzlich geschehen kann. Hier ist aber nicht von Grundsatz die Rede, dafür brauchen die Engländer das Wort Tenet, welches von dem lateinischen Wort tenet, es steht fest, hergenommen scheint, und das, man mag es lesen wie man will, sich gleich bleibt, wie es mit dem Grundsatze seyn muß. Mein Haß gegen das schöne Geschlecht war wohl nur ein Egoismus, wie ihn viele Männer haben: weil man die Eine nicht bekommen kann, haßt man sie alle."

Solches Bekenntniß, versicherten die Damen ließe sich hören und sey ein schönes Ende von diesem Gespräch. Bei dem Worte Ende hatte aber Münter noch die Bemerkung zu machen: daß es ihm scheine, als bildete die Ehe sich nach dem französischen Wort: fin. Der Mann sey

der Hauptpunkt (fin), die Frau das Ende (fin), die Damen wären aber so fein (fin), das Ende zum Hauptpunkt zu machen, was Alles in dem Worte läge.

„Und das mit vielem Recht", rief Alma, sich in die Brust werfend, nam — ich habe auch etwas aufgeschnappt! — finis coronat opus!"

„Das wird er sich doch verbitten!" rief Sellburg, und die Männer lachten, ohne daß die Damen einstimmen konnten.

Unter diesem Wortwechsel war man in heiterster Laune nach Hause gekommen.

Bald waren die Paare vereint und lebten glücklich. Vater Lindner ward oft besucht, die Tante freundlich aufgenommen, und nur, als Sellburg in einem andern Journal eine mildere Recension las, fiel ihm die schmähende wieder ein. Er fühlte sich bewogen, dafür einen Dankpreis auszusetzen, weil die schlechte Recension ihm zu einer guten Frau geholfen hatte, und Lida segnet den bösen Recensenten noch heut. Auch Münter hielt, aus gleichen Gründen, den Ballanzug und den Wucherer in lustigem Andenken, löste sein „vergleichendes Sprach-

lexicon“ wieder ein, nachdem Jener bei allen Verlegern der Gegend sich vergebens bemüht hatte, und Alma hat es jetzt so verlegt, daß der Herr Gemahl es schwerlich wiederfindet.

---

# Der Stern im Leben.

„Nun, neuer Herr Professor! Frieden hat die ganze Welt, macht auch Frieden mit Euch!" so sprach der Copenhagener Handelsherr Gilsteen zu Ludwig von Holberg, der neben ihm saß unter den Gästen, die Jener in seinem Hause versammelt hatte, auf daß er mit Freuden die erste Stunde des Jahres 1719 begrüßen könne.

Die Freunde stießen freudig die Gläser zusammen; in der Brust Holbergs war aber sichtlich zu viel Kampf, als daß er Worte finden konnte, und so sprach Gilsteen weiter:

„Zwingt Eure gute sprudelnde Laune herbei; die Wirklichkeit will schon den ganzen Mann, und

wer seine Träume nicht verloren geben mag, verliert leicht sich selbst!" —

„Ja!" so unterbrach jetzt Holberg den Sprechenden, „es werden mir noch viele Träume verloren gehen, ehe ich mich darüber beruhige, daß ich nicht berufen bin, für die Menschheit Wichtiges zu thun, und ich mich wohl überhaupt täusche über das, was doch so lebendig in mir wohnt, der Wille nämlich: ein Führer zu seyn zu dem Edlen und Rechten. An solchem Sylvester-Abend komm' ich mir auch stets vor, als ob ich aus dem Diesseits in das Jenseits hinüber treten sollte, und mit aller Sehnsucht nach einer schöneren Zukunft befällt mich doch das Verlangen, auch Diesseits noch ein wenig zu verweilen. Da ziehen mir tausend Gedanken durch den Sinn, unzählige Bilder werden licht und dunkeln dann wieder vor meinem Geist, und keines naht, was sich die Seele gern bewahren möchte. Ach, wenn ich's doch nur begreifen könnte, daß wir wirklich nur da sind, um Nichts zu seyn! Dann vermöcht' ich, fürwahr! ein so fröhliches Leben zu führen, wie selten Einer; aber es kommt mir sündlich vor, unabhängig zu denken und zu leben. — Alles seh' ich im Zusammenhange: vom Chaos, aus dem die

Welt entstand, bis zu dem jetzigen, bunten Treiben, das auch nur noch erst ein Chaos ist, über dem zwar eine herrische Kraft, aber nicht der erleuchtende Geist Gottes schwebt. Nicht die Zeiten noch die Geschlechte, ja selbst nicht die Thaten der Menschen betracht' ich dabei; ich will nur die Zwecke, nur die Erfolge sehen, und da fallen mir dann immer Zeilen aus einem alten Liede ein, in welchem einer armen Seele, die sich über zu frühes Scheiden beklagte, ein Engel zur Antwort giebt:

„Mensch, was ist Dir denn geglückt?
Klüger nicht, als aus der Wiegen,
Bist Du in Dein Grab gestiegen;
Darum sey vom Tod' entzückt:
Weil er Dich doch weiter rückt!"

„Lenore! Bertha!" so rief jetzt Herr Gilsteen seinen beiden Töchtern zu, — die Gattin war ihm schon gestorben — „braucht heut' Euer Frauen-Regiment, befehlt dem Holberg: daß er fröhlich sey."

„Ei, lieber Vater!" entgegnete Lenore, „ein guter Regent befiehlt nie etwas, wovon es auch

nur zweifelhaft ist, ob es erfüllt werden kann? Herr von Holberg möchte die Erfüllung versuchen und dann nur, statt in wohlthuende Laune, in bittere Satire verfallen, wie ihm das nicht selten geschieht."

„Und am Ende", setzte Bertha hinzu, „ist mir Holberg's klagendes Gespräch immer noch lieber, als wenn Ihr anderen Herren, nach Eurer gewöhnlichen Art, ein recht lustiges beginnt über Spekulationen und Börsen-Angelegenheiten, wo unser Eines dann die fünf Sinne vorsichtig verpacken muß, damit sie nicht belästigt werden von all dem Kauderwelsch, was Ihr unter einander mengt. Ich find' es ganz richtig: daß man am letzten Tage des Jahres über das spricht, was sich etwa verbessern ließe, darum mag Herr von Holberg fortfahren."

„Das sind Sticheleien, Herr Gilsteen!" sagte Arthur, ein junger Kaufmann aus London, seit dem Weihnachtstage Gast im Hause Gilsteens; „das sind Sticheleien über unser Gespräch am heutigen Morgen, wobei Bertha zugegen war. Wir hatten eben die Nachricht empfangen von den Finanz-Planen des Law in Frankreich, denen Ludwig der Funfzehnte nun Gehör giebt."

„Der Law ist gewiß ein Schelm!“ fiel Holberg ein; „sein Name bedeutet im Englischen: Gesetz, daran wird er sich aber schwerlich erinnern. Gesetz? Was fragt so ein Ritter vom Einmaleins danach?

Der Finanzier benutzt Gesetze
Ja für die Einfalt nur als Netze,
Jagt Sitt' und Recht keck aus der Welt:
Denn's Laster bringt ihm's meiste Geld!

Das Recht, sich ernähren zu können, haben die Finanziers schon so vertheuert, daß jetzt beinahe nichts mehr wohlfeil ist, als die Freiheit, Hungers zu sterben.“

„Weh' uns!“ rief Bertha, „Den habt Ihr nun auf den Wendepunkt gebracht; seht, wie seine Stimmung umgeschlagen ist. Wer hieß Euch denn des Gespräch's von heut früh erwähnen?“

„Nun, es war auch eine kleine Bosheit von mir, liebe Bertha!“ sagte Arthur; „warum habt Ihr mich aber heut so kurz abgelohnt, als ich, bei Ansicht Eurer Weihnachtsgeschenke, ein paar Wörtchen darüber bemerkte: daß ich es hübscher fände, wenn — statt des Seidenzeuges aus

Frankreich, der Spitzen aus Brabant, des Pelzwerks aus Sibirien, des Schmuckes aus Golkonda und des Gewebes aus Indien — lieber Dänische Arbeiter Euch Stoffe geliefert hätten, damit auch sie sich des Festes der Gaben erfreuen könnten."

„Still, still!" so beruhigte Bertha das Gespräch; aber Holberg erwiederte schon:

„Solch ein Frauenzimmerkleid ist nun einmal ein echtes Kosmopoliten-Gewand. Das Reich der Mode bleibt ein Wahlreich, und nichts ist darin erblich, als der Grundsatz: daß Einheimisches nun einmal nichts taugt. Mögen dagegen auch Moses, Paulus und Herr Arthur sprechen: Gesetzgeber, Apostel und Unbefangene scheitern an der Eitelkeit, die gewiß noch viel ärger wird, wenn die nun fünfjährige Erfindung der Blattern-Impfung uns nichts als glatte Gesichter zeigt."

„Ei!" sagte Bertha empfindlich, „Moses und Paulus werden doch nichts gegen die Geschenke haben, die ich empfing?" — „Ich sollt's auch nicht glauben!" meinte der Vater, aber Holberg rief: „Was? Holen Sie doch eine Bibel, Berthchen!"

Berthchen hatte keine Lust; Lenore aber, die, bescheiden vor sich hinschauend, der Unterhaltung zuhörte, und besonders bei der letzten Bemerkung Holberg's sich tiefer verbarg, weil er in seiner Lebhaftigkeit vergessen hatte, daß ihr Gesicht ein wenig von den Blattern gelitten hatte, — ging jetzt die Bibel zu holen.

Man trank unterdessen auf die Gesundheit der schmollenden Bertha, die dabei naiv bemerkte: „Es ist doch abscheulich, daß ich des Regierens nicht gewohnt werden kann. Eigentlich hätt' ich durch einen Machtspruch die Unbill, unserem Geschlechte angethan, hindern können. Sitz' ich an meinem Herrschertage hier und thue, als könnt' ich mit aller Macht nur gehorchen!"

„Es geht vielen Machthabern nicht besser!" sagte lächelnd Holberg; „die schaffen sich in solchen Fällen einen Premier-Minister an."

„Danke, danke! solche erste Diener werden bald die ersten Herren!" meinte Berthchen, und eben brachte Lenore eine große Bilderbibel.

Während Holberg suchte, sprach Arthur freundlich mit Lenoren, das liebe Mädchen zu erheitern; er dankte ihr auch, daß sie so großmü-

thig wäre, den Gegnern selbst die beweisenden Waffen herbeizutragen; endlich las Holberg:

„Du sollst nicht anziehen ein Kleid von Wollen und Leinen gemengt!“ so sagt Moses im zweiundzwanzigsten Kapitel seines fünften Buches, und Paulus lehrt in der Epistel an Timotheus im zweiten Kapitel: „Ein Weib soll in zierlichen Kleidern mit Scham und Zucht sich schmücken, aber nicht mit Zöpfen, Gold, Perlen oder köstlichem Gewand.“

„Hoho!“ jauchzte Berthchen, „da bleiben noch gar viele Auswege, Moses und Paulus in Ehren; die zeitigen Eiferer treiben's viel ärger, als — zum Beispiel — Professoren der Metaphysik — ich will's nicht verrathen, was das für Leute sind! — und Britische Kaufleute, denen man eben nichts abgekauft hat. Väterchen, laß Du Dich nicht hindern, schenke Du nur!“

Herr Gilsteen nickte freundlich mit dem Haupte, und eben gewahrte er, wie die aufgeschlagene Bibel sich so geblättert hatte, daß sie das Bild der heiligen drei Könige zeigte.

„Muß ich heute auch an diesen Stern erinnert werden?“ sagte Gilsteen plötzlich.

„Hm!" bemerkte Holberg, „ich habe das Bild schon eine Weile betrachtet; drei Könige, die einem Stern, das ist: einem Sinnbilde der Aufklärung nachziehen, scheinen mir etwas recht Seltenes."

„Ach, mich überfällt dabei eine ganz eigene Erinnerung!" so klagte Gilsteen, und einige Gäste baten um Mittheilung.

„Ist mir's doch, Herr Gilsteen, als bewegte sich in Euch ein traurig Angedenken!" so bemerkte jetzt Arthur, „dann laßt es in Vergessenheit. Der Mensch ist zu kurzsichtig, um Freude da finden zu können, wo sie sich auch nur im leich- testen Schleier zeigt: darum soll er mindestens nicht sein Trübsal mit Willen hervorziehen."

„Es ist ein Blick der Wehmuth, nichts wei- ter!" entgegnete Gilsteen, „und ich thue wohl am Besten, wenn ich den Anlaß nicht verhehle, damit die lieben Gäste meinen Ausruf nicht schwerer nehmen, als meine Erinnerung nöthig macht. Ich habe einen Bruder — Gott sey Dank! noch brauch' ich wohl nicht zu sagen: ich hatte einen Bruder — dem Alles in der Welt zum Abenteuer wurde, wenn er es auch, nach seiner freilich fast immer schwärmerischen Ansicht, so einfach und

klar als möglich begann. Es lag etwas Fremdartiges in seinem Wesen, das wohl daher entstand, weil er sein Thun stets nach seinen Gedanken richtete, Gewohnheit und Gewöhnlichkeit nichts über ihn vermochten. Er hatte viel gelernt, doch gar keine großen Plane; er gedachte recht eigentlich in den Hafen einzulaufen, ehe er die Fahrt gemacht, den Sturm überstanden hatte. Doch mir schien es stets, als begrabe er in sich sorgfältig seine Wünsche, weil er sie für unerreichbar hielt, sich fürchtete, sie möchten zur Flamme ausbrechen, wenn er sie nur dem Lichte näherte, und er selbst wollte der Wirklichkeit keinen Kampf bieten. Da riß ihn die Liebe aus seiner Abgeschlossenheit, und wie es der erste Strahl war, den er unbedacht ganz in sein Innerstes ließ, so fesselte er auch sein Glück einzig an dieses Gefühl. Es ward ihm nicht erwiedert, und dies schmerzte ihn um so tiefer, da das Mädchen seiner Wahl durch die Verbindung mit ihm einer drückenden Lage entzogen worden wäre. Mein Bruder faßte ein Mißtrauen gegen seine eigene Persönlichkeit und konnte den Gleichmuth nicht wiederfinden. Ich rieth ihm zu einer Reise, da kamen ihm gar viele Län-

der in den Sinn, und Morgen sind es zwanzig Jahre, seit er von hier abreiste. Am Sylvester-Abend waren wir zuletzt beisammen; die Eltern, auch meine Gattin, derzeit meine Braut, lebten noch. Da, wo jetzt Arthur sitzt, saß mein Bruder, bleich und düster; aber er tröstete uns, besonders die Eltern, die sehr traurig waren, weil sie nicht meinten, ihn wiederzusehen; ach, sie haben recht gehabt! — Da brachte mein alter Vater die Bibel und sprach: Höre, Waldemar — so ist des Bruders Vorname — schreibe doch hier, wo ich einst Deinen Geburtstag mit Freudenthränen eingetragen habe, uns ein Sprüchlein zum Angedenken, und wenn Einer von uns in der Todesstunde Dich nicht an seinem Lager sieht, so mag es ihm der Andere vorlesen, als Deinen letzten Gruß. Und damit legte der Vater die Bibel vor ihn hin und sie schlug sich eben so auf, wie sie jetzt vor uns liegt. Waldemar betrachtete sich das Bild, Thränen stürzten aus seinen Augen, und dann schrieb er, mit einem Blicke, wie wir ihn lange nicht so heiter gewahrten — lesen Sie es vor, Herr von Holberg, was auf dem ersten Blatte neben dem Namen Waldemar steht.“ — Holberg schlug die Blätter zurück und las:

„Lebt wohl, Ihr Lieben! Härme sich,
Wer mein gedenkt, doch nicht um mich:
Mich führt ein Stern im Leben.
Wenn jetzt mein Herz auch stürmend schlägt,
Sein Leiden nicht in Demuth trägt,
Es wird sich Fried' erstreben;
Und ob mein Stab die Welt durchstreift,
Ob rasch die Welle mich ergreift:
Mich führt ein Stern im Leben."

„Und eben", so fuhr Gilsteen bewegt fort, „wie ich damals dies vorlas, da verkündete die Glocke Mitternacht und das Scheiden des Jahres; der Vater segnete den Waldemar, und wir Alle nahmen Abschied von ihm. Lange hat er nachher mit seinen Gefühlen und seiner Unstätheit gekämpft, viele Länder hat er gesehen und endlich erhielten wir Nachricht: er habe sich nach Sanct Domingo eingeschifft. Dort erkaufte er ein Besitzthum, ist Gatte und Vater, und ich empfing alljährlich mit den letzten Schiffen, die ankamen, auch Briefe von ihm, die stets bezeugten, daß er dort für etwas Großes thätig ist. In diesem Jahre sind sie aber ausgeblieben, und seht, meine

Freunde, das war es, was vorhin sich in mir aufregte."

„Nun", sagte Arthur tröstend, „was den Wogen übergeben ist, darf man nicht mit Sicherheit erwarten; also auch nicht Eure Briefe. Sonderbar ist es aber, daß auch ich einen jüngeren Bruder in Sanct Domingo habe, der von der steten Idee hingetrieben ward, den dort erwachten Geist der Freiheit zu unterstützen; denn er meinte: wir Europäer, die wir schon ein Paar Jahrhunderte das entsetzlichste Elend über die andern Welttheile brachten, wären auch schuldig, die Schmach unsrer Vorfahren selbst vertilgen zu helfen. Doch wenden wir uns jetzt wieder zum Herrn von Holberg, der uns vielleicht rasch den Schmerz über die Trennung von lieben Menschen vergessen macht: denn er scheint seine eigenen Betrachtungen über die heiligen drei Könige zu haben."

„Das wohl!" sagte lächelnd Holberg. „Für's Erste dachte ich: Unter Dreien ist doch, wie hier, gewöhnlich Einer, der so schwarz ist, daß keine Wäsche der Geschichte ihn säubert; höchstens bringt sie es dahin, daß er etwas Mulattenhaftes bekommt, indem sie ihm den Beinamen Held

giebt und seine Schwärze mit dem Blute übertüncht, worin er sich badete. Nächstdem aber fallen mir auch die Fürsten ein, welche in unserer Zeit so viel Lärm erregten, nämlich: Peter der Erste, Ludwig der Vierzehnte und Karl der Zwölfte, welche die dreimal heilige Zahl, dreimal neun zusammen addiren lassen; es scheint mir aber die Heiligkeit, welche Hofschranzen wohl hie und da proklamiren, in Eiligkeit zur Gebrechlichkeit zu werden. Herr Gilsteen sprach vorhin von dem Frieden ringsum, laßt uns ihn doch ein wenig betrachten."

„Seht", so fuhr Holberg fort, „Ludwig der Vierzehnte ist seit ein Paar Jahren todt; noch nicht volle drei Wochen sind vorüber, daß Karl der Zwölfte vor Friedrichshall fiel, und nun, da in diesem Jahre auch Kaiser Karl der Sechste mit den Türken einig wurde, auf Kosten des Venetianischen Freistaats, sieht es wirklich fast so aus, als könnte eine Art irdischer Herrlichkeit beginnen. Aber Theilung ist kein Friede, und wo die Gerechtigkeit nicht wohnt, wird der Hader in allen Winkeln aufgefüttert. Die Potentaten schließen Traktate; Frieden kann nur die Menschheit schließen, wenn sie endlich auf festen Grund-

sätzen baut. Aber betrachtet Euch nur die Herren unsrer Zeit, um zu wissen, ob dazu Hoffnung ist; bemerkt es doch, wie die Orden und Geschenke ringsum nach allen Erdzipfeln fliegen, damit nur Jeder schnell da unterdrücken helfe, wo ein ehrlicher Mann die Unbefangenheit haben will, zu sagen wie ihm etwa zu Muthe ist. Denn vom Apfel der Eva bis zu bunten Bändern und Geschmeiden ist dergleichen nur Lockspeise, welche die Schlange präsentirt, und noch heut wie damals scheint es, als ob man den Satan gern zum Protektor der Menschen macht, und den Himmel nur im Fall der Noth zum Asyl behält. — Mag nun Ludwig der Vierzehnte — der nur erst auf dem Todbette wußte, was recht ist, und der im Leben mit seiner Scheinfrömmigkeit noch mehr schadete, als er es mit seinen Waffen je vermochte — mag er vor seinem Richter stehen, der sich mit ihm wohl nicht nach der Hof-Etiquette von Versailles bequemt; mag auch Karl der Zwölfte — der mir in seiner querköpfigen Offenheit immer noch lieber ist, als Jener mit seinen diplomatischen Schelmstückchen — sein Bischen Erde gefunden haben, indem er noch seinen Degen umklammerte, als glaubte er auch das Jenseits mit

Mord und Sturm gewinnen zu können; mag endlich Peter der Erste von seiner Kathinka, oder von einem seiner Günstlinge sich einmal öfter eine menschliche Seite abgewinnen lassen, das Alles bewirkt noch nicht einmal Waffenruhe, viel weniger Frieden. Still arbeitet jetzt Jeder, wie er etwas mehr bekomme von dem Nachlaß der Todten, und wie er sich schütze, daß kein Lebender etwas dagegen haben kann, wenn er vielleicht im Stande wäre sich Alles zu nehmen. Die Ränke sind nicht mit gestorben, der Werth des Degens ist nicht gefallen, und mit jedem Frühling wird man Menschen in's Feld stellen, auf daß dem Tode die reiche Erndte nicht entgehe! — Wißt Ihr doch auch schon: daß Frankreich und England einen Krieg gegen Spanien vorbereiten, wo die Waffen von Außen wahrhaftig nicht den guten Geist erwecken werden, den die Mönche in ihren Prozessionen zu Grabe trugen, damit sie dem Himmel in aller Ruhe invalide Seelen zufördern und dem Groß-Inquisitor die nur erst halb invaliden überliefern können, auf daß er sie dem Teufel, dem Kriegs-Minister der Pfaffen, gewiß nicht entgehen lasse. Und da kommen dann die Diplomatiker, — die Inquirenten solcher In-

quisiten, die man Völker nennt — und beweisen, wie Alles so seyn muß, und sie haben nun schon so lange nichts bewiesen, daß man ihnen aus lauter Achtung für das Herkömmliche auch fortan um so eher glaubt, je mehr Nichts sie vertheidigen, und je weniger sie beweisen. Wenn dann Einer auch so lange regiert, wie Kang-hi, der jetzige Kaiser von China, der nun schon siebenundfunfzig Jahre sich — den Kopf ausgenommen — auf dem Throne zeigt, so hat er am Ende nichts regiert, sondern es sich gefallen lassen: wie feile Schranzen seine fünf Sinne in so kleinen Quantitäten verausgabten, daß sie kein Geschichtschreiber wieder zusammen findet."

Jetzt, als Herr von Holberg sich einen Augenblick störte, um Luft zu holen, fielen die Mädchen ein: „Sie treiben's doch auch fast zu arg mit den weiblichen Zuhörern! Sie scheinen sich, da Sie nur erst ein Paar Monate Professor sind, hier im Vortrage üben zu wollen, dann bitten wir doch um ein anderes Thema."

„Ich muß gehorchen, obwohl ich noch viel auf dem Herzen habe und nun erst recht auseinander setzen wollte: wie Ludwig der Vierzehnte ein viel besserer Mensch gewesen wäre, wenn er

noch schlechterer Katholik war; wie wir in Karl dem Zwölften wahrscheinlich einen vortrefflichen Regenten kennen gelernt hätten, wenn nicht die Eroberungslust Peter des Ersten dem Minderjährigen nur die Bildung zum Krieger aufgedrungen hätte. Lassen wir das und erkennen nur: die Legitimität besteht nach den gewöhnlichen Begriffen darin, daß sie sich jede Befugniß zur Illegitimität ertheilt, und die stehenden Heere jagen den Frieden für immerdar in die Flucht; denn hat man mit ihnen lange das Spiel des Exercitiums und des Manövrirens getrieben, so will man doch auch ihre Talente vor aller Welt zeigen und läßt sie ihre Meisterstücke machen, wozu die Menschen dann Blut, Leben und Güter hergeben müssen."

„Ist's doch nun einmal nicht anders!" bemerkte Einer von den Gästen, und Arthur setzte hinzu: „Und was die Weisen wünschen, können leider kaum Thoren als herstellbar erwarten. Die goldene Zeit hat Jeder nur so lange, als er die Welt nicht kennt, darum soll er frühzeitig nach einem Stern im Leben suchen."

„Aber wo ihn finden?" fragte Lenore, und Holberg fiel ein mit der Antwort: „In dem

Raume, den man sich abschließt, den man sein nennen darf: in der Häuslichkeit."

„Das klingt uns schon viel lieblicher, Herr von Holberg!" bemerkte Bertha, und Dieser erwiederte: „Auch dazu giebt uns ja das vorliegende Bild eine Andeutung, die sogar weit näher liegt für Den, der nicht den Geschichtschreiber spielt, wie ich seit einiger Zeit. Da steht der Stern über der Hütte, unter deren Dach die Mutter mit dem Kinde weilt. Fürwahr, das schönste Bild der Häuslichkeit, und ihr bringt zuletzt der Mann alle seine Plane zum Opfer. Hierher kommen die drei Herrscher, die in ihm toben: der Ehrgeiz, der Neid und der Schein, und legen still ihre Habe nieder zu den Füßen der Hausfrau, aus deren Zufriedenheit der Stern des Lebens seinen Strahl in das Herz des sorgenden Vaters wirft."

Lenore sah jetzt freudig auf Holberg; Bertha rief: „Der Ehrgeiz ist dann gewiß der Mohr!"

Da unterbrach sie der Vater, indem er sich erhob, also sprechend: „Wohlan denn, vertrauen auch wir dem Stern des Lebens und grüßen die heilige Mitternacht!" —

Die Glocken tönten; Alle standen in Andacht auf und in die Nacht hinaus begrüßten sie mit dem Rufe: „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ die erste Stunde des neuen Jahres. Innig umarmten sich die Freunde; mit gefalteten Händen, im Gebete, standen die Jungfrauen und lauschten dem frommen Liede, das von den Thürmen der Stadt herab scholl; da klangen plötzlich Töne der innersten Erschütterung herauf, und Alle vernahmen mit einem Staunen, das sich zuerst nur in Blicken aussprach, diesen Gesang:

„Ist mir auch Alles nun geraubt,
Hab' ich auch nichts, wo ruht mein Haupt:
Mich führt ein Stern im Leben!
Wer ist an Elend mir wohl gleich?
Doch kann sich zu dem Himmelreich
Die Seele froh erheben!
Und fänd' ich nun am Bettelstab —
Von jedem Herzen fern — mein Grab:
Mich führt ein Stern im Leben!“

„Heiliger Gott!“ rief Gilsteen, tief erbebend, mitten im Gesange und stürzte aus dem Zimmer;

die Töchter und Arthur eilten ihm nach, und auch die Andern folgten erschrocken.

Und an der Pforte des Hauses gewahrten Alle einen ältlichen Mann, auf seinen Stab gestützt, die Blicke aufwärts erhoben.

„Waldemar!" sprach in ungewissem Tone und zitternder Haltung Gilsteen.

„Waldemar Gilsteen heiß' ich!" entgegnete sanft der Fremde, ohne sich stören zu lassen in dem Lauschen auf die Thürmer, die nun ein heiteres Danklied herab tönen ließen. Doch Jener riß ihn jetzt stürmisch an seine Brust mit den von Wehmuth erstickten Worten: „Mein Bruder! mein Waldemar!"

„So hätt' ich für jetzt mein Ziel gefunden!" diese Erwiederung sprach der Fremde am Herzen Gilsteens, sichtbar leidend an Erschöpfung seiner Kräfte.

Mehr getragen als geführt kam nun Waldemar in sein Vaterhaus, und als er in dem erleuchteten Zimmer Alles so fand, wie damals bei der Trennung von den Seinen, da brachen unaufhaltsam die Thränen hervor; ohne Laut barg er sich lange in der Umarmung Gilsteens

und der Töchter, und tiefbewegt standen die Freunde des Hauses.

Bald wurden nun die Mädchen geschäftig für die Bequemlichkeit des Oheims, und Arthur, das volle, redliche Herz in jedem Blicke zeigend, griff immer mit an, indeß Hollberg, starr zusehend, in Betrachtungen sich verlor.

„Ihr Herren" — so begann jetzt Waldemar, nachdem er erfahren hatte, daß vor wenigen Stunden seine Jugendgeschichte erzählt wurde — „Ihr werdet vielleicht noch gern etwas von den Schicksalen eines Mannes vernehmen, der einst, bei fast selbst geschaffenem Unglück, mit kämpfenden Empfindungen aus diesem Hause in die Welt zog, und der jetzt zurückkehrt, belastet mit Sorgen, die wohl nicht schwerer gefunden werden. Dennoch trag' ich den Frieden mit mir, der damals mich völlig verlassen hatte, und die Hoffnung zeigt mir auch aus dem Sturme noch das Liebste, was ich habe, gerettet. Zu sehr fühl' ich mich jedoch ermattet, da ich nur mit Anstrengung meinen Wunsch, bis zu dieser Mitternacht in Copenhagen zu seyn, erreichen konnte; aber mein Bruder wird, wenn ich mich erholt habe, mir gewiß

Gelegenheit geben, seinen Freunden mich zu nähern." —

Gilsteen bat sie Alle zur Feier des Tages der heiligen drei Könige, und Waldemar, mit dem Haupte freundlich nickend, sagte: „Der Herr gebe mir müden Pilger nun Ruhe! Das Schiff, dessen Kapitain, der milden Witterung zu lange vertrauend, noch hieher segelte, strandete an der Küste Dänemarks; die Wellen warfen mich auf den Boden meines Vaterlandes, und vor dem Strandrecht rettete ich kaum so viel, daß ich vier Tagereisen vollbringen konnte. Aermer, als ich in diesem Augenblick bin, kann kein Mensch seyn; aber wer noch traute Herzen wiederfindet, der hat die Heimath nicht verloren und sein Glück siedelt sich von Neuem an; dazu wird mir der Allmächtige zu meinem Weibe und meinem Kinde helfen!" — Wie still betend schaute Waldemar vor sich hin, und im Scheiden stand nun Arthur vor Lenoren und sah mit freundlichem, doch fest fragendem Blick ihr in die Augen, die sich thränenschwer senkten, und Holberg, der durch das Vorgegangene zu stilleren Kreisen gezogen war, sang im Gehen vor sich hin die Strophen einer alten Romanze:

„Gieb viel auf, bestimme Dich,
Und es ist Dir mehr gewonnen;
Wähle gut! — es zeigen sich
Sonnen Dir und Neben-Sonnen:
Doch entscheiden mußt Du Dich!"

Dann umarmte er Arthur, und wie in den Stunden des Zusammenseyns zeigte er auch hier, daß ein Zwiespalt in ihm aufgeregt war, indem er bedeutsam rief: „Auf ein fröhlich Begegnen im Leben!"

Es war am Morgen nachher, da trat Lenore zu ihrem Vater und reichte ihm mit zitternder Hand einen Brief; er war von Arthur, und Gilsteen las:

„Es ist Ihnen, liebe Lenore! gewiß nicht fremd, daß ich die innigsten Wünsche für Ihr Glück hege, und ich wage zu glauben, daß Sie es finden würden, wenn Sie das meinige gründen. Ich biete Ihnen jetzt ein freies Herz — es war einst nicht frei! — können Sie das Ihrige mir nur zum Theil geben, so hoff' ich: es mir bald ganz zu verdienen. Es ist mir Pflicht, daß ich ein Verhältniß, dem das Gefühl oft schwer zu

entkommen weiß, ehre; aber ich habe auch die Erfahrung, daß man es besiegen und nun um so eher an einer treuen Brust ausruhen kann von dem unvermeidlichen Kampfe. Ich bitte Sie, mir ohne Hehl zu sagen, was Sie auf die Frage: Wollen Sie Freud' und Leid mit mir theilen? — zu antworten haben; ich will es noch am heutigen Tage von Ihnen selbst aussprechen hören. Arthur."

Gilsteen sah auf Lenore, die bleich, doch mit klarem Blick vor ihm stand.

„Was wirst Du thun?" fragt' er endlich sanft. —

„Ja sprechen", entgegnete sie leise, und mit Freudigkeit rief der Vater: „Ich preise Deinen Entschluß! Von Menschen, die uns nicht gleich, nicht schnell verstehen, wenn es das Höchste im Leben, die Liebe, gilt, von denen soll man sich losreißen, ob man auch schöne Träume aufopfern muß. Ich habe Deine Schmerzen gesehen; doch wollt' ich Dich selbst entscheiden, Dich selbst erst erkennen lassen, daß Holberg noch zu sehr die wüste Welt als den Raum seines Treibens ansieht; für den Reichthum eines Herzens hat er keinen Maaßstab. Er wird einst gern zurück

wollen in eine trauliche Hütte, aber sie dann verfallen finden, fort und fort sein Glück draußen suchen müssen, wo es nicht ist. Wir haben ihn mehr zu bemitleiden, als zu verdammen; sein Loos ist nicht bei den Friedlichen, darum vernehme ich mit vollem Vatersegen Deinen Sieg."

Eben kam der Oheim hinzu, nach dem Morgengruße sprechend: „Bruder, dort auf der Rhede lichtete ein Schiff, das hat sein Wagniß günstiger überstanden als das meine. Ach! brächt' es mir meine Lieben!"

Er bemerkte jetzt Lenore, erfuhr was geschehen war, in der Erklärung der Verhältnisse, und auch er entschied: „Du hast wohlgethan! Wer in dem Leben noch so kurzsichtig ist, daß er allein nach Ruf und Aufsehen jagt, der will nur empfangen, nicht geben; er strebt auch in der Liebe nur nach dem Vergänglichen, und für den Kranz des Ruhms wirft er alle Kränze der Liebe hin; darum freue Dich Deiner Wahl, mit der Du den Anker Deiner Hoffnungen auf sicheren Grund legtest. — Jetzt aber will ich nach der Rhede, es drängt mich, zu wissen: von wannen jenes Schiff kommt?"

Fort ging der Oheim und Lenore bat den Vater: Arthur bei ihm erwarten zu dürfen, der auch nicht lange ausblieb, und nach dem ihm ausgesprochenen Ja! bald seine Braut, bald den Vater dankend umfaßte. In seinem Wonnerausch stand er plötzlich erschrocken vor einem jungen Mann, der eintrat mit der, ihn auf den Lippen ersterbenden Frage: „Bin ich hier recht in der Handlung Skanhild und Compagnie?" — und beide junge Männer lagen sich jetzt in den Armen mit dem Ausruf: „Bruder! — Wie kommst Du hieher? — Wie geht's Dir? — Was willst Du hier?" — Diese Fragen drängten sich; doch der Neuangekommene wandte sich schnell zu Gilsteen mit seiner ersten Frage, und da sie ihm mit Ja! beantwortet war, sagte er: „Ich darf jetzt nur an Eines denken. Ich wollte Sie bitten, mir eine Summe von achtzig Pfund Sterling vorzuschießen, die ich auf jenem Schiff schuldig geworden bin; ich weiß, Ihr Haus hat mit dem Unsrigen in London zu thun, jetzt aber wird vielleicht mein Bruder selbst mir mit einer Summe helfen können."

Von beiden Seiten wurde sie ihm dargeboten, und Eduard — so hieß der Bruder —

nahm sie von Arthur, indem er ihm noch erzählte: „Ein Zufall hat mich zum Begleiter zweier Damen gemacht, und ich hatte Gründe, von diesen die Summe mir nicht geben zu lassen; in die junge Dame bin ich entsetzlich verliebt, ich glaube aber, sie mag mich nicht, und auf keinen Fall wollt' ich als Nichtshaber vor meinen Beschützten erscheinen. — Sagen Sie mir doch in aller Eile", — so wandte er sich wieder zu dem Herrn des Hauses — „wo wohnt der Kaufherr Gilsteen?"

„Der bin ich, die Firma ist vererbt und beibehalten!" wurde ihm entgegnet, und Eduard rief erstaunt: „O weh! da hab' ich den Verräther meines Herzens am unrechten Ort gemacht! Ich bringe Ihnen Ihre Schwägerin und Ihre Nichte aus Sanct Domingo, mit aller Habe, die zu retten war!" und damit stürzte er zur Thür hinaus.

Die Freude kehrte nun wieder ein in das Haus Gilsteen's, dessen geschickter Verrath es auch dahin brachte, daß am Abend des Tages der heiligen drei Könige, wo die Sylvester-Gesellschaft nochmals beisammen war, zuerst die Verlobung Eduards mit der gar lieblichen Nichte

Nadine, und darauf die Arthurs mit Lenoren verkündet wurde. — Holberg erblaßte und sprach Anfangs wenig; dann aber strömte ein bald nachher begonnener epigrammatischer Erguß gegen die Frauen um so reichlicher, und die Verletzung seiner Eigenliebe, die es empörend fand, daß Lenore ihn aufgeben konnte — während er sich doch stets entfernt gehalten hatte — wußte er für heut durch Galle zu heilen, die aber auch Lenoren die Ueberwindung dieses Augenblicks erleichterte.

„Es walte ein Stern im Leben über Euch!" so sprach Waldemar den allgemeinen Glückwunsch aus und schloß also: „Ich fand auf Sanct Domingo mein braves Weib, das aus einer Familie Spaniens entsprossen ist, und im geschäftigen Treiben ward hier bald zur Thätigkeit, was ich so oft früher schon in Gedanken trug. Auch ich wollte und durfte den höheren Zweck der Menschheit befördern helfen, indem ich den Sclaven, die ich halten mußte, Unterricht gab und geben ließ in den Kenntnissen, welche die sittliche Würde erwecken und stärken. Ergriffen von all dem Entsetzlichen, was die Europäer sich erlaubten, belebte ich in den unglücklichen Opfern fluchwürdiger Speculation den Muth: ihr Elend und damit

auch die Idee der Freiheit zu erkennen, die ich schneller walten ließ, indem ich meine Sclaven fast alljährlich mit neuen vertauschte. Aber wie überall, so trat auch hier zuerst das Böse hervor, denn in einer Halbheit der Bildung kann das Gute nie auf friedlichem Wege gedeihen. Vor einigen Monaten entstand ein Aufruhr gegen die Europäer — ich war eben auf einer Reise — und ein treuer Sclave eilte mir nach, mir zu berichten: daß Cassan — ein Neger, den ich um großer Verbrechen willen hatte strafen lassen — sich an die Spitze Vieler gestellt, meine Besitzungen verwüstet, auch mich zu ermorden gedroht habe, wo er meiner habhaft würde. Er brachte mir auch wenige Zeilen von meiner Frau, worin sie mir meldete: daß sie mit allem baaren Vermögen, unter dem Schutze des jungen Engländers Eduard — der einige Zeit vorher schon sich in meinen Besitzungen einfand, um den Menschenrechten seine Kraft zu weihen — nach Cap François geflüchtet sey, mich dort zu erwarten, und käme ich nicht zu einer bestimmten Zeit, so wollte sie sich mit der Tochter zum Oheim nach Copenhagen einschiffen. — So hatte mein gutes Vor=

haben sich zuerst wider mich selbst gekehrt; — die Wege des Herrn sind unerforschlich! — Ich warf mich jetzt in ein Sclavengewand, suchte zu meinen Besitzungen zu kommen, und fand Alles bestätigt. Cassan hatte sich dort zum Herrn gemacht. Ich wollte nun meinen Weg nach Cap François nehmen, und erfuhr, daß er schon durch andere Negerhaufen unsicher war; nun wurde noch mein treuer Sclave von den Aufrührern gefangen, und da ich fürchtete, daß man ihn zwingen würde, meinen Plan zu entdecken, so mußte ich mit dem, was ich bei mir trug, eilend flüchten, und bestieg das Schiff, welches an den Küsten Dänemarks strandete. Das Uebrige wißt Ihr, und wie ich mich freue, daheim wieder in dem engen Kreise der Häuslichkeit zu seyn, so bin ich doch auch überzeugt, daß dort, wo ich todtes Gut verlor, ein lebendes sich erzeugt: der Trieb zum Rechten. Er wird sich — vielleicht nach langer Zeit erst — erheben und ausbreiten, und wenn einst Europa unter der Last des Despotismus erliegen will, dann wird uns vielleicht neue Belebung zur Freiheit aus Fernen kommen, wo wir die Knechtschaft fortzupflanzen hofften. — Ich aber will nun die letzten Tage meines Lebens in

Ruhe genießen und dem Ewigen danken, daß er in dieser Wiedervereinigung mit allen meinen Lieben mir ein Zeichen seiner Gnade gegeben und mich im wahren Glück noch heimischer gemacht hat!"

Und diese Ruhe ward ihnen, auch stete Freude an ihren Kindern beiden Brüdern. — Holberg aber fühlte wohl oft in den Unruhen, die ihm sein heftiger Drang nach Ruf und nach äußerer Erhebung bereitete:

„Es verscheucht auch der Ehrgeiz nicht selten das wahre, innige Glück, und er verlöscht zuletzt den schönsten Stern im Leben: den Frieden in uns."

---

# Der Stein im Schatzhause.

Der König Rhampsinitos von Egypten hatte eine Menge von Schätzen zusammen gebracht. Auf welche Art, sagen uns die unterthänigen Geschichtschreiber nicht deutlich, doch darf man darüber nur dem Leben jedes schätzesammelnden Königs nachforschen, um Aufschluß zu erhalten. Muthmaßlich hatte er sie von seinen Unterthanen, und da er fürchtete, diese möchten einmal Lust haben, sie wieder zu bekommen, ließ er sich in Memphis ein Schatzhaus bauen, dessen einziger Eingang in seinem Geheim- oder Arbeitszimmer seyn sollte. Ich brauche diese Benennungen für Kabinet, und finde den Ausdruck Geheim-Zimmer richtiger, weil nichts geheimer blieb, als daß er — arbeitete.

Nicht dem Mindestfordernden, sondern dem Geschicktesten übertrug Rhampsinitos diesmal den Bau. So entstand durch den Arkanes eine äußerst feste Behausung für das Gold; er wußte auch die Oeffnung zum Eingange schlau anzubringen, nur der König selbst konnte anscheinend zu dem Götzen der Erde dringen, und er legte, zur sichersten Sicherheit, auch stets noch Siegel an die Pforte.

So glaubte der langnamige König sich seiner Sorglosigkeit überlassen zu können; weil es nun aber unter den Leuten von Talent auch Spitzbuben giebt — die Weltgeschichte behauptet: sogar mehr als unter talentschwachen Leuten — geschah es, daß der Herr Baumeister Arkanes sich einen geheimen Zugang mit hinein gebaut hatte, diesen auch seinen beiden Söhnen entdeckte, als er, bald nach Vollendung des Geschäfts, wenn nicht in ein anderes Leben, mindestens aus diesem hinaus gefördert wurde.

Die Söhne durchsuchten, um die Mutter und sich zu ernähren, erst des Vaters Hinterlassenschaft; sie war aber so nichtsbedeutig, daß auch die neuzeitigsten Erben dem Hingeschiedenen dafür kaum die bessere Welt gewünscht hätten. Wahrscheinlich

wollte der Herr Baumeister, nachdem er merkte, wie wenig mit Kunst und Ehrlichkeit zu erwerben ist, es eben zum erstenmale mit Kunst und Betrug versuchen, als ihn der Tod in den Ruhestand versetzte.

Die Söhne hatten sich das Geheimniß von einem Steine, bei dem man von außen in das Schatzhaus kommen konnte, wenn man mit künstlichem Drucke den Stein heraushob, recht gut gemerkt, und waren nun so lebensklug, die Künste gleich mit der Spitzbüberei anzufangen, weil sie fühlten, daß unbesiegliche Neigung, oder, nach unsern romantisch-vergriechten Dichtern, das Schicksal sie hinriß.

Sie erlangten in der freien Kunst und in den verschiedenen Arten, das Geld los zu werden, bald große Fertigkeit; denn, nachdem sie Stein und Schätze in einer Nacht gefunden und ihre Beutel gefüllt hatten, bestimmte sie die bald entstehende Leere hier noch in mancher Nacht von der Fülle dort Gebrauch zu machen.

Als die Brüder auf solche Weise die Lehre vom Gleichgewicht ein Weilchen studirt und geübt hatten, begab es sich, daß auch der König Rhampsinitos seiner Schätze bedurfte, um

einen Krieg zu beginnen, zu dem er das meiste Geld, also gewiß auch das meiste Recht hatte. Er trat in sein Schatzhaus, um sich die wohlklingendsten Gründe zu holen, und da manche Gewaltherren für das, was weg ist, den schärfsten Blick und die meiste Liebe haben, gewahrte die egyptische Majestät mit tiefbewegtem Zorn gar bald die Lücken unter und in den Gefäßen, obwohl Eingang und Siegel unversehrt gewesen, auch an den äußern Mauern keine Beschädigungen waren. Da er nun beobachtete, daß die Neigung nach seinen Schätzen nicht in Abnahme war, und er doch nichts ergründete, ließ er äußerst künstliche Schlingen um die Goldgefäße legen, und jetzt sah sich in einer zum Stehlen sehr geeigneten Nacht der erste, welcher von den Brüdern hineingestiegen war, plötzlich gefangen. Er rief es dem andern Bruder zu, der sich nun mit der gespanntesten Vorsicht nahte; als der Gefangene aber einsah, daß sie sich Beide machtlos zur Rettung anstrengten, gebot er dem Bruder, ihm den Kopf abzuschneiden, damit ihn Niemand erkenne, und so Mutter und Bruder außer Gefahr blieben.

Das war nun wirklich mehr brüderliche Liebe und Heldenmuth, als man bei Dieben ahnen sollte; aber man hat doch immer bemerkt, daß die Brüderschaft bei dem Zugreifen die festeste Verwandtschaft ist, und wenn das Wort „Heldenmuth" hier schlechtortig gefunden werden sollte, bitte ich zu bedenken, daß ich nur von dem Heldenmuth rede, welcher auf Habenwollen und Nehmen gewendet wird. Das zweite Brüderlein, dem das Leben auf Kosten Anderer sehr lieb gewesen seyn mag, fand das Kopfabschneiden klug und ausführbar; er gehorchte daher, und will man ihm Herzlosigkeit vorwerfen, so beweise ich damit seine Anlage zum großen Mann: denn erhabene Eigenschaften soll nun einmal mein Held haben.

Da sich Cheops, so hieß der ungeköpfte Bruder, nun vor Verrath sicher glaubte, zog er ab mit dem Kopfe, fügte den Stein wieder in die Mauer und schlich nach Haus. Am Morgen untersuchte die egyptische Majestät, und erschrak gleich einem gemeinen Menschenkinde, als sie den kopflosen Dieb und doch abermals weder Eingang noch Ausgang bemerkte.

Weil nun selbst sein königlicher Verstand diesen Vorfall nicht aufklären konnte, ließ er sogleich den Körper aufhängen an einer äußern Mauer, und befahl dem Wächter, Jeden zu ergreifen, der bei dem Anblick einige Rührung zeigen würde; ein Beweis, daß der König unsern Cheops nur für einen kleinen Dieb hielt und ihn im Pöbel suchte, da er ihn noch der Rührung fähig glaubte. Der Mutter ging das schwebende Geschick ihres einen Sohnes sehr zu Herzen, sie konnte es nicht dulden, daß er nach seinem Tode noch vom Wind und Wetter leiden sollte, deshalb drohte sie dem lebenden Sohne, wenn er nicht den Leichnam noch heute von dieser Schmach befreie, dem König zu entdecken, wie die Schätze entschwunden wären, und wer noch einen Theil davon besäße. Durch diese Drohung erfahren wir, daß die Mutter den Erwerbsweg der Söhne kannte, und nun bei etwaiger Anklage doch eigentlich auch als Spitzbübin erscheinen, also ihren Kopf in Gefahr bringen mußte: aber was vermag die Mutterliebe nicht und der feine weibliche Sinn für Anstand, der allerdings etwas verletzt wurde, wenn der Sohn da an der Mauer hängen blieb.

Cheops sah sich durch das wirksamste weibliche Hülfsmittel, die Thränen, genöthigt, schnell einen Ueberfall auf den Leichnam zu wagen; er bildete dazu ein zweckdienliches Freicorps, nämlich mehrere Esel, die er mit Weinschläuchen belastete. So kam er zu dem Ort der Diebesausstellung, wo man schon einige Unschuldige verhaftet hatte, wodurch wenigstens die Zuschauer verscheucht wurden, so sehr auch sonst ein freies und für die Menge so ergötzliches Schauspiel Liebhaber hat. Unser Cheops zog mit einem egyptischen Gassenhauer: „Der Eseltreiber bin ich ja!“ — den vielleicht Schikaneder und Mozart, um an Egypten zu erinnern, in der Zauberflöte bei dem Papageno benutzten — die Straße daher und blieb bei der Diebesausstellung stehen.

Die Soldaten, die ihr Geschäft äußerst langweilig fanden, hatten Lust zur Kurzweil, und fragten lachend: „Gehörst Du zu den Eseln?“ Cheops aber sah sie an und sich um und fragte: „Wer gilt denn hier für den ohne Kopf?“ Dieses kurze Gespräch berichte ich einem Geschichtschreiber nach, der sich aber geirrt haben muß; denn dem Morgenländer ist „Esel“ die größte

Schmeichelei, weil dies ihnen das brauchbarste und wohlthätigste Thier ist. Die Soldaten aber hatten dem Cheops ohnfehlbar eine Grobheit sagen wollen, und dieser antwortete in gleicher Eigenschaft. Jene freuten sich nun, ihr Handwerk: Hader und Fehde, frisch üben zu können. Sie drangen auf Cheops ein, um ihn zu verhaften; doch der zog sich, ohne einen Mann zu verlieren, mit vieler Geschicklichkeit auf seine Esel zurück. Hier gedrängt, streifte er an den Weinschläuchen ein paar bereit gehaltene Oeffnungen auf, und fing bei dem Verströmen des Rebensafts an zu schreien, und so zu verzweifeln, als ob er nicht wüßte, zu welchem Esel er sich zuerst wenden sollte. Die Soldaten geriethen vom Schlagen in ihr zweites Talent, das Trinken, indem sie rasch den Wein auffingen, womit es irgend gehen wollte. Cheops wurde darüber wüthend; doch da beide Theile in Schuld und Unrecht waren, handelten sie großmüthig und versöhnten sich, wobei Cheops dem Feinde von der Last seines Freicorps noch etwas zum Besten geben mußte. Wohlweislich hatte er mit Opium die Weinwirkung verstärkt, und nachdem unterdeß die Nacht heran schlich, blieben die Soldaten sämmtlich auf

dem Platze, wo sie sich nieder tranken, schlafend. Da nahm Cheops seines Bruders Leichnam in einen völlig geleerten Schlauch, und schor, zu freundlichem und spaßhaftem Andenken, noch jedem der Wächter die eine Bartseite kahl.

Der König Rhampsinitos wüthete über solche Frevel. Da er aber nicht wußte, wie er mit der Wuth hier auskommen könnte, ward er gnädig, und machte öffentlich bekannt: daß er, die mehrmals gezeigte verwegene Schlauheit bewundernd, dem Thäter Alles verzeihen und ihm eine namhafte Menge Goldstaub geben wollte, wenn er sich und seine Verfahrungsart bei dem Spaße entdeckte.

„Biete besser, o König, und gieb mir sichere Gewährschaft!" stand bald in Memphis an öffentlichen Plätzen geschrieben.

Rhampsinitos bot nun ein Königreich, welches für jetzt noch seinem Nachbar gehörte, aber eben erobert werden sollte, wie er versicherte, nur um den dortigen Unterthanen Glück und Freiheit zu bringen. Ferner gab er kräftiger sein königliches Wort, daß der Diebesheld gefahrlos sich zeigen könne, aber die Antwort lautete:

„Biete besser, o König! und gieb mir größere Sicherheit.“

Was irgend ein König bei sich an gnädigem Eigensinn, oder, wie die Hofleute fälschlich übersetzten, an Consequenz auftreiben kann, brachte Rhampsinitos zusammen, indem er, wenn der Dieb aus edlem Geschlecht sey, oder wenigstens nicht gar zu niedrig stehe, seine einzige Tochter mit all ihren künftigen Rechten bot, und dies verbürgten zwanzig der egyptischen Erbedeln. Die Tochter Infernata mußte nun für Jeden, der ihr über den Verwegenen Aufklärung geben wollte, sprechbar seyn, hatte jedoch den geheimen Auftrag bekommen, wenn sie glaubte, den Rechten zu haben, hülferufend sich seiner Person zu versichern.

Cheops war in die Königstochter schon lange unbeschreiblich verliebt; ich erwähne dies erst jetzt, damit es nun einen Knalleffect macht, und sage „unbeschreiblich“, um mit dem Beschreiben nicht langweilig zu werden. Die Gluth durchbrach alle Vernunft, mit der man ohnehin in der Welt nur in Gefahr und Schaden kommt, und Cheops eilte, in weitem Mantel verhüllt, mit eintretender Dämmerung und hochschlagendem

Herzen zum Gemach der mannlustigen Infernata. Wie es romantisch zweckgemäß ist: in zauberisch erleuchtetem Gemach, hingegossen auf spannkräftigem Ruhebett, lag athemwogend die wunderschöne Infernata und dachte an — Liebe. Da stürzte, niedergeworfen von der tapfersten Heldin, der Schönheit, der natürlich auch wunderschöne Cheops zu ihren Füßen, und konnte nicht zu Worte kommen vor der Beredsamkeit der Augen. Ein rundes „O!" und ein breites „Ach!" machten endlich einigen Raum in der Brust, und der kühne Liebsüchtige schwur nun äußerst zierlich und manierlich, daß er der Begehrte sey und der Aufforderung unwiderstehbar gefolgt wäre, weil Infernata allein ihm das Paradies der Gefühle geöffnet habe, doch ihn auch schnell aus dieser Welt völlig verbannen würde, wenn sie eine lange bange Liebe nicht mit gleichem reichem Lebenstakte und schnellem hellem Erhörungsakte beglücken und entzücken, vielmehr aus Scherz sein Herz verrücken und erdrücken wolle. Bei so viel Anlage zum Dichter, die wunderlicherweise von den Morgenländern geachtet werden, konnte eine gefühlvolle Seele, Standeshalber, nicht ungerührt bleiben. Infernata

weinte die allernässesten Thränen, darüber mußte nun Cheops auch weinen, und so entstand ein zeitspieliges Duett im Schluchzen, dem endlich der Jüngling mit den Beweisen, daß er der geforderte Abenteurer sey, zum Dialog verhelfen wollte. Infernata aber, welche die Gelegenheit nützte, sich ebenfalls unbeschreiblich zu verlieben, wurde ängstlich und heimlichte ihm in's Ohr: daß er, troß allem Versprechen, festgehalten werden sollte, und in dem Augenblick traten auch schon einige Horch-Officianten wohlbewaffnet aus einem Seitenzimmer.

„Wer Weibern und Erdgroßen vertraut, bettet sich auf Luft!" Dies hatte Cheops vor seiner Ankunft doch bedacht, und indem man ihn ergreifen wollte, streckte er einen unter dem Mantel verborgen gehaltenen Arm aus, den er von dem Leichnam seines Bruders dicht an der Schulter losgetrennt und wohl einbalsamirt hatte. Die Trabanten griffen allesammt hastig zu, Cheops ließ los und stürzte zu den Hallen hinaus, ohne daß ihn die Häscher verfolgten, weil sie tief entsetzt waren von der Meinung: sie hätten dem Fliehenden einen Arm ausgerissen, worüber denn

Infernata so sehr ergrimmte, daß sie bei einer vortrefflich dargestellten Ohnmacht aus der ihr zugetheilten Rolle fiel.

Bald aber wurde der neue Betrug klar und die Achtung des Königs für die Klugheit des Unbekannten stieg, ja sie wurde Sehnsucht, weil Infernata, von der vollkommensten Liebes-Ansteckung befallen, täglich zu sterben drohte. Als Cheops dies und den Schmerz des Königs erfuhr, seiner Liebe aber sich durch Kühnheit werth zeigen wollte, ging er, seinem Stern vertrauend, zum Königsschlosse, und hielt am Throne, indem er sich völlig zu erkennen gab, eine so nachdrückliche Rede über die Tractats-Verletzungen, daß die egyptische Majestät vor Schreck Wort hielt, und ihm wegen seiner, durch die Lust zum „Acquiriren" gezeigten hohen Anlagen, die Prinzessin Infernata zur Gemahlin gab, ihn auch zu seinem Nachfolger bestimmte, als den klügsten Menschen der Welt, denn er sagte:

„Die Egypter sind die gescheidtesten Menschen auf Erden und Cheops ist der Gescheidteste unter den Egyptern!"

Gegen diese Behauptung ließe sich zwar Manches einwenden, wenn sie nicht ein so gewaltiger Mund ausgesprochen hätte; ich verstumme also, jedoch weder aus Vor- noch aus Rücksicht, sondern aus Belieben, und bemerke schließlich nur, daß Cheops als nachmaliger König seine Anlagen und seine baumeisterliche Herkunft nicht verleugnete. Er entnahm seinen Unterthanen das Geld auf alle Weise und machte sie zu Bauknechten; denn ihm verdankt die Welt eines der sieben Wunderwerke: die egyptischen Pyramiden.

---

# Rudolph von Erlach.

1339.

## 1.

Auf dem freien Söller, der von seinem Erker über die Aar hinausragte, stand Rudolph von Erlach. Still und ernst schaute der Ritter über den Fluß nach dem stattlichen und reichbegüterten Bern, in die blühenden Fluren voll Frühlingsanmuth, und tiefes Leid ergriff ihn bei dem Gedanken an die nahe Zukunft, die mit Zerstörung drohte.

Alle Grafen und Ritter, die schon längst die wachsende Größe Berns mißgünstig betrachteten, die den freien Sinn seiner Bürger fürchteten, hatten sich auf dem Stammschlosse des Grafen von Nydau zur Berathung versammelt, und

wohl ahnte Erlach, daß ein Ungewitter von dort aus über die geliebte Stadt heranziehe, in der einst seine Wiege stand und zu deren Bürgern er sich zählte. Manche Schlacht hatte er mitgeschlagen, und der Name Erlach war ringsum hoch gefeiert; weise und heldenkühn, treu und hochherzig wie Wenige, war er seinem Volk ein leuchtendes Vorbild geworden: sein Name erklang in den Siegesliedern der Schweizer. Jetzt aber erhob sich Zwiespalt in ihm, denn der Graf von Nydau, der gegen Bern zur Fehde aufrief, war sein Lehnsherr, Erlach ihm verbunden zu Dienst und Treue. Hier fesselten ihn Wort und Ehre, dort fühlte er sich verpflichtet in Liebe zu Verwandten und Freunden, zu den Mitbürgern, die ihn verehrten, ihn den Vater des Volks nannten.

Doch nicht lange währte der Kampf in seiner Brust; rasch eilte er hinab in den Burghof, schwang sich auf sein Roß und eilte im Fluge nach der Burg Nydau's, wo die Grafen von Greyerz, von Kiburg, von Welschneuenburg, von Aargau, von Welschland und Viele noch versammelt waren, unter ihnen auch der kaiserliche Vogt Graf Gerhard von Valangin.

Heftig tobten hier schon Rache, Groll und Kampfeswuth, als Eberhard von Kiburg auftrat, unversöhnliche Feindschaft in der Brust gegen das blühende Bern. Mit flammendem Eifer rief er aus:

„Nicht nur der Rachedurst, der in uns lebt, nicht die, durch jene stolzen Bürger Jedem von uns zugefügten Kränkungen fordern uns auf, ihren Uebermuth zu dämpfen, nein, die Freiheit, die Rechte des gesammten Ritterstandes, die sie mit immer wachsender Keckheit zu unterdrücken streben, zwingen uns, das Unwesen mit Einem Schlage zu beenden, das unsere Macht höhnende Bern in seinen Grundvesten zu untergraben, um wieder unbeschränkt zu walten in unserm Thun und Wollen! Hat ja unlängst noch die übermüthige Stadt den Buben freundlich aufgenommen, der Euch, Graf von Greyerz, und Eurer gerechten Züchtigung entlaufen, hat mit frecher Widerrede die Boten abgefertigt, die ihn zurückbegehrten. Sonst war ihnen unser Wink Befehl, jetzt wollen sie uns Gesetzgeber seyn und unsere alten Rechte antasten mit frevelnder Hand. Auf, laßt uns die Verwegenen strafen, laßt uns zerstören die Mauern, hinter denen sie ihren Trotz schützen!"

Nach dieser Rede entblößte er sein Schwert, und schwur nicht zu ruhen und zu rasten, bis Bern von der Erde vertilgt sey. Im wilden Getümmel jauchzten die Andern ihm ihre Beistimmung zu und erwählten den Grafen von Valangin zum Hauptfeldherrn.

In diesem Augenblick erschien Erlach. Mannigfacher Zuruf des Willkommens empfing den geachteten Helden, ihn auffordernd zur Theilnahme an dem neugeschlossenen Bunde. Er aber stand Anfangs schweigend inmitten der Aufgeregten; sein Auge suchte den Grafen von Nydau. Nah zu ihm trat er dann, und mit Entschlossenheit bat er ihn, wenn er feindlich gegen Bern, seine liebe Geburtsstadt, zu ziehen gedenke, des Lehnseides ihn zu entbinden, weil er wünsche, daß er mit Ehren stehen könne zu seinen Freunden und Mitbürgern.

Erfolglos war des Grafen gütlich Bemühen zur Abwehr dieses Entschlusses, unwirksam blieben auch die Schmeichelworte und Versprechungen der Andern.

„So geht denn hin, gesellt Euch zu dem Krämertroß“, rief Nydau stolz und verächtlich; „wohl mag es mir gleich seyn, ob Ein Mann

weniger oder mehr unter meinen Hunderten steht!"

„Ich bin nur Ein Mann, aber ein Mann will ich seyn, und so mich zeigen!" entgegnete Erlach, und bald sprengte er wieder seinem Besitzthum zu.

2.

Aus den dunklen Laubgängen im Burggarten des Grafen von Nydau tönten melodische Klänge bald leise und wehmüthig, bald stürmisch und freudig. Eine Mädchengestalt, freundlich und blühend, mild und sittig, aber doch voll lebendigen Feuers, wie die Lieblingstöchter der Natur, die schönen Bergbewohnerinnen alle, saß auf einer Moosbank, und aus den großen, dunkelblauen Augen strahlte reines Entzücken des frohbewegten Herzens. Jetzt schaute sie hinab auf das im schönsten Blüthenschmucke in der reichen Herrlichkeit des Frühlings prangende Emmenthal, das Kleinod unter den Thälern der Schweiz. — Für sie, für Maria, die Tochter des Burgherrn von Nydau, hatte Alles höheren, göttlicheren Reiz, denn in dem Herzen der Jungfrau war die Liebe

mit ihren reichen Wonnen eingekehrt, und sie strömten bald in Klänge aus der vollen Brust, indem sie sang:

„Sind auf Feld- und Wiesenauen
Blumen tausendfach zu schauen,
Jed' erinnert mich an Dich!
Wenn ich mich im Wald ergehe,
Alles Grün, was ich dort sehe,
Hoffnung giebt's für Dich und mich!

Blick' ich auf zur Himmelsferne,
Spiegeln Sonne, Mond und Sterne
Stets mir Deiner Augen Licht;
In der weiten Himmelsbläue
Seh' ich Sinnbild uns'rer Treue,
Unbegrenzt Vergißmeinnicht!"

So tönte ihr Lied, da fühlte sie sich plötzlich von starken Armen umfangen, und mit glühendem Kusse zog ihr Geliebter sie an sein redlich Herz. Friedrich, Sohn des Rudolph von Erlach, wie sein Vater unter den Männern, so er unter den Söhnen der Gebirge der Erste, kräftig und adlerkühn, hoch und schlank, schnell und behend, gleich den Gemsen der Berghöhe, voll Eifers begeistert

für jegliche Großthat, liebte die Jungfrau, und war jetzt leise genaht, sie zu belauschen. Im Entzücken des Wiedersehens schwanden die dunklen Wolken vor seinen Blicken, die das letzte Wort des biedern Vaters über sein Leben herauf rief, aber bald umhüllten sie ihn wieder mit ihren Schatten. Er fühlte ja schmerzlich, daß dies vielleicht ein Abschied, sein goldner Traum wohl für ewig verschwunden sey. Mit der Tochter des Mannes, der seine Heimath den Schrecknissen des Krieges preisgab, dem er nach Ehr' und Pflicht im Kampf genüber stehen mußte, konnte für ihn kein Bündniß dauern. Diese weherfüllte Wahrheit erschütterte ihn, er preßte aber den ungeheuren Schmerz gewaltsam in die Brust zurück, dem all seine innigsten Gefühle zugeeigneten Mädchen gefaßt das Unvermeidliche zu vertrauen.

Bleich und fast leblos sank sie nach der vernommenen Leidenskunde an ihm nieder, und Friedrich's Klagen riefen sie in ein entfreudetes Daseyn zurück. Fest umarmt hielt sie den Geliebten, keines Wortes mächtig; da rauschte es leise in den Zweigen, und plötzlich hielten bunte Kränze die Beiden umwunden. Wie zwei

tröstende Engel umfaßten liebkosend zwei Knaben, Maria's Brüder Erich und Egidius, die Trauernden. —

Wer kennt nicht den Zauber aus frommen Kinderaugen, der wie ein Blick von seliger Höhe mild und wohlthuend den Schmerz in Wehmuth, in heilende Zuversicht verwandelt? Auch hier verfehlte er seinen Eindruck nicht. War es doch, als habe der ewige Vater holde Boten zur Tröstung herabgesandt! Als Zeichen der Rettung erschien es den Liebenden, daß in dem Augenblick, wo ewige Trennung ihnen drohte, die duftigen Blüthenkränze sie enger umwanden. Zeigte sich auch jetzt durch die düstern Wolken kein leitendes Sternbild, eine Hoffnung war ihnen dennoch aufgegangen, und tiefbewegt dankten sie dem Allgütigen droben, der auch aus Schmerzen Freuden erblühen läßt.

## 3.

Im Rathhause zu Bern waren die Schultheißen und die Ersten der Stadt versammelt, den Boten von Laupen Antwort zu ertheilen auf ihre dringenden Bitten um Schutz gegen

die verbündeten Ritter, von deren Heeresmacht die Stadt hart bedrängt wurde. Auf dem Marktplatze harrten die Jünglinge schweigend des Ausspruches; der Muth, für die Heimath zu kämpfen, blitzte aus ihren Augen.

Da trat Rudolph von Müchlem mit dem Kriegsbanner der Stadt auf die Stufen vor dem Rathhause, in fliegender Eile sprengten die Boten von Laupen dem Thore zu, Jauchzen strömte aus der harrenden Menge, und die weithallende Sturmglocke rief auch die Bewohner der Umgegend zu den Waffen.

Es galt einen gewaltigen letzten Kampf, der den alten Ruhm der Stadt als Freistätte der Verfolgten aufrecht erhalten, oder Bern zerstören sollte. Zu den Waldstädten ward der Freiherr von Kramburg hinüber gesandt, ihre Hülfe anzurufen und den Bund zu erneuen, der sich schon zu lösen drohte. Sie säumten aber nicht, ihre bewährte Treue in der Noth auch hier zu zeigen; neunhundert tapfere Männer, die das Schwert zu führen verstanden, wie ehedem sie schon bezeugt, zogen den Bernern rasch zu Hülfe. Unter das Banner der Stadt versammelten sich viertausend Bürger von Bern, dreihundert Männer von Hasli

dreihundert von Siebenthal, und von Solothurn achtzig Reiter.

Klein erschien die Schaar gegen die der Feinde, arm und einfach ihre Rüstung gegen die blinkenden Silberpanzer der Grafen und Ritter, aber stark und fest war ihr Muth, ihr Hoffen auf Den, der die Geschicke lenkt und den Ausgang der Thaten bestimmt. Hier wirkte nicht der Drang, für Herrschsucht oder eitlen Ruhm zu streiten, das Heiligste, Höchste sollte geschirmt werden: Leben und Wohlfahrt von Tausenden, den Bürgern die Nächsten und Theuersten.

Doch ein Zweifel bewegte unruhig die Gemüther: wem sie die Leitung und den Oberbefehl übertragen sollten in der zudringlichen Gefahr. Da zog bei munterem Hörnerklang rüstig ein Fähnlein Reiter die Aar entlang und trabte durch das Thor dem Marktplatze zu, wo die Führer der Schaaren versammelt standen. Ein hoher Ritter, erzgepanzert von Kopf zu Fuß, hielt jetzt mitten auf dem Markte, schlug das Visir auf, und alle Stimmen jubelten dem Ritter Rudolph von Erlach entgegen. Schnell verwandelten sich die Zweifel in frohe Hoffnung des Sieges, und ein allseitig schmetternder Zuruf wählte ihn so-

gleich zum Befehlshaber. Heiter und ruhig vernahm es der Gefeierte, und als sich der stürmische Empfang mäßigte, sprach er zu dem lauschenden Volke:

„Dank Euch, Bürger von Bern, für das Zutrauen; aber Eines mögt Ihr mir geloben, bevor ich Eurem ehrenvollen Antrage mich füge. In sechs Feldschlachten habe ich mit der geringeren Zahl die größere besiegt, weil man mir gehorchte. Tapferkeit ohne Ordnung hat keinen Werth! Ihr seyd freie Männer, frei sollt Ihr bleiben, wenn Ihr Euch der Nothwendigkeit unterwerfen könnt. Nicht fürcht' ich den Feind, mit Gott und Euch hoffe ich den Sieg zu erkämpfen, wie mein Vater mit Euren Vätern. Aber Eure Freiheit sollt Ihr jetzt in meine Hand geben, unbedingten Gehorsam mir schwören, volle Gewalt mir verleihen, zu schalten, wie ich will, und ich werde Euch, werde die Stadt, in der ich vor neunundvierzig Jahren während damaliger Kämpfe geboren wurde, schirmen und die Feinde schlagen!"

Die Männer von Bern schwuren unbedingten Gehorsam dem Ritter, legten willig die Zügel der Herrschaft in seine Hand, denn kein Be-

denken regte sich in ihnen, daß er ihre heilige Zuversicht mißbrauchen könne: so fest bauten Alle auf die Tugend, die ein Leben voll edler Thaten erprobt hatte.

Bald nahten in angstvoller Eile von Laupen her Boten auf Boten, um schleunigste Rettung flehend, da die Stadt sich kaum noch zu halten vermöge gegen den Andrang der sich immer steigernden Uebermacht. Erlach sammelte und ordnete die Schaaren, vor Mitternacht noch zog er dann den Bedrängten zu Hülfe, und feierliche Segenswünsche sandten die Zurückgebliebenen am Altar des Allmächtigen den Kämpfern nach.

4.

Im Lager vor Laupen tummelte man sich gar fröhlich in Hoffnung des sicheren Erfolgs. Bankette und Turniere wechselten unaufhörlich und die Krieger schwelgten voraus im Jubel gewissen Sieges. Siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert Ritter, dreitausend Reiter und über funfzehntausend Fußknechte hatten sich vereint: ein stolzes Heer, voll Spott und Uebermuth gegen die Berner.

Jetzt erschien ein neuer Zuzug von hundert Helmen. Lautes Lustgeschrei empfing ihn, als er in das Lager einritt, an seiner Spitze Johann von Savoyen, schön und glänzend wie ein junger Kriegsgott, aber aufgebläht von eitler Selbstsucht. Sein Vater hatte ihn gesandt, Frieden zu stiften zwischen der Stadt und den Rittern, doch deren Ueberreden und die Reize der Tochter des Grafen von Nydau bethörten ihn, daß er sich ihren Reihen anschloß. Oft schon hatte er Maria gesehen bei Turnieren und Festgelagen, leidenschaftliche Liebe für die schöne Jungfrau loderte in seiner Brust; doch ihr war der übermüthig kecke Jüngling verhaßt durch seine zudringliche Bewerbung. Da schwur er Rache und Tod dem beglückten Nebenbuhler, und begierig ergriff er die Gelegenheit, ihm im Kampfe zu begegnen.

Es war um die Mittagsstunde des 21. Juni im Jahre 1339, als die Berner auf einer Anhöhe vor Laupen sichtbar wurden. Ernst und schweigend ordneten sie ihre Schlachtreihen, und mit vollem Glauben an glücklichen Ausgang schauten sie hinab auf die Menge der Feinde, in

deren blitzenden Rüstungen die Strahlen der Sonne sich leuchtend spiegelten. Siegesgewiß stellten sich unten die Tausende auf, mit Hohn und Verachtung den Augenblick herbeirufend, der die schwache Anzahl vernichten sollte. Nur Fülisdorf, der Bannerherr von Freiburg, war überlegten Sinnes. Er kannte den Heldenmuth der Berner, wußte sehr wohl, daß es ein Unterschied sey, für Freiheit und Herd zu kämpfen, dazustehen als letzte Schutzwehr der greisen Väter, der Frauen, Jungfrauen und unmündigen Kinder, oder für fremde Herrn um Sold oder ein zügelloses Leben zu streiten. Deshalb rief er den Bundesgenossen zu: Sie möchten sich vorsehen, nicht für zu leicht die Wolke halten, die gewitterschwer über ihrem Haupte schwebte. Aber spottend erwiederte ihm der Graf von Nydau:

„Fürchtet Ihr die Knechte, die ich zu züchtigen gedenke wie entlaufene Buben, so gebt Euer Banner einem Anderen, und sucht bei Zeiten Euch zu bergen!“ Nach diesem Bescheid sprengte er fort mit seinem Haufen, der Anhöhe zu, die Worte überhörend, die Fülisdorf ihm nachrief:

„Nehmt Euch in Acht, Herr Graf, daß die Buben ihrem gestrengen Zuchtmeister nicht die Ruthen entreißen, sie gegen ihre Peiniger zu kehren; ich meines Theils denke das Banner meiner Stadt hochauf zu halten, bis ich mein Leben lasse, wenn es dem Herrn also gefällt!"

Als Rudolph von Erlach den Grafen heranstürmen sah bei lautem Schlachtruf, hieß er die Waldstädter rüstig vorrücken mit Armbrust und Schleudern; selber gegen den Lehnsherrn zu kämpfen, wollt' er vermeiden. Die Jugend von Bern forderte er auf zum Angriff der Schaaren des kaiserlichen Vogts, dem auch Johann von Savoyen sich mit seinem Haufen anschloß. Als die Jünglinge sich kampfmuthig um Erlach reihten, rief er ihnen freudig zu:

„Seyd Ihr es nicht, die stets voran waren bei Wettkampf und Spiel, die den Reigen führten bei munteren Festen? So mögt Ihr auch jetzt voran seyn, wo es gilt, Ehre zu erwerben und Euren Bräuten eine stattliche Mitgift heimzutragen, besser als Gold und Schätze!" —

„Hier Banner! hier Erlach!" so sprengte er dann den Berg hinunter, und die kräftigen Berner folgten ihm nach mit gewaltigem Rufgetöse, gleichend dem Sturmbrausen, das aus Felsklüften hervorbricht. Keiner vermochte den Starken zu stehen, Keiner dem Führer und seinem heldenmüthigen Sohne, der mit den Erstlingen seines Schwertes sich den unvergänglichen Ruhmeskranz erwarb.

Schon wichen die Schaaren des Vogts, da stürzte Johann von Savoyen grimmig hervor, auf den jungen Erlach ein, den er gesucht hatte seit dem Beginn der Schlacht. Wüthend fiel er ihn an, aber wie Blitze flogen Friedrich's Schwertschläge auf ihn nieder, und bald strömte aus tiefen, klaffenden Wunden mit dem Blute sein Leben hin. Da wandten sich die Haufen in wilder Flucht.

Auf der andern Seite hatten die Waldstädter hartnäckigen Kampf zu bestehen, aber ein furchtbarer Hieb mit gewichtiger Axt streckte den Grafen von Nydau zu Boden, und mit seinem Falle riß Verwirrung ein in die Schaaren, die er geführt.

Da zog Fülisdorf heran mit neuen, tüchtig gewaffneten Streitern. Hoch wehte sein Banner, und sein gutes Schwert brachte vielen der treuen Waldstädter den Tod. Fast eingeengt sandten sie zum siegreichen Erlach, der sich jetzt mit den Reitern von Solothurn und den Männern von Hasli und Siebenthal den Freiburgern in die Seiten warf und seinem Sohne die Verfolgung der erkämpften Vortheile überließ: denn erkannt hatte er dessen besonnenen Ueberblick, so daß er ihm leicht Größeres zumuthen mochte. Tapferen Widerstand leisteten die Freiburger, aber tapferer stritten die Männer von Hasli und Solothurn, und zwischen vierzehn erschlagenen Verwandten sank auch Fülisdorf sterbend nieder. Jetzt wurden Verwirrung und Flucht allgemein; als der Abend dämmernd heranzog, waren die Feinde zerstreut, ihre Todten und Verwundeten deckten das Feld, und die Banner von Bern leuchteten auf freier Erde im Widerscheine der sinkenden Sonne.

5.

Rudolph von Erlach kehrte heim auf die Burg seiner Väter. Erhebender Lohn war ihm

geworden für seine Thaten, denn Bern hatte seinen Helden empfangen, wie es dem tapferen Befreier gebührt, mit lautem, unermessenem Jubel, und in den Herzen seiner Mitbürger blieben ihm Verehrung und Liebe, die sich in den Nachkommen verewigten. Kein Fest wurde gefeiert, kein Gastmahl gegeben, bei dem nicht des Erlacher Name unter dem Schmettern der Hörner, dem Klange der Becher jauchzend in die Lüfte erschallte. Die Sänger des Volkes priesen den Helden, und aus ihrer Begeisterung vererbte sich seiner Thaten Ruhm fort und fort.

Aber noch schönere Vergeltung wartete des Edlen. Der Herzog von Savoyen, nachdem er den Ungehorsam seines Sohnes und dessen Tod vernommen, hegte Rachegluth in seiner Brust gegen den Grafen von Nydau, dem er die Schuld beimaß, den Jüngling vom Wege des Rechten verlockt zu haben. Was ihm der Todte nicht entgelten konnte, das sollten seine Kinder büßen, und erwünscht war es ihm, mit ihren Gütern seine Ländereien zu vergrößern.

Schon war er im Anzuge gegen die Waisen, die unmündig und wehrlos sich ihm kaum wider-

setzen konnten. Da traten die Herren von West-neuenburg und die Grafen von Greyerz, der Nydauer nächste Verwandte, zur schleunigen Berathung zusammen: wer den bedrohten Kindern zu Schirm und Schutz zu geben sey, das gefährliche Unheil von ihnen abzuwenden. Sie selbst fühlten sich nach der Schlacht bei Laupen zu schwach, und schwer ward es ihnen, unter den Edlen des Landes einen Vormund zu finden, der mit Treue und Liebe dies Amt übernehme und dem gefürchteten Herzog von Savoyen sich entgegenzustellen wage. Da gedachten sie Erlach's, und so großen Einfluß übten die Tugend und der Heldenmuth des Ritters, daß sie sich entschlossen, dem siegreichen Feinde des Verblichenen seiner Kinder Wohl und Wehe zu überlassen.

Mit Recht hatten sie dem Edlen vertraut, in freudiger Rührung sprach er Ja zu dem Antrage, der ihn höher stellte in der Geschichte als seine Siege, höher als Weltüberwinder wegen ihrer Schlachten. Rasch berief er seine Mannen, auch viele Grafen und Ritter sammelten sich unter den Fahnen des Helden, der noch kurz zuvor ihr Besieger war und jetzt den Unmündigen Recht verschaffen wollte gegen den feindlichen Herzog,

dessen Schaaren bereits die schwach besetzte Burg der Nydauer umlagerten.

6.

Einsam in ihrem Gemach trauerte Maria, rings umgeben von allen Schrecken der Belagerung, trostlos über den Tod des geliebten Vaters, nagende Qual im treuen Herzen, dem das Bild des edlen Jünglings ein unverlöschliches war. Da trat der alte Burgvogt herein mit der Nachricht, daß Erlach nahe zur Rettung und Befreiung, daß er Vater seyn wolle den verlassenen Waisen.

Wie ein goldner Sonnenstrahl durch die finstern Wolken bricht, leuchtete der Hoffnung rosiger Schein durch die dunklen Nebel der Zukunft, die sich vor der Jungfrau Blicken oede und farblos ausgedehnt hatte. Daß der gefeierte Held, der Vater ihres Friedrich's, siegreich den Kampf bestehen, daß ihr Jüngling sie retten würde vom nahen Verderben, ward zur lichten Wahrheit in ihrer Seele. Gläubig warf sie sich nieder, im heißen Gebet dem Ewigen zu danken, der sich der

Unglücklichen erbarmt, und ihnen Trost und Hülfe sendet, wenn sie an Allem verzweifeln.

Aber noch einmal brachen über die bedrängte Jungfrau die Schrecken herein, denen sie sich in hoffender Freude schon entrissen sah. Der feindliche Oberst, als er vernahm, daß Erlach heranrücke mit starker Mannschaft, befahl den Seinen, sich zum Sturm auf die Veste zu rüsten, damit er sie gewinne, ehe Jene zum Ersatz herankämen. Furchtbar erhob sich der Kampf um die Burg. Die Besatzung hielt aus mit dem Muthe der Aufopferung, aber die Zahl der Feinde war zu groß, die der Vertheidiger zu geringe, als daß der kühnste Heldenmuth der Letzteren sich lange hätte halten können. Von drei Seiten zugleich war die Mauer erstürmt, schon brach das Hauptthor zusammen und die Zugbrücke fiel rasselnd nieder.

Da tönte von unten herauf aus dem Thale des Erlach furchtbarer Schlachtruf. An der Spitze einer zahlreichen Schaar berittener Berner stürmte Friedrich heran, und mit den Belagerern zugleich kämpfte er sich hinein in die Burg. Furcht und Entsetzen kam über die Feinde; wen das Schwert verschont hatte, der flehte um Gnade,

und mit unaufhaltsamer Hast der Liebe schritt der siegreiche Jüngling die Stiege hinauf zu dem Gemache Maria's.

Vor dem Bilde des Gekreuzigten lag in heißem, inbrünstigem Gebet die Jungfrau; neben ihr die beiden Knaben, Egbert und Egidius, die mit inniger Zärtlichkeit sich an die theure Schwester schmiegten. Da flog die Thüre auf, wie ein rettender Engel stürzte Friedrich herein, hob mit lautem Jauchzen die Geliebte empor an die hochaufathmende Brust, und alle Wonne, alle Seligkeit des Himmels umfloß die Glücklichen. So fand sie Rudolph von Erlach, Alles um sich her vergessend, ganz in Entzücken versunken. Segnend legte er die Hände der theuren Kinder ineinander, und mit dem Gelöbniß, ihnen Vater und Beschützer zu seyn, nahm er die Knaben in seine Arme.

Der Herzog von Savoyen wurde zum Frieden gezwungen und mußte allen Schaden ersetzen, den durch ihn die Nydauer erlitten. Friedrich führte bald die Geliebte als seine Gattin heim, und dem Geschlecht der Erlach war für alle Zeit ein Stern aufgegangen,

umglänzt von den Strahlen des Ruhmes, der Liebe und des wohl nicht ohne Wendung bestehenden, aber sich doch stets wieder aufhellenden Glücks.

---

# Die Polterkammer.

Volksbildchen.

Heinrich Ressel, ein Berliner Kind, das nun sechsundzwanzig Jahr alt war, wanderte, bald zur Erde, bald in den heitern Himmel schauend, mißmüthig und gedankenlos nach einem Dorfe, das eine gute Meile von Preußens Residenz entfernt ist. Nachdem er kaum ein Drittheil des Weges hinter sich hatte, kam er sich schon ermüdet vor und warf sich auf eine Bank, die er an einem einzeln stehenden Hause fand. Da wäre er wahrscheinlich eingeschlafen, wenn ihn nicht die lebhafte Bewegung eines kreischenden Brunnenschwengels ermuntert hätte, und eine klare weibliche Stimme, die zu der wunderlichen Instrumental-Begleitung sang:

„Wer viel hat und viel mag geben,
Kennt der Freud' und Freunde viel;
Doch kann er nicht Schätze heben,
Hat das lust'ge Spiel sein Ziel; —
Wandert's Geld ihm aus dem Haus,
Freud' und Freund zieh'n mit hinaus!"

„Ja wohl!" brummte Heinrich vor sich hin, und dabei erhob er sich halb gern und halb ungern, weil er einige Neugier verspürte, zu wissen, wer die Sängerin sey. Sehr zufrieden damit, daß die Haus-Ecke ihm erlaubte, sich daran zu lehnen, schaute er umher und sah eine kräftig gesunde Schöne am Brunnen, die nun Wasser genug im Zober hatte und eifrigst Wäsche spülte. Eben, da sie mit einem Bett-Tuch so recht aus voller Macht im Wasser wirthschaftete, wozu sie die Augen nicht grad' so sehr nöthig brauchte, erhob sie diese, und klatsch! hatte das Bett-Tuch Frieden, denn sie mußte loslassen, weil sie ihre Hände zur Verwunderung brauchte.

„Herr Je, Herr Nessel, ist es möglich, wo kommen Sie denn hieher?" war ihr Ausruf, und dabei stand sie auch schon dicht bei ihm. Heinrich wurde über und über roth, doch mit einer

an ihm seltenen Lebhaftigkeit rief er aus: „Du mein Himmel, Lorchen Huthmann! Sind Sie's denn, oder sind Sie's nicht?"

„Na, was werd' ich denn sonst seyn, als ich selber!" erwiederte lächelnd das Mädchen, und immer mehr lachend setzte sie hinzu: „Es ist aber hübsch von Ihnen, daß Sie uns einmal besuchen, da können Sie der Mutter zeigen, daß Sie nun wirklich lesen gelernt haben!" Und nun rief sie: „Mütterchen, Mütterchen, komm 'mal heraus!" — und Mütterchen kam, verwunderte sich auch, und nun ging's an's Plaudern, bis Mutter und Tochter merkten, daß Heinrich schweren Herzens war.

Mit dem Lesenlernen hatte es eine eigene Bewandniß. Heinrich's Mutter starb bei seiner Geburt, und der Vater Gottfried Ressel, der, in Compagnie mit einem Capitalisten, eine Destillations-Anstalt hatte, behalf sich von da an mit den hübschen Ladenmädchen, selten an seinen Sohn denkend. Nun wohnte im selben Hause, auf dem Hofe, ein Böttcher-Meister Namens Huthmann; der hatte eine gar wackere Frau, die es mit großem Leid wahrnahm, daß der arme Heinrich in seines Vaters Hause fast wie ein Ueberlästiger betrachtet wurde. Da der Knabe

öfter in die enge Wohnung der ordnungliebenden Familie Huthmann eintrat, und die Mutter ihre Tochter Lorchen im Lesen unterrichtete, dann in Allem, so weit ihre Kenntnisse reichten, mußte Heinrich, der damals schon elf Jahre zählte und wenig oder nichts gelernt hatte, in solchen Stunden auch mit heran, und legte auf diese Art den ersten Grund zu der geringen Weisheit, die ihm zu Theil wurde.

Da sich Niemand recht um ihn bekümmerte, ward er scheu, träumerisch und träge. Seinen Vater machten unterdeß die Branntweintrinker reich und immer reicher. Er trennte sich von seinem Compagnon, und mehrere Jahre später wurde er Rentier, hatte ein Paar Häuser in der Stadt und ein Landhäuschen auf einem Dorfe. Jetzt kamen dem Herrn Gottfried Ressel wohl zuweilen Gewissensbisse über die Vernachlässigung seines Sohnes; es sollte Alles nachgeholt werden, aber mit Vielem war es zu spät, und unser Heinrich, sonst ein gutmüthiges Menschenkind, hatte bei dem Lernen keinen rechten Trieb, mithin nur schwachen Erfolg.

Da starb plötzlich auch sein Vater, zu großem Leidwesen der Weinhändler, die ihn

einen ihrer besten Kunden nannten; der Tod ereilte ihn, als er eben sein Landhäuschen bezogen hatte, und Heinrich, der nun ein reicher Erbe war, kam auf zwei Jahre noch unter Vormundschaft, lebte indeß mit seinen Cumpanen, die sich rasch eingefunden hatten, wie ein Schlaraffe.

Das Schicksal zeigte ihm aber Tücke; die Erben des früheren Compagnons seines Vaters präsentirten einen Kontrakt und mehrere Schuldscheine, wonach sie an die Erbschaft die Summe von 40,000 Thalern zu fordern hatten, nächstdem die Zinsen und Zins auf Zins seit vierzehn Jahren. Es entstand ein Prozeß, und als sich, trotz allen Suchens in dem Nachlaß des Herrn Gottfried Ressel, keine Quittungen fanden, sprach das Urtheil durch alle Instanzen zum Vortheil der Gegner. Was Heinrich bis dahin sein nannte reichte nicht hin, die Gläubiger zu befriedigen, doch zeigten sich diese noch großmüthig genug; sie ließen unserm Heinrich das Landhäuschen und verbürgten sich, ihm jährlich dreihundert Thaler zu zahlen auf Lebenszeit.

Daß ihn unter diesen Umständen seine Cumpane verlassen hatten, versteht sich von selbst. So standen seine Angelegenheiten, und er war

eben auf dem Wege, sein ihm übrig gebliebenes Besitzthum zu besichtigen, als sich ihm unerwartet die Bekanntschaft mit Lorchen Huthmann erneuerte, der er wohl von Zeit zu Zeit einmal begegnete, sie aber jetzt seit sechs Jahren nicht gesehen hatte. Er mußte bemerken, daß ein Mädchen vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Jahr sich sehr angenehm verändern kann, obwohl sie immer Anlage zeigte, eine hübsche Jungfrau zu werden. Vater Huthmann war auch zu seinen Vätern versammelt, und die Wittwe hatte sich vor dem Thore ein Gärtner-Häuschen sammt dem Garten gepachtet, wo sie nun, selber fleißig, mit der fleißigen Tochter sich ganz zufrieden nährte, denn ihre Ansprüche gingen nicht in's Hohe.

Das hatten sich nun beide Theile bei der erneuerten Bekanntschaft erzählt, und Lorchen war dazwischen zuweilen hin- und hergelaufen, ein Glas Milch und einen Teller voll Obst, auch ein ansehnliches Butterbrod zu holen, was Alles sich Heinrich wohl schmecken ließ, auf ein freundlich Ersuchen auch versprach, wenn er zurückkäme wieder vorzusprechen.

Viel rüstiger war jetzt sein Schritt, und er sah gar nicht mehr aus, als langweile er sich, er

schaute vielmehr mit heiterer Miene sinnend vor sich hin. Das Landhäuschen fand er begreiflich nicht in der schönsten Ordnung. Ein ehemaliger Ladengehülfe seines Vaters hatte sich dort, man wußte nicht recht wie, eingenistet, und sich den Raum dadurch verschafft, daß er Sämmtliches, was ihm im Wege lag oder stand, in ein Zimmer hineinwarf, dem man nun den Namen „Polterkammer" nicht mehr versagen konnte. Seit Kurzem war nun jener Insasse auch gestorben, und dadurch eine doppelte Unordnung in dem Hause heimisch. Unserm Heinrich wollte die Sache nicht behagen, weil er durchaus nicht wußte, wie er es anzufassen habe, um hier wohnen zu können. So kam er, den Kopf voll von Wirrigkeit, gegen Abend wieder bei der Wittwe und ihrem Lorchen an. Die wußten aber für Alles Rath, sagten ihm auch: daß er mit einer Leibrente von dreihundert Thalern und einem eigenen Häuschen immer noch ein gemachter Mann wäre, und erboten sich zugleich, ihm gern zur Hand zu seyn, wenn er sich da wohnlich einrichten wolle.

Das wollte nun Heinrich freilich; nachdem er indeß drei Wochen und etwas drüber täglich

recht gern bei der Wittwe, oder vielmehr bei Lorchen Huthmann, vorsprach und ungern wieder wegging, fand er, daß Lorchen nothwendig mit in das Landhäuschen gehöre, wenn er an die dort mögliche wohnliche Einrichtung glauben solle. Weil er aber gar keinen Muth aufbringen konnte, ihr das zu sagen, schrieb er an sie wie folgt:

„Meine verehrte Jugend-Bekanntschaft!

Von Ihrer Mutter hab' ich lesen lernen, und von Ihnen möcht' ich leben lernen, so weit sich das mit jährlichen dreihundert Thalern in einem Landhäuschen thun läßt. Gewiß aber geht's noch 'mal so gut, wenn Sie dabei sind, und Ihre Mutter. Das hat aber Eile, denn meine gemiethete Möbel-Stube muß ich am 31sten August verlassen, und heut haben wir schon den 6ten. Wenn Sie also nichts dagegen haben, so hol' ich Sie morgen ab, daß wir wegen unsrer Trauung zum Prediger gehen; hienach kann am 30sten die Hochzeit seyn und wir beziehen dann vereint die neue Wohnung. Ich bitte Gott, daß er Sie Ja sagen läßt; wollten Sie aber Nein sagen — thun Sie's nicht an mir ungeschickt

Unglücklichen! — so schreiben Sie's mir lieber; dann will ich nicht mehr zu Ihnen kommen. In bester Hoffnung, daß Sie morgen meine Braut sind, empfehle ich mich Ihnen und der Mutter ganz ergebenst.

Heinrich Ressel.

Berlin, den 6. August 1838."

Da er keine schriftliche Antwort erhielt, ging er andern Tages klopfenden Herzens hinaus, wußte aber nicht, ob er sonderliche Freude daran haben könne, daß ihm die Mutter, die sein ansichtig geworden, ein Stück Weges entgegen kam. Sie grüßte ihn jedoch recht freundlich und ergriff auch bald das Wort.

„Ihr Schreiben hat uns überrascht", sagte sie, „aber ich weiß, Lorchen ist Ihnen gut, Sie sind auch so weit ein ganz guter und gewiß ein redlicher Mensch, und mit Dem, was Sie haben, können genügsame Leute sehr wohl auskommen, und Hände habt Ihr ja auch noch alle Beide. Das ist indeß die Hauptsache, und sehen Sie" — sie stockte etwas — „ja, heraus muß es! — sehen Sie, da liegt bei Ihnen der Fehler. Ich entsinne mich, daß in Ihrer Kindheit, wenn ich

manchmal sah, daß Sie ganze halbe Tage rein gar nichts thun konnten, und ich nun fragte: Heinrich, wird dir denn das nicht zur Last? — Sie mir sehr ruhig antworteten: Gar nicht! — bei so was muß man aber gar nicht gar nicht sagen, denn arbeiten ist das eigentliche Leben!"

Heinrich schritt stumm nebenher, verlegen auch, denn er fühlte, daß die Alte recht hatte. Sein Muth wäre aber doch ganz hin gewesen, kam nicht jetzt Lorchen herbei. Zwar nicht so lustigen Muthes wie sonst, streckte sie ihm doch schon von weitem die Hand entgegen; als er sie hastig ergriff, sah er, wie ihr die Thränen aus den Augen schossen, und sie sich nun abwenden wollte. Da fragte er scheu: „Lorchen, wollen Sie mir nicht eine Antwort geben?" „Die haben Sie ja schon!" entgegnete sie, mit der Schürze die Thränen trocknend; „ich hätt' Ihnen ja jetzt nicht die Hand gegeben, wollt' ich Nein sagen. Ich habe zu Gott um seinen Segen gefleht, wir wollen ihm vertrauen, uns selber aber auch tüchtig rühren, dann wird gewiß Alles gut!" — Dabei fiel Lorchen der Mutter um den Hals, und weinte sich aus, war aber bald wieder so fröhich wie sonst.

Rasch kam nun das Vorhaben in Gang, und Mutter Huthmann trieb nun auch, das Landhäuschen in Ordnung zu setzen. Das war ein Jubel, als man dort hinaus kam! — man fand viel mehr, als man erwartet hatte, und über die Unordnung zu siegen, da waren die beiden Frauen grade die rechten Leute. So wurde nun Tag für Tag gescharwerkt zu eigenem Nutzen, und Heinrich mußte tüchtig mit angreifen. Alles wurde verzeichnet, was vorhanden, um zu ermitteln, was etwa noch mangle im Hausstande, und nachdem dies geschehen, erhielt Heinrich einen Zettel, worauf das Fehlende bezeichnet war, daß er nachsehe, ob sich vielleicht in der Polterkammer etwas davon vorfinde, wobei ihm, mir nichts, dir nichts, gleich der Auftrag wurde, diese Rumpeleien gleichfalls in Ordnung zu bringen, das Vorhandene aufzuschreiben, damit man das Ueberflüssige vom Nutzbaren sondern, jenes auf den Trödel schicken, dieses in Gebrauch nehmen könne. Unterdeß wollten sich Mutter und Tochter über die einträglichste Art, das Gärtchen umzugestalten, berathen, auch wohl hier und da gleich mit der That einschreiten.

Der Auftrag für Heinrich war ihm kein angenehmer, wie leicht zu ermessen, denn in der Polterkammer sah es aus, als hätte hier ein Feindesheer gewirthschaftet. Er brütete auch Anfangs in halber Verzweiflung über die ihm zugetheilte Arbeit, zu welcher er mit Haarbesen und Borstwisch ausgerüstet worden war. Endlich aber, an die künftigen Honigtage denkend, faßte er den Entschluß, die sauern Stunden rüstig zu überwinden, und ging an's Werk. Nachdem er Manches gefunden, womit er, laut seines Zettels, sein Frauenvolk erfreuen konnte, und dies in die Zimmer brachte, gerieth er an mehrere Koffer, in denen er unter Anderem auch vielerlei Papiere fand, wobei er sich denn hin und her vertiefte, da sich manche Erinnerung bei ihm weckte; so daß, als die Frauen mehrmals riefen: er möge zur Erholung auch einmal in den Garten kommen, er ihnen entgegnete: er fände da so viel, daß es ihn gradhin wie fest hielte.

Plötzlich aber hörten Mutter und Tochter ein wahres Jubelgeschrei aus dem Fenster herunter: „Lorchen, Mutter Huthmann, um Gotteswillen, was hab' ich in Händen! Kommt 'rauf!

kommt 'rauf! Ich kann mich nicht rühren vor Freude!"

Sie stürzten herbei und herauf, sahen aber jetzt, daß er sich sehr wohl rühren konnte; denn halb lachend, halb weinend sprang er wie rasend im Zimmer herum, mehrere Papiere hoch über dem Kopfe haltend, und lange war nichts aus ihm herauszubringen als die Worte: „Ich bin wieder ein reicher Mann!" und dabei ging das Springen von Neuem los.

Nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, legte er den Frauen die Papiere vor. Es waren die Quittungen, wonach Heinrich's Vater seinem ehemaligen Compagnon Schuld und Gewinn ehrlich herausgezahlt hatte, und ausdrücklich war in einem dabei liegenden Aufsatz bemerkt: daß der Compagnon die über die Sache sprechende Schuldanerkennung nicht auffinden konnte, sie aber hiemit für null und nichtig erklärte, wenn sie jemals wieder zum Vorschein kommen sollte.

Heinrich hatte in seinem Entzücken noch nicht Zeit gehabt zu bemerken, daß die Frauen sehr still geworden waren, jetzt aber sah er, daß Lorchen wieder Thränen trocknete. Heinrich stürzte

auf sie zu: „Lorchen, was ist Dir, freu'st Du Dich denn nicht mit?" — „Ach ja, aus tiefster Seele!" antwortete sie, und legte die Hand auf's Herz. „Aber, wenn Sie nun ein so reicher Mann sind —!" — „Da meinst Du wohl, ich würde ein Schurke seyn? Pfui, schäme Dich, Lorchen; und bitt' mir's gleich ab! Das sag' ich Dir hiemit, ist unsre Hochzeit nicht am 30sten August, und ist der Plunder Schuld daran, so werf' ich ihn in's Feuer; denn ich weiß es, ich kann ohne Dich nicht glücklich seyn. Und wenn Du willst, will ich nun auch alle Tage Polterkammern ausräumen!"

Lorchen lag stumm an seinem Herzen, und Mutter Huthmann ergriff gerührt Heinrich's Hand. „Siehst Du, Mutter, wozu das Lesenlernen gut ist?" sagte er in halbem Scherz; „hab' ich's doch von Dir gelernt, und nun will ich mich rechtschaffen dafür bedanken!"

Das thut er auch! Jene Erben, als der Justiz-Commissarius ihnen die Papiere vorlegte, ließen es gar nicht zum Prozeß kommen, sondern gaben Alles wieder heraus, wobei aber Heinrich nicht streng rechnete; denn er hatte auch ihnen einen Dank abzutragen, da sie doch, als sie im

Recht zu seyn glaubten, ihn nicht ganz leer ausgehen ließen. Sein Landhäuschen ist ihm aber so lieb geworden, daß er es wirklich bezog, das Gebäude vergrößerte, zu dem Garten ein Stück ankaufte, ja dann auch Feld und Wiesen, und die Frauen haben einen recht fleißigen Landwirth aus ihm gemacht, denn Mutter Huthmann blieb bei ihrem Spruch: „Arbeiten ist das eigentliche Leben!"

„Besonders, wenn Einem die Polterkammer hilft!" setzt dann wohl manchmal der glückliche Heinrich Ressel lachend hinzu.

---

# Der Rache-Plan.

1.

Baron Wallo stand zagend an der Thüre, die Clotildens Zimmer schloß, inneren Kampf verrieth das Schwanken seiner Gestalt. Mit tiefem Athemzuge nach Muth strebend, wollt' er eben klopfen, da tönte zur Harfe Clotildens Gesang und er lauschte den Worten:

„Laß Dich nicht in's Leben reißen,
Einsam schlag', o Herz!
Was auch Menschen Dir verheißen,
Alles wird zu Schmerz;
Gluthgefühle trügen,
Und die Eide lügen:
Einsam schlag', o Herz!

Wollen Qualen Dich umdrängen,
Thränen ringen frei!
Weinend lock' im Sturm von Klängen
Frieden Dir herbei;
Aus des Grames Ketten
Muß mein Muth sich retten:
Thränen ringen frei!"

Stille ward, leise klopfte Wallo und „Herein!" rief Clotilde in scharfer, unwilliger Betonung. Sie stand rasch erhoben, als die Thüre sich öffnete, mit der Hand streifte sie über das abgewendete Gesicht, und Wallo hielt die Harfe, die eben fallen wollte.

„Ich erschreckte Sie!" sagte er, selbst erschrocken.

Clotilde wendete blitzschnell das schöne Köpfchen. „Wer erschrak?" — Wallo schwieg. — „Die Störung war mir nur unangenehm, ich wollte allein seyn!"

Der junge Baron erröthete, doch wagte er, mit scheu bittendem Blick auf Clotilden, seinen Hut abzulegen. — Clotilde bot ihm zögernd einen Stuhl. „Da Sie einmal hier sind, will

ich Ihnen die Erklärung geben, auf Alles, was Sie mir schrieben!"

„Darum kam ich her, ich konnte Ihr Schweigen nicht länger ertragen." —

„Ich werde hart umgehen mit Ihnen, ich werde mich freuen, hart mit Ihnen umgehen zu können —!" sagte Clotilde und der Baron entgegnete:

„Ich bin darauf gefaßt, es gilt den höchsten Wunsch meines Lebens, dessen ganze Hoffnung; ich will alle Versuche dafür erschöpfen, es also auch dulden, daß mein Empfinden mißhandelt wird."

Seine Stimme brach, Clotilde konnte die innerste Bewegung schwer verbergen.

„Ich muß allein reden, sonst reicht meine Kraft nicht aus!" sagte sie heftig, und ohne Pause weiter: „Sie können ohne mich nicht leben! Dies wiederholt mir seit zwei Monaten Ihr Gespräch, so spricht Ihr Brief, und dieser setzt hinzu, was brausendes, augenblickliches Gefühl immer gleich zum Ziele hat: Grab und Tod. — Ha! Glauben Sie mir, könnten Männer nur vor Liebe sterben, sie wären alle unsterblich!"

Der Baron wollte sprechen, Clotilde winkte mit der Hand ab und sprach weiter:

„Was Sie mir äußern von einem Incognito, welches Sie hier zu beobachten gezwungen sind, und von bedeutender Familie, zu der Sie gehören, ist mir höchst gleichgültig; Sie haben sich mir Baron Wallo genannt, und ich habe keinen Grund weiter zu forschen. Daß Sie auch nicht nach meinen Verhältnissen fragen, sondern, wie Sie mir mit Schmeichelreden versichern, unter allen Umständen mir Herz und Hand bieten, ist jugendlicher Uebermuth. Sie zählen erst neunzehn Jahre, ich fast siebenzehn mehr; mir scheint es Pflicht, Ihnen Vernunft aufzudringen, da ich weiß, daß man bei der Fabel der Liebe nur zu schnell die böse Nutzanwendung findet, aus ihrem Geträum zu rasch erwacht! — Ach! wie bitter hab' ich's durchgefühlt!“

Clotilde war plötzlich aus der Schroffheit ihrer Worte in die Wehmuth ihrer Erinnerungen getrieben, unaufhaltsam füllten sich ihre Augen mit Thränen, und Wallo, von innerem Grame bedrückt, verhüllte sein Antlitz.

„Ich muß Sie heilen!“ sagte Clotilde leise, indem sie sein gebeugtes Haupt sanft erhob; — — „ich will es durch Aufrichtigkeit, indem ich Ihnen mein Bild, wie es wahrhaftig ist, vor die Seele stelle.“

Wallo drückte ihre Hand an sein Herz, sie um Milde beschwörend.

„Der Klang Ihrer Stimme ist mir zuwider!“ dies entgegnete Clotilde bebend; „hören Sie mir zu. Aus einer der besten Familien entsprossen, hatte ich das Unglück, meine Eltern sehr früh zu verlieren; mit einem Bruder, nur zwei Jahre älter als ich, ward ich im Hause eines Vormunds, eines Rechtsgelehrten, erzogen, dessen Sorge besonders unserem Vermögen galt; denn, ob man uns auch sagte: die Eltern wären reich gewesen, wir waren arm. Sechszehn Jahre zählt' ich, da drängte sich ein junger Mann zu mir, der bei dem Vormund mit Vielen Collegia hörte; er ward die Seligkeit meiner Gedanken und gelobte mir Treue mit den heiligsten Eiden. — Er bekam eine Anstellung, — ich hoffte, — er stieg rasch, — ich sah mich schon aus unglücklicher Lage in seine Arme gerettet! Da erfuhr ich, daß er sein schnelles Glück nur einer zweiten ge-

heuchelten Liebe zur Tochter seines Chefs verdankte, — er verlobte sich mit ihr. Empört und erstarrt reizte ich den Zorn und das Mitleid meines Bruders, ohne mein Wissen forderte er den Treulosen, und — mein lieber, herrlicher Bruder fiel!"

Clotilde hatte bis hieher mit Thränen gekämpft, jetzt schwieg sie einen Augenblick, sagte dann dumpf: „Ihm ist recht wohl! —" Erst kalt, dann mit steigendem Zorn erzählte sie weiter:

„Ich vermählte mich rasch einem alten, reichen Freiherrn, dem der Vormund mich zugesagt hatte: ich dachte nicht, ich konnte nicht denken. Als ich aber wieder zur Besinnung kam, war ich, im Gefühl, es sey meine Pflicht, so thöricht, meinem Gemahl das frühere Verhältniß meines Lebens zu entdecken; — er hat meine Offenheit mich schwer büßen lassen, fast achtzehn Jahre der bittersten Kränkung verlebt' ich neben ihm, bis sein Tod mich befreite, — er ruhe in Frieden! Ich trat zum Leben zurück; so lange gekränkt, will ich wieder kränken. Mein Sinnen ist Rache, ich muß

sie haben an Dem, der meines langen Elends Ursache ist, der in Glanz und Glück lebt. — Sie sehen, Herr Baron, ich tauge nicht viel mehr, und weil der Mensch immer etwas Besseres lieben soll, als er selbst ist, geben Sie mir eine schlechte Idee von sich, wenn ich Ihre Liebe zu mir als wahr annehmen wollte. Aber Ihr Männer wißt nichts von Liebe; weil ich mich nicht mehr von Euch will täuschen lassen, reiz' ich die Ehrsucht, sie nur ist Euer Ideal. Bleibt denn wenigstens dem Schlechten treu, da Ihr's dem Guten nicht seyn könnt!"

Wallo erschauderte tief, aber der Gegenstand seiner ersten Liebe war ihm durch das Unglück nur verklärter und heiliger geworden; doch seine erschütternden Bitten, sich von ihm mit dem Daseyn versöhnen zu lassen, sein Herz nicht mit den Qualen zu vernichten, von denen seine Liebe sie befreien würde, fanden kein Gehör.

„Ich will Ihr Unglück nicht!" sagte Clotilde sanft, und setzte bitter hinzu: „Ihr Männer seyd ja Heroen der Klugheit, ihre höchste Aufgabe ist: sich vom Kummer nicht berühren zu lassen, und

es kann nicht schaden, wenn man die Herren der Schöpfung zuweilen auf die Probe stellt und sie in der Selbstbeherrschung übt."

Sie griff nach der Harfe, phantasirte, und Wallo stürzte verzweifelnd fort.

2.

Der D**sche Hof hatte im Jahre 1784 einen Gesandten in W***, und da sich Ursache fand, ihm nicht ganz vertrauen zu können, wurde mit dem gegebenen Namen „Baron Wallo" ein junger Mann, der von Jenem nicht gekannt war, ihm zum heimlichen Beobachter gegeben. — Clotilde besuchte, nach dem Tode ihres Gemahls, die Residenz mit ihrer Tochter, die aber bald, in Begleitung ihrer Erzieherin, wieder nach dem Landschlosse zurückkehren mußte.

Clotilde, von Natur geistreich, lebte in der Hauptstadt wie Jemand, der nach lang erduldetem Joch an Freiheit und Lust kaum glauben kann; überall unabhängig und fröhlich erscheinend, fesselte sie Männer, aber, wie es schien, nur, um sich im Bezaubern zu üben. Kokett konnte man

sie nicht nennen, sie war mit Allen unbefangen freundlich und knüpfte kein Verhältniß an; — der Kälte aber widersprach ihr ganzes Seyn, und das Unerklärliche trieb auch den Baron Wallo zu ihr, der abermals die Erfahrung bestätigte: daß eines jungen Mannes erste Liebe gern ein Wesen wählt über seine Jahre hinaus. Doch er drängte sich zu ihr ohne Hoffnung, er besuchte sie täglich und bestürmte sie vergebens, bis die Gewalt seiner Gefühle Clotilden jene Erklärung abzwang; er ward davon schwer gebeugt. Erzogen im Kreise einer hohen Familie, bei der Hader verhüten für Einigleben galt, und wo jedes Mitglied seinen eignen Zweck hatte, nur nicht den: glücklich zu seyn, weil man mit den niederen Ständen nichts gemein haben wollte, — erstärkte ihn nie eine Art der Liebe. In sich gekehrt lebte er frühe schon in einem steten Sehnen, und immer gehörte seine Seele dem Unerreichbaren. Jetzt wähnte er sich beseligendem Glück nahe, und das Erkennen des Wahns ward seiner Natur fast übermächtig.

Blaß und verstört stand er am Abend nach jenem Gespräch in einer der Gesellschaften, wo in

der Regel, bis man wieder auseinander geht, darauf geharrt wird, daß die Langweiligkeit enden soll, die denn heut auch wieder ihren Stiftungs-Tag zu feiern schien; da trat Clotilde ein, mit unbefangenem, fröhlichem Anstande.

„Ah, unsre Göttin!“ rief gleich ein junger Militair, der die Kommenden musterte, als wäre Parade vor ihm.

„O Sie Heide!“ — sagte Clotilde; — „doch Ihr Herren kehrt bald wieder zu Eurer Religion zurück, da heißt es: der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! — die Frau Göttinnen werden dann zu unterthänigen Dienerinnen gemacht.“

„O dazu haben wir kein Herz mehr, wenn uns das Herz entwendet ist!“ — witzelte der Herr und bekam die Antwort:

„Wer stehlen will, nimmt was Rechtes, also kein Männerherz!“

Bei dem Reden hatte sie die Umstehenden begrüßt und ihr Blick traf jetzt auf Wallo, der nach einer Stütze faßte.

„Guten Abend, Baron!“ klang es im Vorüberschweben, und Clotilde kehrte nach heiterem Begrüßen Aller bald zuruck. —

„Ich habe heute eine sehr hübsche Aeusserung gelesen, Wallo", sagte sie leise. „Es sprach ein junger Mann zu einer Geliebten, die seinen Werth nicht erkennen wollte: Sie hatten meine Zukunft in Ihrer Gewalt, Sie werfen mich zurück auf meine eigene Kraft, ich muß suchen, Ihrem Vertrauen Ehre zu machen! — Er war stolz, Baron, aber war's nicht recht?"

Wallo entgegnete beklommen: „Er hat nicht geliebt und ich könnte Stolz nie für Tugend halten."

„Ei, Sie Mann von vor der Schöpfung, hab's nicht böse gemeint!" scherzte traulich Clotilde und entfernte sich rasch; es blieb ihr sichtbares Bemühen, ihn in die Unterhaltung zu verflechten und seinen Stolz zum Kampf wider seinen Schmerz zu reizen; aber ihn drückte die Herrschaft, die Clotilde über die Verhältnisse zeigte, immer mehr nieder.

Zur Zeitkürzung wurde jetzt Gesang vorgeschlagen, die Herrin des Hauses brachte eine Guitarre an Wallo, der sie vortrefflich spielte.

„Wollten Sie wohl ein Liedchen begleiten, Herr Baron?" fragte sie. „Herzlich gern!" gab er zur Antwort, und eilte, wohin man ihn wies.

Er sah auf das Notenblatt und übte einige Griffe. Ein Fräulein, das singen wollte, machte erst die gewöhnlichen Umstände und Vorreden; Wallo wartete träumend und lautlos, endlich hieß es: „Wenn es nun gefällig wäre, Herr Baron!"

Er sah starr auf die Noten und begann ein gegebenes Vorspiel, war aber plötzlich in eine fremde Melodie verirrt.

„Was thun Sie?" flüsterte Clotilde, die hinter seinem Stuhl stand: die Guitarre entfiel ihm. — „Ihnen ist sichtlich nicht wohl!?" sagte die Wirthin. — „Sie haben sehr recht, Gnädige", stammelte Wallo, „ich bitt' um Ihren Wagen."

Clotilde beschäftigte schnell und mit unsäglicher Anstrengung Alle, die neugierig ihn umgeben wollten, bekümmerte sich jedoch selbst gar nicht um den Baron, und sah nur mit flüchtigem Blicke ihn bald hernach durch den Saal schwanken. Nie war Clotildens Witz ausgelassener, als von jetzt an; wer sich ihr nahte, der ward ihr Stoff zu den buntesten Einfällen. Der Eine und der Andre hätte sich wohl ärgern können, aber Alle lachten, und da ein alter Herr zu Clotilden bemerkte, daß sie doch ein wenig arg

mit Vielen umginge, sagte sie munter: „Ach, wenn sich die Menschen nur bemerkt sehen, dulden sie es gern, daß es nicht immer auf die beste Weise geschieht; ich gehöre selbst zu Denen!"

Nach einer Stunde aber entfernte sich Clotilde aus der Gesellschaft, sie hatte sich daran gewöhnt, daß sie überall nur kurze Zeit blieb; auch diese Gewöhnung war ihrem Thun vortheilhaft. Sie ließ indeß heute ihre Equipage zurückfahren, nahm den ersten Miethwagen, und fuhr nach der Wohnung Wallo's. Dort rief sie dessen Diener, erkundigte sich nach des Barons Befinden. „Ach Gott, der Herr Baron liegt besinnungslos auf dem Sopha!" entgegnete dieser ängstlich, „und ich kann nicht einmal nach einem Arzt laufen!" setzte er hinzu.

Clotilde zögerte eine Secunde, dann sprang sie aus dem Wagen und ließ sich in das Zimmer Wallo's führen. Er lag im heftigen Fieber; Clotilde sandte den Diener nach einem Arzt, und stand düster allein. Hörbar schlug es in ihrer Brust, da bemerkte sie ein Notenblatt auf dem Tisch; — es war dieselbe Melodie, in welche der Baron vorher gerieth — „Wahnsinn" die Ueberschrift, und Clotilde las:

„Ich fühle mein Leben
Im Glühen und Beben
Versinken und schweben:
Ich denke nur Dich!
Doch Du bleibst geschieden,
Kein Herz ist hienieden,
Wo find' ich nun Frieden,
Wer weinet um mich!

O nimm's nicht für Scherzen!
Mir schlägt ja zum Herzen
Mit tödtenden Schmerzen
Die stürmende Noth.
Wo bliebst Du so weilend?
Wie kamst Du nicht eilend?
Nun bist Du nicht heilend,
Denn sieh' ich bin todt!"

„Heiliger Gott!" seufzte Clotilde, ihre Kniee brachen, sie sank stillbetend nieder, erhob sich dann ermattet und trat zum Fenster, um den Himmel zu sehen.

3.

Der Arzt kam; Clotilde sprach mit ihm, gab ohne Scheu starke Gemüthsbewegung als Ursache der Krankheit an, und beredete mit ihm die Mit-

tel zur Heilung; dann sagte sie dem Diener: sie werde ihm Unterstützung senden und fuhr nach Hause. Von hier beauftragte sie einen alten, treuen Menschen zur Sorge für den Kranken; nach schlafloser Nacht und finsterem Ueberlegen war sie selbst wieder bei ihm.

Die Kämpfe mit dem Fieber hatten, seit mehreren Stunden schon, im Schlafe der Ermattung geendet; Clotilde saß neben Wallo's Lager und blickte traurig, ohne zu lesen, in ein Buch, das sie ergriffen hatte, doch bei der leisesten Bewegung des Kranken heiterte sie gewaltsam ihre Züge. Er öffnete endlich die Augen und sah unverwandt auf Clotilde; sie that, als bemerkte sie es nicht. Versuchend, ob er wirklich nicht träume, hauchte er ihren Namen.

„Was bedürfen Sie, liebster Wallo?" entgegnete Clotilde mild. — „Sie? hier!" — Er faltete die Hände und blickte nicht auf.

„O ich bin eine gute Wärterin", sagte sie, nach der Medizin greifend. „Vor funfzehn Jahren war meine Tochter sehr krank, und meinem Gatten that im ganzen Jahre Pflege noth, da hab' ich mich geübt." — Er mußte die Medizin von ihr nehmen; in fortwährender Geschäftigkeit und

bei täglichen Besuchen strebte sie des Barons Begriffe von ihr herabzustimmen. Er sollte in ihr nur Gewöhnlichkeit erkennen, diese und stetes Hindeuten auf ihre Jahre und mütterlichen Verhältnisse schienen ihr Mittel, das Gemüth des jungen Mannes abzuspannen.

Ihm ward ihre Theilnahme Genesung, je weiter er aber darin vorschritt, je mehr hemmte sie jede Vertraulichkeit, und suchte alle weiblichen Fehler hervor; Eigenwille ohne Gründe, veränderliche Laune und Empfindlichkeit wechselten ab mit der Sorge für ihn.

Es war natürlich, daß Clotilde über die nicht unbekannt gebliebenen Besuche bei dem kranken Wallo geneckt wurde, sie wußte dies überall mit Witz und Lustigkeit nieder zu schlagen. Bei dem Baron aber klagte sie die Weltmenschen an, und trieb es so bitter, daß dieser, der gegen sich selbst die Verstimmung walten ließ, Andre zu vertheidigen anfing.

Jetzt glaubte Clotilde, es sey Zeit, den Genesenen wieder seiner eignen Leitung zu überlassen, und so gab sie einst einem traulichen Gespräche diesen Inhalt:

„Das Leben des Mannes ist ein Gebiet der Thaten, das des Weibes ein Raum für Gefühle; herrschend soll der Mann handeln, sich beherrschend fühlen. Wird er dem Herzen zu unterthänig, oder eignet das Weib sich selbstständige Thatkraft an, sind Beide außer ihren Grenzen und verfehlen den Standpunkt der Natur: — wir haben Beide unsre Bahn verloren, ich reise, um sie wieder zu finden, und hoffe, auch Sie sollen sich erheben. Wir sehen uns in einem Jahre auf meinem Gute L**, können Sie mir dann beweisen: daß Ihr Empfinden Sie nicht an freier That und dem Lebenszweck hindert, Beides von jenem nicht so bezwungen ist, daß Sie auf die Würde des Mannes und also auch auf die Achtung eines nicht gedankenlosen Weibes keinen Anspruch haben, — dann will ich über Ihre Wünsche mit Ihnen sprechen. Ich enthebe Sie indeß jeder Verbindlichkeit, mich dort zu besuchen, gebe Ihnen jedoch das redlichste Wort der Freundschaft, daß Sie mich finden; dann tauschen wir aber unser Vertrauen aus, und ich denk' Ihnen ein Gelübde zu enthüllen, das mich jetzt weiter ruft.“

Der Baron gelobte Alles, da ihn ein Strahl der Hoffnung durchleuchtete; er vollführte nach Clotildens Abreise seine Aufträge, die er bisher sehr lässig behandelt hatte, entzog sich aber aller Gesellschaft, weil er sich wohl befand in Stille und Schwermuth. Nach vier Monaten wurde er zurückberufen, sein Incognito war zu Ende, und der Fürst empfing den Sohn des Ministers, Grafen Morheim, mit Bezeugung seiner Gnade für die vortreffliche Ausführung der Instruktionen. „Aber", setzte er lächelnd hinzu, „der Baron Wallo scheint sich krank gearbeitet zu haben, er mag sich als Graf Morheim erholen, ich lade Sie für heute Abend zum Maskenball."

Morheim hätte lieber einsam die Vaterstadt begrüßen mögen, doch er mußte gehorchen, und wählte für den Maskenball, zu welchem vom Hofe die Einlaßkarten vertheilt waren, einen Hamlet-Anzug, auch hier seiner Düsterheit schmeichelnd. Er schloß sich einem Bekannten an, dem nichts geheim war, und von dem er also erfragen konnte: wer die Vermummten wären. Er nahm wenig Theil, endlich aber fiel ihm eine Furien-Maske auf, die immer umdrängt war und auf alte Späße neu und treffend antwortete.

„Wer ist Die?“ fragte Morheim, sie mit den Augen verfolgend.

„Frau von Sylberg nennt sie sich, mehr weiß Keiner von ihren Verhältnissen, sie ist erst seit drei Monaten hier.“

„Sie scheint mir geistreich!“

„Ja, das wohl, aber —“

„Taugt Sie nichts?“

„Hm“, meinte der Bekannte, „in der Hölle würde sie ein Engel seyn, im Himmel ein Teufel, auf Erden ist sie — eine Frau!“

Morheim näherte sich ihr, sein Blut strömte lebendiger, es schien ihm Clotildens Stimme.

„Schöne Maske, wer sind Sie?“ fragte er.

„Keine schöne Maske, Furie, wie Sie sehen!“

„Ich bitt' um Ihre Hand!“ sagte Morheim bebend, sie wurde ihm gereicht und er schrieb den Namen „Clotilde.“

Rasch fortgezogen fühlte er sich nach der Vorhalle. „Wer kennt mich?“ fragte die Furie, sich die Maske entnehmend.

Es war Clotilde; von der Freude des Wiedersehens überrascht, beugte Morheim unwillkürlich

die Kniee, die Maske war ihm entfallen. In dem Augenblicke trat sein Führer heran, warnend: „Was beginnst Du, Morheim?"

„Morheim! Himmel und Erde! Morheim?" so rief jetzt Clotilde mit den schrecklichsten Tönen. „Ja, es war, es ist seine verhaßte Stimme!" fuhr sie außer sich fort, und nach den Worten: „Schicksal, du spielst tückisch!" war sie aus dem Saale entschwunden.

Ein erregtes Aufsehen machte sich lästig, und Morheim wurde von seinem Führer fortgerissen. Keinen Laut entgegnete er auf alle Fragen; in seinem Zimmer vor sich hin starrend, bewegte er nur zuweilen den Kopf wie Einer, der sich bereden möchte: es sey nicht so! Nur als sein Vater, der von dem Vorfalle hörte, ihn besuchte, gab er mit plötzlichem Ausbruch von Abscheu ein anderes Zeichen des Lebens.

4.

Clotilde hatte am nächsten Morgen zu schneller Abreise sich bereitet, da wurde ihr „Seine Excellenz der Minister Graf Morheim" gemeldet.

„Ich bin unpaß!" sprach sie mit Hast, da trat er schon ein.

„Sie mögen es entschuldigen, gnädige Frau! daß ein bekümmerter Vater zudringlich wurde, nachdem er hier Reise-Anstalten bemerkte. Meines Sohnes Freund, der gestern mit ihm auf dem Maskenballe war —"

„Wie befindet sich Ihr Sohn?" — fiel fragend Clotilde ein.

„Ohne daß ich die Ursache errathe, hat diese Nacht seinen Verstand fast verworren gezeigt!"

„Auch meine Gedanken", entgegnete Clotilde, „jagen sich, als wollten Sie alle mir entweichen; eines nur weiß ich noch deutlich: ich hatte den Plan, mich an Ihnen zu rächen, aber bevor ich irgendwie von der Ausführung wußte, hat er mich schwerer getroffen als Sie!"

Der Graf sah sie befremdet an.

„Ich hieß einst Clotilde von B**", sprach sie jetzt langsam; Morheim schwankte, erhob plötzlich den Blick und senkte ihn dann zu Boden.

„Meine Jugend hab' ich im Elend verlebt", fuhr sie fort; „in einer der schmerzlichsten Stunden schwur ich feierlichst, Sie in Ihrem Glück zu stören. Ich wußte, daß Sie einen Sohn haben, dachte: er ist gewiß auch junger Wüstling; mit der Kraft meines Geistes, mit der letzten Macht

des Lärvchens, dessen Schönheit Sie einst priesen, wollt' ich ihn fesseln, nur um ihren Frieden zu vernichten. Ein sonderbares Gewebe erfüllte meinen Zweck, eh' ich noch glaubte, ihn begonnen zu haben."

Sie erzählte, sehr angegriffen, die Vorfälle in W*** und endete dann: „Ich kam hieher, ihr Sohn war verreist; ich gab mir alle Mühe, Aufmerksamkeit zu erregen, um dadurch den Ankommenden zu locken; der Vorfall gestern hat mich mit der entsetzlichen Lösung meines Gelübdes überrascht, und mich schwer bestraft für das Böse meines Plans."

Der Graf sagte in sich gekehrt: „Ich machte Sie unglücklich, — ich tödtete Ihren Bruder! — Auch ich war unglücklich und meinen Sohn werd' ich begraben sehen! — Schmerz um Schmerz, Leben um Leben! — Klagen darf ich da freilich nicht!" —

Er wandte sich matt, um zu gehen; Clotilde, tief entsetzt, bat ihn, zu bleiben.

„Auch Sie waren also nicht glücklich?" — fragte sie heftig.

„Glauben Sie mir, Ehrsucht verfehlt die Liebe, und aller Glanz erhellt nicht die Nacht des Gewissens!“ —

Ein Strom von Thränen erfrischte den Lebensgeist Clotildens. „Gott sey Dank, er war nicht glücklich!“ sagte sie erschütternd, und dann: „Sehen Sie, Herr Graf, ich wähnte dem parteiischen Verhängniß nachhelfen zu müssen, aber — das Schicksal ist gerecht!“

Der Graf beugte wehmuthsvoll sein Haupt.

„Noch aber ist hier nicht Alles verloren, noch glaub' ich retten zu können!“ rief schwersinnend Clotilde. „Fragen Sie nicht wie? Lassen Sie mich Ihren Sohn beobachten.“

Es geschah; ein sehr verderblicher Rückfall seiner Krankheit war erfolgt, und gräßliche Bilder der Seele schilderten seine Reden ohne Zusammenhang, bis die Kräfte ihn verließen. Clotilde ließ eilend ein ähnliches Zimmer, wie das in W** einrichten, und als sie einige Ruhe gewann, sagte sie dem Grafen:

„Ich habe eine Tochter, die im Aeusseren mir sehr gleicht; ich erlauschte schon in W** bei ihr eine Neigung für den schwärmerischen jungen Mann, ich sandte sie fort, jetzt kam sie mit mir:

vielleicht führt uns das zum Licht!" — In dem Eifer, helfen zu wollen, übersah sie das Gefährliche des Anschlags, und Aurelie, die Tochter, ließ ihre Schüchternheit besiegen durch stillgenährte Liebe, die Thränen der Mutter und die Hoffnung, großes Unheil auszugleichen.

Zitternd saß Aurelie, da der junge Mann eben in unruhiger Betäubung sich marterte, neben seinem Lager, genau wie damals ihre Mutter; das aufgeschlagene Buch vor ihr war „Hamlet."

Als er erwachte, war „Clotilde!" sein erster Ruf. —

„Endlich!" sprach Aurelie; „Sie hatten böse Träume, Sie haben mich recht geängstigt! Wir lasen im „Hamlet", und waren eben bei der Stelle:

> Ein unbesiegbar Klagen ist das Thun
> Gottlosen Narrsinns, ist unmännlich Leid;
> Zeigt einen Willen, der dem Himmel trotzt,
> Ein unverschanztes Herz und wild Gemüth.

— nun wollen wir auch nicht weiter lesen."

„Ich liebe das Werk, lasen wir es wirklich?" —

„Ja wohl, und da kamen Sie plötzlich außer sich, sahen sich selbst als Hamlet, und der Himmel weiß, was Sie da Alles erlebt haben wollten!“ —

„Bin ich denn noch gar nicht wieder gesund gewesen?“

„Leider nein!“

Aurelie stand mit der Medizin vor ihm; er sah schwach auf und drückte ihr leise die Hand, Aurelie bebte.

„Also Traum!“ sagte er dann, „ach, Gott sey ewig Dank!“

Er wiederholte dies mehrmals, seine Züge wurden heiterer und bald nachher, immer auf die für ihn geschäftige Aurelie blickend, schloß er die Augen zu einem ruhigeren, langen Schlaf.

Derselbe Diener, den der junge Morheim in W** hatte, wurde herbeigeschafft, und Alles gethan, um es ihm zu bestärken: er sey noch dort. Langsam kam so die Besserung, und mit ihr erkannte er auch, erst ungewiß und immer gewisser, daß nicht Clotilde ihn pflege. Doch seine Seele hatte sich nach Theilnahme gesehnt und sie erreicht; die sanfte, mit ihm schwärmende Aurelie, das verjüngte Bild Clotildens, war ihm werth geworden,

und die Herzen fanden sich, ehe er den Zusammenhang erfuhr, der Aurelien in seinem Gefühl zum rettenden Engel erhob. —

Clotilde sah er nicht, doch am Tage der Verlobung gab Aurelie dem Geliebten folgende Zeilen:

„Lebt wohl, Kinder! Euch einet das versöhnende Schicksal, und seyd Ihr glücklich, wie ich hoffe und vom Himmel erflehe, dann seht Ihr mich in einigen Jahren wieder. Gedenket meiner, und Gott segne Euch!"

Sie lebten glücklich und feierten nach einem Jahre die Wiederkehr der geliebten Mutter.

---

# Der Berliner Prophet im siebzehnten Jahrhundert.

Andreas Otto, Küster am Berlin-Köllner Dom, *) las an einem September-Abend des Jahres 1591, in seinem Häuschen bei dem vor der Domgasse sich ausbreitenden Kirchhofe, seiner Tochter Magdalene mit eifrigem Erstaunen aus einer Schrift vor. Es war die Abhandlung, welche der unter seinen Zeitgenossen berühmte Theolog Ananias Jeraukurius hatte drucken lassen über die im Jahre 1587 in der Ostsee gefangenen Fische, „so mit wundersamlichen Zeichen an ihren Leibern die

*) Noch während der Amtsführung des Andreas Otto erhielt dieser Dom den Namen „Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit.“

Schicksale der Zukunft bis zum jüngsten Tage, wie auch der Welt Untergang verkündeten.

Der allzu gläubige und von seiner eigenen Weisheit sehr überzeugte Andreas Otto, den sein mit Trugbildern und Ueberspannung reichlichst begabter Zeitgenosse Johannes Colerus als glücklichen Wetterverkündiger bezeichnete, hatte an Magdalenen keine Zuhörerin, die nicht Zweifel hegte über die Weissagungen der Fischleiber. Sie schaute mit großen klaren Augen in's Leben, auch lagen in ihrem Köpfchen andere Gedanken gepreßt beisammen. Also freute sie sich nur nebenher mit ihrem Vater, daß sie hoffentlich im Paradiese längst geborgen seyn würden an dem greulichen Tage des Jahres 1720, „wo der losgelassene Satan in schwerer Pestilenz die zwoen letzten der sündigen Menschen wird hinwegreißen."

Bei Andreas Otto, dessen Einbildungskraft so unerschöpflich war wie seine Leichtgläubigkeit, wirkte jedoch das Entsetzen nach, und da er, die innigste Liebe für sein Vaterland im Herzen, sehr oft davon gesprochen hatte, das kurfürstliche Haus Brandenburg werde sich von Erbe zu Erbe weit

und herrlich ausbreiten, fand er das Weltende im Jahr 1720 höchst widerwärtig.

Geboren 1532 in Tangermünde, einst die Residenz des ersten Hohenzollern, war er in Erinnerungen an diesen Fürstenstamm aufgewachsen, hatte nach dem Wunsche seines Vaters, eines redlichen Tuchmachers, frühzeitig in der dortigen Kirche zum heiligen Stephan Altardienste verrichtet, und konnte sich zu keinem andern Geschäft entschließen. Bei einem Besuche in Berlin wurde er indeß der neuen Lehre zugethan, wahrscheinlich dazu ermuntert von seiner Geliebten und nachmaligen Gattin, deren Mutter die Gemahlin Joachim's I begleitet hatte, als diese wegen ihrer Glaubenswandlung nach Torgau flüchtete. Durch Begünstigung erlangte er das Dom-Küsteramt, bei welchem ihn, nach einer neueren Gewährung, bereits sein Sohn Erasmus unterstützte, weil der Vater seit dem Tode seiner Frau zuweilen am Starrkrampfe litt.

Der Sohn war an jenem Abend, gegen seine Gewohnheit, noch nicht im Hause, als bereits das einfache Mahl, ein paar Heringe und Rettige,

nebst einer Kanne Freiberger Bier, auf dem gedeckten Tische stand. Der alte Küster, jetzt in der Stube hastig hin- und herschreitend, konnte sich noch nicht beruhigen über der Welt Untergang, bei welchem sein geliebtes brandenburgisch Land mit zu Grunde gehen mußte; die Tochter aber achtete wenig auf seine Rede, denn sie war ängstlich geworden wegen des Ausbleibens ihres Bruders, der auch von ihr einen Auftrag empfing.

Magdalene — von den Nachbarn das „schöne Küster-Lenchen" genannt — hatte einen Geliebten, der dem Domküster im Wege war, weil dieser wähnte, ein Hofjunker, der sein Töchterlein mit schmeichelnder Rede verfolgte, meine es ehrlich mit der Werbung, weshalb er sich in allerlei eitle Hoffnung hineinträumte. Jener Geliebte war ein Sohn des Buchdruckers Runge, der die Druckerei des grauen Klosters verwaltete. Der junge Gebhard Runge brachte dem wißbegierigen Andreas Otto auf dessen Wunsch alle die Schriften, welche aus jener Anstalt hervorgingen. Unter den geliehenen Büchlein befanden sich sogar deutsche Schauspiele, die mit ihren En-

geln, Teufeln, Zauberern und Hexen, so wie mit dem schon damals beliebten Hanswurst besonders Magdalene ergötzten.

Durch hübsche Gestalt und Gefälligkeit, nächstdem auch durch geistige Vorzüge gewann sich Gebhard allmälig das Herz der Jungfrau; Vater Otto dachte an einen vornehmeren und reichen Eidam, ward also sehr unwillig, als Jener seine Werbung bei ihm anbrachte. Er wies ihn heftig ab, und da sich ihm nun in der Liebe Magdalenens unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, schwur er in seiner aufbrausenden Redeweise: „Gott müsse ihn erst aus dem Grabe auferstehen lassen, ehe er zu einem solchen Ehebund einwillige.“

Dem unglücklichen Gebhard wurde verboten, die Schwelle des Hauses zu betreten, und er mußte sich einstweilen fügen. Doch hatten die Liebenden an Erasmus Otto einen Vertrauten, der auf die Bitte seiner Schwester oft Tröstungsbotschaft vom Küsterhause nach dem grauen Kloster trug, sie dann gewöhnlich auch von dort heim brachte, was Magdalene diesmal ebenfalls erwartete, und nun, vom Sitz am

Webestuhl aufstehend, die sich steigernde Unruhe nicht mehr unterdrücken konnte.

„Fällt es Euch denn nicht auf, daß Erasmus noch immer nicht da ist?“ sprach sie zum Vater, dem erst jetzt sein Hirngespinst über der Welt Ende etwas zerriß, obwohl er doch nur wie in Zerstreuung fragte: „Was ist mit dem Erasmus?“ —

„Beinahe vier Stunden blieb er schon aus dem Hause ganz wider seine Art“, entgegnete Magdalene, „und der Abendimbiß steht unberührt da, weil wir gewohnt sind, nicht ohne ihn uns an den Tisch zu setzen.“

Andreas war noch nicht völlig in die Wirklichkeit zurückgekehrt, er besann sich, und hatte sich eben angeschickt, nach dem Sohn zu forschen, da erschreckte ein gewaltsamer Klingelzug den Vater wie die Tochter, und zugleich hörte man von draußen Erasmus mahnen: „Macht auf, macht schnell auf!“

Mit dem klagenden Ausruf: „Du lieber Herrgott, was geht denn vor?“ eilte Magdalene,

die Hausthür zu öffnen, und Erasmus trat herein, sehr erhitzt und fast athemlos.

Auf die ihn von dem Vater und der Schwester bestürmenden Fragen konnte er in den ersten Augenblicken nicht Bescheid geben, nach kurzer Erholung berichtete er dann:

„Ich ward durch ein seltsam Abenteuer an den Raub erinnert, der am 22. August des vorigen Jahres der Domkirche einen goldenen Kelch, das silberne Bildniß der heiligen Katharina, und den Aposteln Ketten von werthvollen Münzen entführte. Als ich vor etwa zwei Stunden mit Gebhard Runge, der mir begegnete, am Rathhause vorüber schritt, bemerkten wir einen Auflauf von Menschen, und hörten von einer Verhaftung, ohne den Grund erfahren zu können. Gebhard sagte: wenn ich warten wolle, denke er ihn zu ermitteln, er habe Verwandte unter den Rathhaus-Bewohnern. Wir beredeten die Stelle, wo er mich nachher wiederfinden werde, und ich hatte fast eine Stunde geharrt, da sprang Gebhard auf mich zu und zog mich rasch von dannen, bis wir aus dem Menschengewirre waren, wo er mir

dann zuflüsterte: Das ist eine gar absonderliche Begebenheit! Zu einem Goldschmiede kam heut einer der Maurer vom Schloßbau mit zwei alten Münzen, die er verkaufen wollte; der Goldschmied glaubte Stücke von denen zu erkennen, die Anno 1590 aus der Domkirche geraubt wurden, ließ den ihm fremden Mann ergreifen, und Beide sind noch oben auf dem Rathhause, wo der Maurer aussagte: er habe diese Schaustücke am 22. August des vorigen Jahres frühmorgens, als er zur Arbeit ging, vor dem Hause des Domküsters Otto gefunden."

Bis in das tiefste Mark erschüttert unterbrach Andreas den Sohn mit den Worten: „Schändlich, schändlich, und auch voll Entsetzens! Der Neid bezüchtigte mich schon damals in bösem Leumund der Mitwissenschaft an der Frevelthat, und da man bisher vergeblich dem Kirchenräuber nachtrachtete, wird nun auf mich schwerer Verdacht geworfen, ich sehe Büttel, Kerker und Folter vor mir —."

„Heiliger Gott!" schrie Magdalene auf, und Thränen flossen über die Wangen der zitternden

Jungfrau, doch Erasmus, selber fieberhaft durchbebt, sprach dazwischen:

„Ja, lieber Vater, Gebhard schon ahnte Gefahr für Euch, und läßt bitten, daß Ihr bis zur gewiß bald erfolgenden Aufhellung des schlimmen Anzeichens Euch verberget, was am besten geschehen könne in einem Gewölbe des grauen Klosters, wohin Ihr Euch jedoch unverzüglich begeben möchtet —."

Außer sich rief Andreas: „Gott und meinen Kindern will ich vertrauen, sonst keinem Lebendigen!" — dann, wie von seinem Wort ergriffen, setzte er in Verzückung hinzu: „Ja, dort ist Sicherheit! — zu den Todten will ich, in eine fürstliche Gruft des Doms, dahin dringt kein Spüren der Häscher, und ich werde ungefährdet seyn, bis der Allmächtige geholfen hat!"

Den Kindern grausete zwar bei dem Gedanken, daß der Vater vielleicht mehrere Tage und Nächte in der Fürstengruft verweilen müsse, sie fanden aber selber keinen besseren Rath. Auch ließ sich alsbald in der Stille der Nacht bewerkstelligen,

was hier nothwendig wurde, so daß vor Sonnenaufgang durch die Pforte der Sacristei Alles, was für den Aufenthalt in der Todtenstätte unentbehrlich, hinübergeschafft und verabredet worden war, Magdalene solle die ihr vertraut wohlwollende Markgräfin Catharina, Gemahlin des nachmaligen Kurfürsten Johann Friedrich, von dem Geheimniß unterrichten und deren Schutz ansprechen.

Wie gut man aber gethan, den Vater Andreas einstweilen der Nachforschung zu entziehen, machte sich deutlich, denn noch in der Morgendämmerung umringte ein Stadtvoigt mit Häschern das Küsterhaus, wo Erasmus meldete, daß der Vater gestern von einem lügenhaften Gerücht gehört habe, und in Folge dessen, da er troß seiner Unschuld sich doch vor der Haft nicht geschirmt glaubte, entwichen sey. Die Geschwister baten dann vereint den Stadtvoigt um strenge Durchsuchung aller Räume in der Wohnung, damit er bezeugen könne, es sey nicht das Geringste zu entdecken, was jenes Gerücht zu unterstützen vermöge.

Mit Recht sahen es die angstvollen Kinder als Glück an, daß die Markgräfin Catharina eben aus Magdeburg, wo ihr Gemahl als Verweser des Erzstifts Hof hielt, zum Besuch nach Berlin unterweges war. Es währte nur zwei Tage, in deren Nächten die Geschwister für den Vater sorgten, da stand Magdalene in einem Vorgemach, die liebenswerthe Frau zu erwarten, die schon früh auf den Meiereien in der köllnischen Vorstadt Bekannte besuchte, deren Betriebsamkeit sie mit Rath uud That förderte.

Catharina kam durch dasselbe Vorgemach, und, nach einem Sessel schreitend, redete sie freudig die mit schweren Athemzügen kämpfende Jungfrau zuerst an, indem sie ihr zurief: „Grüße Gott mein schönes Küsterkind, ich hoffe, der Herzenstrieb führt Dich zu mir!"

Von dem gütigen Empfang tief bewegt, sank Magdalene weinend der holden Markgräfin zu Füßen, wurde aber sogleich erhoben, wobei Catharina sprach: „Fasse Muth und sprich aus, was Dich bedrückt!"

Bald wußte sie, was sich bei der Küsterfamilie ereignete, und verhieß mit beruhigenden

Worten, nähere Erkundigungen einziehen zu wollen, so rasch es thunlich, und als nun Magdalene sich zu entfernen gedachte, sagte Catharina schalkhaft:

„Und über Deinen Schatz hast Du mir nichts zu verrathen? Eifert der Vater noch immer gegen die Verringelung mit dem Buchdruckerssohn?“ —

„Ach“, antwortete seufzend Magdalene, „meine allgerühmte Beschützerin ist sehr gnädig, sich meines Leids zu erinnern, aber es wäre sündig, jetzt an mich zu denken.“

„Heraus mit der Sprache, wie steht's, ich will das auch wissen!“ wurde ihr entgegnet, und Magdalene gestand nun, daß ihr Vater leider geschworen habe, Gott müsse ihn erst aus dem Grabe auferstehen lassen, ehe er zu solchem Ehebund einwillige. Nach dieser Mittheilung schwieg die erlauchte Frau nachdenklich, dann rief sie aus:

„Das ist gottlos, aber Gott ist barmherzig; hoff' auf ihn, und jetzt geh' heim mit frommergebenem Sinn!“

Schon am nächsten Tage erschien Catharina selber bei den Geschwistern und rief ihnen zu:

„Ihr sollt die Freude nicht allein haben, ich nehm' auch mein Theil davon!"

Dann berichtete sie, daß der eingefangene Maurer zwar ein Mitschuldiger an dem Kirchenraube, nun aber durch dessen Geständniß der Haupt-Missethäter, ein Weißgerber aus Liebenwerda, ergriffen sey; auch habe der Maurer bereits die Angabe von dem Funde vor der Thür des Küsterhauses als lügenhaft widerrufen.

„Jetzt holt mir den Vater, mit ihm hab' ich ein strenges Wort zu wechseln!" so schloß Catharina ihre Meldung an die freudigst dankbaren Geschwister, und Erasmus sprang davon mit dem Schlüssel zur Sacristei.

Vater Andreas Otto kam bald herüber in sein Haus, die frohe Botschaft hatte aber noch nicht die Verstörung in seinem bleichen Antlitz überwältigt. Lautlos warf er sich nieder, seine huldvolle Herrin als den ihm von Gott gesandten Rettungsengel preisend, und sie entgegnete mit würdevollem Ernst:

„Wohl habt Ihr Ursach, im Staube liegend Gottes zu gedenken, der Euch aus der Gefahr und zugleich Euer Gewissen befreit. Ihr thatet, wie ich vernahm, den sündigen Schwur, Ihr müßtet erst aus dem Grabe auferstehen, ehe Ihr die Liebe Eurer Tochter zu einem wackeren jungen Manne billigen wolltet, und siehe, der Herr der Heerschaaren schaut auf Euch Vermessenen, er leitet und führet die Begebnisse so, daß Ihr nun aus dem Grabe aufersteht und sonder Gewissensqual Uebles in Gutes verwandeln dürfet. Ihr werdet, so hoff' ich, den Bitten und Wünschen Eurer sittsamen Tochter nicht mehr widerständig seyn, Ihr werdet diesen Tag feiern durch das Verlöbniß Magdalenens mit Gebhard Runge!"

In tiefer Zerknirschung antwortete Andreas: „Ich beuge mich in Demuth vor Gott und meiner hohen Gönnerin!" wonach ihm Catharina die Hand reichte, daß er sich erhebe, und nun zu Magdalenen gewendet sprach:

„Morgen zeige Dich bei mir mit Deinem Verlobten, denn ich habe ihn zu bescheiden wegen

meines Gebetbuchs, das im grauen Kloster gedruckt werden soll."

Von dem Alten und den Kindern umringt und gesegnet entfernte sich dann die für alle Zeit im Andenken gefeierte Frau, das erhabene Muster aller Landesmütter; Erasmus aber eilte zu Gebhard, ihm die glückselige Wendung zu verkündigen und ihn herbeizurufen. .

Die Wirkung der drei Tage und Nächte, die Andreas Otto einsam und angstvoll im Gruftgewölbe durchlebte, hatte vermöge seiner leicht entzündeten Einbildungskraft mächtigen und dauernden Einfluß auf seine Zukunft. Wahrscheinlich steigerte Grübeln über der Welt Ende — das damals auch noch von dem Züricher Professor Raphael Egli mit toll gewordener Gelehrsamkeit für das Jahr 1720 als unvermeidlich festgestellt wurde — die Spannung seiner Sinne. In schwärmerischer Liebe zum Vaterlande wurde er nun selbst „Seher" und „Prophet"; er gewahrte „vom Geiste der Offenbarung durchflammt" die Nachkommen der Hohenzollern im Glanze der

Herrschaft über 1720 hinaus, was ihm besonders ein Traumgesicht in der Osternacht 1620 bestätigte.

Nach des Domküsters Verlangen ist dieser weissagende Traum am nächsten Morgen — vierzig Tage vor dem Tode des Andreas Otto, der am Himmelfahrtstage im neunundachtzigsten Jahre seines Alters starb — von seinem Verwandten Haino Flörke aufgeschrieben, und ohne Verzögerung bei Runge gedruckt, nachträglich auch vom derzeitigen Poeten Barthold Ringwald in Reime gebracht worden.

Die erste Urkunde enthält nur, was lebhafte Schlußfolge auf Grund des bedeutenden neuen Ländergewinns unter dem Kurfürsten Johann Siegmund ein Jahr nach dessen Ableben ohne Geisterseherei und Wunder verkündigen konnte. In wiederholtem Abdruck des Traumberichts hat man Zusätze nicht verschmäht, doch ist bei dem engen, von allerlei fabelhaften Spiegelfechtereien der Vorzeit überfüllten Gedankenkreise des Andreas Otto nicht zu bezweifeln, daß jenes

„Traumgesicht“, wie überhaupt sein vermeintes Prophetenthum, natürliches Ergebniß einer ausschweifenden Einbildung und erhitzten inneren Regsamkeit war.

---

# Dorfgeschichten.

# Dorf-Röschen und Waldpreis.

## I.

Das Städtchen Lauffen und das Dorf Lauffen liegen gar anmuthig am Neckar, und die Natur ist dort wunderschöner als die Bauart, die, unter uns gesagt, noch heut schöner seyn könnte. So wird's denn gleichfalls gewesen seyn im dreizehnten Jahrhundert, obwohl derzeit alldort nicht weit von einander ein Mönchs- und ein Nonnen-Kloster standen, die jetzt nicht mehr da stehen und — Gott wird's wollen! — auch nicht wieder da stehen werden.

Wir sind indeß eben so wenig Propheten, wie es Andere seyn können; denn in der Welt geht's wunderlich zu, und denkt man einmal, sie

komme vorwärts, dreht sie sich nur herum und bringt ihren alten Wust auf eine, ihm eben günstigere Stelle.

Jenes Mönchskloster war dem päpstlich-heiligen Bernhard, das Nonnenkloster aber der eben so heiligen Regiswendis geweiht, und diese Klöster gehören mit zu unsrer Geschichte, die den jungen und schönen Jägersmann Waldpreis betrifft, der natürlich ein schönes junges Liebchen hatte, Dorf-Röschen genannt. Die Namen waren ihnen von der Nachbarschaft zugetheilt, eben weil sie preiswürdig schön waren. Die Beiden lebten in erwähnter Gegend Anno 1247, etliche Jahre vorher, ehe Berthold Schwarz das Pulver erfand, was also Waldpreis noch hätte erfinden können. Daß er's nicht that, ist nicht unsre Schuld.

Ehe nun Waldpreis mit seinem Hunde — der hieß Risch-Rasch — des Morgens auszog, da klopfte er an Dorf-Röschens Fenster, und wenn sie heraus sah — und sie sah jedesmal heraus — dann fragte er: „Hast mich noch lieb?“ und sie antwortete: „Gar sehr lieb, mein Freund!“ — und dann gingen Beide an ihr Tagewerk, waren nur Abends wieder beisammen,

wo er zwischen dem Geplauder oftmals dasselbe fragte und vielmal dieselbe Antwort empfing, was wahrscheinlich nur den Verliebten kurzweilig dünken mag.

Dorf-Röschen war eine wohlhabende Waise, hatte nur wenige Verwandte; Waldpreis aber erfreute sich der Aussicht, bald der städtischen Jägerei vorzustehen, und da paßte sich Alles. Nur Eins paßte nicht: Waldpreis war sehr eifersüchtig, und Eifersucht kann bekanntlich manchmal ihre Ursachen haben, übrigens aber auch ganz ohne Ursachen ihr Wesen treiben, wie's denn hier wirklich so geschah. Waldpreis hatte für seine Eifersucht keinen andern Grund als den: er wollte eifersüchtig seyn. Das scheint allerdings nicht besonders klug, wir haben indeß auch nicht gesagt, daß er besonders klug war, und es soll just bei schönen Leuten öfter vorkommen, daß sie nicht besonders klug sind; das könnte sich indeß die Schönheit abgewöhnen, wenn nur die Eitelkeit es zuließe.

Eines Morgens hatte Dorf-Röschen wieder gesagt: „Gar sehr lieb, mein Freund!" und Waldpreis schritt quer über Feld rüstig und

jubellustig nach dem Buchen-Dickicht. Unterwegs sang er behaglich der Lerch' und Wachtel nach, die eben recht morgenkräftig ihr liebstes Leiblied sangen; sie mögen gar kein anderes, darum singen sie stets dasselbe, und doch klingt's Einen, der das Gemüth in Einfachheit bewahrte, es nicht verschnörkeln ließ durch Dudeldummdudel, oder durch sich gelehrt spreizende Musik das Herz gar in den Kopf zu bringen suchte, immer frisch an.

Als er nun im Walde stand, dauerte es nicht lange, da kam ihm ein großer Hirsch so nah, daß er ihn erreichen konnte mit seinem Pfeil, der zum Abfliegen bereit auf seiner Armbrust lag. Richtig getroffen verendete das Thier unter seinem Hirschfänger. Dieser Jäger-That froh, blies er sich selbst ein jauchzend Stückchen auf dem Horn, obwohl er keine andern Zuhörer hatte als seinen Risch-Rasch — der indeß so eifrig die Ohren aufthat wie der größte Kenner — und in Busch und Wipfeln die Vögel, denen so zwitscherlich zu Muthe ward, daß sie, nachdem Waldpreis schon eine Weile geschlossen hatte, noch lange nicht zum Schluß kommen mochten, wobei denn der Specht noch flinker arbeitete wie sonst.

Waldpreis aber ließ den Hirsch ausbluten, dann nahm er ihn auf seine kräftigen Schultern, und dahin ging er, indem er zu sich sprach: „Den bezahl' ich der Kämmerei und bring' ihn zu Dorf-Röschen, die eine große Freude haben und sich bedanken wird, und vielleicht —." Da stockte die Rede, wir wissen aber doch, daß er sagen wollte: „und vielleicht giebt sie mir einen Kuß!"

Fürerst gedachte er seine Beute in die Laube von Immergrün zu tragen, wo sie Abends manchmal neben einander saßen; dann wollte er sie hinführen und ihr einen neckenden Schreck einjagen, wie das Liebesleute oft pfiffig oder nicht pfiffig zu thun pflegen.

So kam er zum Hofe, wo sie wohnte, und als er ein wenig still stand, um sich vom Athem wieder zu holen, was er in der Hast zuviel ausgegeben, vernahm er Dorf-Röschen's Stimme, halb scherzend, halb scheltend, indem sie sagte: „Macht Euch ja davon, bevor Waldpreis und Risch-Rasch kommen!"

Der Jägersmann wurde blaß, er warf den Hirsch ab, im Augenblick darauf war er in der Hütte, und da sah er im Brokat-Wamms und

mit Feder-Baret den Junker Hans von Ravensberg, dessen Schliche sehr verrufen waren, sah, wie der Fant eben eine goldene Kette um Röslein's Hals hing. Alsbald wich der letzte Blutstropfen von des Jägers Wangen, seine Hand ballte sich um den Griff des Hirschfängers, der Junker zog sein Schwert, und die beiden Männer wollten zornig aufeinander los. Da schrie Dorf-Röslein in großer Angst: „Um aller Heiligen willen, tödtet Euch nicht, werft von Euch die Wehr!" — Und rasch lag sie an der Brust ihres Freundes, und hätte der Ravensberg jetzt seine Waffe gebraucht, er hätte sie tödten müssen.

Waldpreis stieß sie zurück, daß sie zu Boden sank; sie aber riß die goldene Kette vom Halse, warf sie dem Junker vor die Füße mit den Worten: „Jetzt geht, geht, denn Eure Reden sind schlecht und Euer Gold ist mir nichts nutz!" — Der Junker ging dann auch, nahm jedoch das Kettlein nicht mit; Röslein aber weinte bitterlich und bat ihren lieben Freund zärtlich, er möge nur wieder gut seyn. Der aber stand da, wie das Bild eines Bildschnitzers, unbeweglich und starren Blicks, und in bebendem Zagen schaute Röschen

ihn an. Endlich quollen ihm ein Paar große Thränen aus den Augen und mit hastiger Rede sprach er:

„Du bist eine Schlange, Du bist falsch und treulos, und ich gehe zum Heer der Welfen oder der Böhmen, oder noch besser, ich geh' in's Kloster, da brauch' ich gar kein Weibsbild mehr zu sehen, und ich mag auch kein's mehr sehen, in Ewigkeit nicht!"

Dorf-Röschen wollte ihn halten, konnt's aber nicht; er stürzte von dannen über Steg und Stein in einem Trabe, Risch-Rasch immer mit; und er gelangte an die Kloster-Pforte, riß an der Glocke und begehrte Einlaß. Nach einer Weile wurde geöffnet; da sprach Waldpreis zu Risch-Rasch: „Dich brauch' ich fürder nicht; du bist ein guter Hund, such' dein Unterkommen wo anders!"

Risch-Rasch blieb traurig stehen, denn sein Herr war schon im Kloster. Dann schlich das treue Thier kopfhängend zu Röschen, war aber die folgenden Tage immer wieder um dieselbe Stunde am Kloster und schaute sich's kläglich an.

Den Waldpreis führte ein Mönch stumm über lange Gänge zum Abt Hilarius, der eben in seiner Zelle bei sehr feinen und lockenden Speisen saß, weil just Fasttag war. Hilarius aber sprach mit vollem Munde: „Sey gegrüßet, mein Sohn, und der Weg des Herrn sey der Deine! Was begehrest Du?" — Darauf entgegnete Jener, dem plötzlich sehr demüthig zu Muth ward: „Meiden will ich die sündhafte Welt und mein Heil suchen Tag und Nacht im Kloster!"

Hilarius seufzte, leerte einen Becher Weins mit geübtem Zuge, seufzte abermals, und hienach sprach er: „Recht gut und löblich, mein Sohn! Verstehest Du aber auch zu lesen Latein und Deutsch in Psalter und Brevier?" — und Jener antwortete: „Ich hab' was davon gelernt in der Schulen!"

„Offiz und Brevier, Psalter und Missal sind das Rüstzeug wider die Anfechtungen des Teufels, der nicht immer daher kommt wie ein brüllender Löwe, vielmehr in unterschiedlichen Gestalten auch gar manierlich thun kann!" sprach der Abt und schenkte sich wieder ein, wobei er fortfuhr:

„Dann lerne auch Anderes von Historien alten und neuen Testaments und die sechs Alter

der Welt und die Geschlechter, und daneben vervollkomm'ne Dich in Grammatica und Rhetorica, denn die Regel ist der Zunge Segel! Auch die Musica und noch Etliches der sieben freien Künste muß von Dir geübet seyn. Aber viel Wissen macht noch nicht fromm, blähet wohl gar; sey fleißig, mein Sohn, wolle aber nicht Alles erfahren und verbreiten, denn der Verstand der Menschen muß Dein Knecht und Dein eigener nicht Dein Herr seyn. Darum bleibe demüthig, und damit dem so sey, brauche täglich Disciplin und Geißel, trag' auch das Cilicium immer fort, und wenn in der Nacht das Glöcklein klinget, springe auf und gehe zur Kirche!"

Der Abt war danach mit sich selber sehr zufrieden und leerte nochmals den Becher auf das Wohlergehen des Novizen.

Waldpreis aber, von diesen Reden fast trunkener, als der Abt vom Weine, ließ sich nun das Haupt scheeren, nahm die grobe Kutte, daß er seine Glieder drein hülle, und einen Strick, sich zu gürten. Er war zufrieden damit und betete Ave Maria und Paternoster, las im Brevier und Psalter, fastete und kostete die harte Disciplin. Er trieb's auch mit der Grammatica und Logica,

und schaute in mancherlei Bücher, die man ihm zu Anfangs in seine Zelle brachte.

Das Wertheste davon war ihm aber doch der Psalter, geschrieben mit schönen schwarzen und gereckten Buchstaben; die standen in graden Reihen, hatten Schwänzlein nach unten und oben, wie Wurzeln und Zweige, und voran war immer ein rother Buchstabe und hier und da ein lieblich Bild der Mutter des Herrn. Wenn er nun im Psalter las, däuchten ihm die schwarzen Buchstaben die Tannen und Fichten im Walde, und die rothen schienen ihm Hirschlein und Reh; die Bilder aber mahnten ihn an Dorf-Röschen, daß er oft dachte: „Also harmvoll und schmerzenreich mag sie jetzt wohl in die Welt blicken! — doch die Welt ist abtrünnig aller Lieb' und Treu, und ich habe sie vergessen, und Dorf-Röschen will ich vergessen!“ — und dann gab er sich die Disciplin. Wenn er aber wieder hinschaute auf die Bilder, da war's, als sähen sie von Tag zu Tag tröstender aus und immer ähnlicher dem Dorf-Röschen; — er aber ward immer blässer.

Allgemach verging so der Herbst, der Winter fand gleichfalls sein Ende, und dann zogen Ostern,

Himmelfahrt und Pfingsten auch vorüber. Da sprach der Abt zu dem sehr bleich aussehenden Novizen:

„Gar gelehrt bist Du, doch ist's besser, Du bist gelehrter. Darum lerne fürder und komm' mit mir in die Bücherei!" —

Waldpreis folgte alsbald dem Voranschreitenden durch's Refectorium, Stiegen auf und Stiegen ab, über Kreuzgänge und Reliquien-Kammern bis an die schwere Eisenthür, so zur Bücherei führte. Der Abt öffnete mit dem großen Schlüssel das Schloß, und auf den rostigen Angeln drehte sich die Thür knarrend und schnarrend einwärts. Und es lagen hier auf Pulten allerlei Bücher, groß' und kleine, dick und schmächtig; manche waren aber mit geweihten Ketten an ihre Pulte befestigt, dieweil man glaubte, der Satan sey lüstern danach, bevor man dahinter kam, daß derselbe mehr wisse, als die Bücher insgesammt fassen können.

Waldpreis besah Dies und Jegliches mit Staunen und rief aus: „Ei, Herr Abt, wie gelehrt seyd Ihr, da Ihr doch gewiß all das geschriebene Wesen in Euch habt!"

„Nicht gar vollauf, aber doch in Fülle!“ entgegnete schmunzelnd der Abt. „Es ist die Feder gefährlicher als das freie Schwert, und von hier aus könnte die Menschheit all klug gemacht werden; wär' aber vom Uebel, denn so die draußen klug werden, wo sollen wir hin mit uns! Hier aber ist ein Werk, bei dem Du früh und spät seyn mögest, genannt „Rudimentum noviciorum“, im harten Deutsch: „Grundkenntnisse der Novizen.“ Solches enthält die Urgeschichten von Adam bis zur Sündfluth, von der Salzsäule bis zu den Pyramiden, von Mosen und Juden, von den Philistern und mancherlei Kaisern, von Cleopatra und Carlmagnus; von Troja und Prag, von Rom und Lübeck, von den Päpsten und den Heiligen, männlichen und weiblichen Geschlechts, und von gar vielen Dingen, die zu sagen mein Athem nicht ausreicht, des trockenen Mundes nicht zu gedenken. Und Du wirst das Alles vielmals lesen und mir's fürtragen in gewählten Stunden, daß ich Dich prüfe und mir kund werde, wie's bei Dir heimisch geworden!“

„Dem sey so!“ sprach Waldpreis, und wollte das Buch, um's in seine Zelle zu tragen, auf die Schultern erheben, denn es war so groß, dick und schwer, daß er einst leichter den Hirsch trug. — Der Abt aber lächelte und belehrte ihn: „Nein, mein Sohn, anders ist's besser! Bleibe Du hier in Bibliotheca, fange an zu lesen bei dem ersten Blatte und lies Dich hinein täglich von der Mittagsmesse bis zur Vesper, und danach trage im Gedächtniß fort, was Du gelesen, daß Du erstarkest im Behalten!“ — Sprach's, drückte ihn auf einen Sessel nieder und wandte sich, schloß auch die Thür.

Waldpreis starrte nun bald diese, bald das ungeheuerliche Buch an, dermaßen erschrocken, wie er kaum war, als er den Junker in Dorf-Röslein's Stüblein getroffen. Er sank endlich in sich zusammen und ein großes Weh übermannte ihn, daß er nichts mehr um sich her sah, dunkel dachte und hell fühlte. Denn ihm ward Vergangenheit zur Gegenwart, und als diese wieder zu ihrem Recht kam, sein Blick auf das große Buch fiel und auf das Heer von Büchern, da rief er in Verzweiflung:

„O giebt's einen größeren Thoren als mich? Aber das ist nun die Strafe, daß ich ein Gelehrter werden, gewiß all diese alten Bücher lesen soll, und könnte doch als frohfreier Bräut'gam leben und aus Dorf-Röslein's Augen immer jugendfrische Weisheit lesen. Sie aber wird nun betrübt seyn wie ich, denn sie war mir stets hold, und der Junker war ihr stets ein Narr und wird's noch seyn, nachdem ich ein größerer Narr wurde!" —

Und dann saß er wieder sinnend, bis er sich zuletzt mit Grauen und Seufzen zu dem großen Buch wandte.

## II.

Das Dorf-Röschen war unterdeß krank geworden vor doppeltem Kummer; denn einstheils härmte sie sich schwer ab, weil's ihr tief zu Herzen ging, daß Waldpreis sie für treulos hielt, anderntheils aber noch schwerer, daß sie sein nicht mehr ansichtig wurde, auch gar nicht wußte, wo er sich aufhielt. Hätte sie den treuen Risch-Rasch einmal begleitet, konnte sie's wissen, aber es fiel ihr nicht ein; denn innig Verliebte sind als

solche niemals besonders klaren Hirns. Sie ward immer kränker, und eine Nachbarin, von Mitleid erfüllt, pflegte ihrer und beredete sie, in einer nahen Wald-Kapelle ein Opfer niederzulegen und ihr Herz im Gebet zu öffnen.

Eines Tages führte denn auch die Nachbarin Beda sie dorthin, und Dorf-Röschen trug ein silbern Herz in einem Rosenkranz mit sich. In der Kapelle angekommen, wußte sie lange ihres Weh's nicht mächtig zu werden, endlich aber hing sie ihren Kranz an, stotterte und stammelte auch ihre Schmerzen und Wünsche dabei aus. Dann betete sie still mit der Nachbarin um Frieden und Erhörung, und so es nicht seyn könne, gelobte sie sich dem Kloster, legte auch dies ihr Gebet und ihr Gelübde, wie's ihr ein Kaplan aufgeschrieben, in der Kapelle nieder. Als Beide nun noch in Andacht versunken waren, hörten sie plötzlich flüstern:

„Die Lieb' ist nicht sündlich, auch süß noch in Schmerzen:
Sie enden in Wonne, vertraue dem Herzen;
Im Kloster verborgen, verharre drei Wochen,
Dann naht Dir die Hülfe, sie sey Dir versprochen!“

Nicht ohne Grauen vernahmen Dorf-Röschen und Beda diesen Spruch und schauten sich erst bedenklich, bald aber mit Zügen an, in denen die Hoffnung die Bedenklichkeit verwischte. Nun geschahen zwar damals just eben so viele Wunder als heut zu Tage, das heißt: gar keine; aber man glaubte damals, daß deren geschähen, und die beiden Dorf-Bewohnerinnen würden auf ein Wunder geschworen haben, wenn sie auch nach Beendigung jenes Spruches eine Mannsgestalt, die hinter der Säule versteckt gelauscht, hätten davon schleichen sehen.

Es war der sogenannte Pritschen-Peter von Heidelberg, der, mit seinem Herrn Pfalzgraf Ludwig zum Besuch auf einer nahen Burg, bei einem Gange durch den Wald in die Kapelle eintrat und Zeuge wurde von Dorf-Röschens Bekenntniß und Flehen.

Pritschen-Peter gehörte zu den gutmüthigsten Hofnarren, etwas klüger wie die Weisesten am Hofe war er ebenfalls, und er gedachte ernstlich, dem armen Mädchen, dem er zufällig ein geheimer Vertrauter geworden, zu helfen, weshalb er jenen dunkeln Trost aussprach und bei sich meinte:

die Erleuchtung wird mir schon kommen. Jetzt machte er sich davon, hatte aber bald überlegt, wie sich die Hülfe fürerst anfangen ließe.

Nicht lange waren Dorf-Röschen und Beda auf dem Heimgange, da kam querfeldein der Pritschen-Peter gerannt und fragte um den Weg nach der Burg, wo sein Herr sich befand, obwohl der Schalk ihn recht gut kannte. Die beiden Wanderinnen erhoben zu gleicher Zeit die Hand, den Fremden zurecht zu weisen; Peter ergriff in feiner Weise die des Dorf-Röschen's, indem er Dank sagte, unterbrach sich aber selbst plötzlich mit den Worten: „Was seh' ich?" und blickte erstaunt auf die festgehaltene Hand.

Pritschen-Peter, vertraut mit der Erfahrung, daß Neugier und Aberglaube gar leicht ein Mädchen befangen, ließ sich jedoch erst nach längerem Gespräch und öfterem Anmahnen bereit finden, auf jene seine eigene Frage Antwort zu geben. Er wußte es dem Dorf-Röschen, indem er aus der Hand las, zu ihrem Schrecken beizubringen, daß er wirklich aus der Hand lesen könne: denn er fand da richtig eingezeichnet, was sie kürzlich erlebte. Dann fuhr er fort:

„Ihr werdet, schöne Jungfrau, in's Kloster gehen und dort in Trost und Hoffnung ganz genesen, weil Ihr versichert seyn könnt, daß binnen wenigen Wochen ein geliebter Mann Euch dort aufsuchen und zu sich heimführen wird. Thut mir weh", setzte der ganz hübsche Pritschen-Peter anmuthig lächelnd hinzu, „daß ich nicht der Mann bin; aber von mir steht leider nichts in Eurer Hand, es scheint da von einem streifenden Waidmann die Rede, oder von einem Bogenschützen, wie diese sich rundende Linie verrathen will." —

Röschen sah sehr vergnügt erst auf die gerundete Linie, dann auf Beda, und ward vergnügter noch als Jener weiter sprach: „So Ihr mir vertrauen mögt, will ich Euch dienstgewärtig seyn, und ich denke wohl, Euer Leid in Freude zu verkehren!"

Die Liebe macht die Luft zur Botin, zieht sich die Sterne in's Herz, und eine Hoffnung, die kaum das Jenseits erfüllen kann, meint sie mit den Händen greifen zu können. So zogen denn auch bei Pritschen-Peter's weiterem Gespräch dem armen Dorf-Röschen alle Wundergaben der Träume in die Wirklichkeit, jede Falte ihres In-

nern that sich auf und ebnete sich in der Zuversicht, daß ihr geholfen werde.

Pritschen-Peter erfuhr Alles, was ihm zu seinem Vorhaben diente, und verabschiedete sich danach mit den Worten: „Thut, wie ich Euch sagte, dann thut Ihr wohl, und bis auf Wiedersehen gehabt Euch wohl!" — Und da Dorf-Röschen im Kloster der heiligen Regiswendis eine Base hatte, die dort Pförtnerin war, begab sie sich zu dieser, die ihr mit gutmüthiger Behäbigkeit die Pforte öffnete. Als sie nun gar vernahm, was in der Kapelle und fernerhin geschehen, hielt sie das Dorf-Röschen für eine Gebenedeite des Herrn und harrte mit ihr begierig der Wunderdinge, die da kommen sollten, und die sich fürerst darin zeigten, daß Dorf-Röschen sichtlich wieder in frischer Blüthe prangte: denn der wiederkehrende Lebensmuth ist ein guter Arzt und Hoffnung die beste Pflegerin.

## III.

Waldpreis hatte bereits manchen Tag in den ihm dazu bestimmten Stunden vor dem dicken

Buch gesessen; der Kopf schien ihm dabei auseinander zu gehen, ohne daß er merkte, es sey mehr drin als sonst, und der Abt Hilarius ließ sich seinen Wein-Antheil größer zumessen wegen der schweren Mühe, diesem Novizen in der Gelehrsamkeit fort zu helfen und ihn zu prüfen.

Da geschah es eines Tages, daß Waldpreis in dem großen Buche ein eingelegt vergilbtes Pergament-Blatt fand, das ihn bei dem Lesen in noch mächtigere Unruhe brachte. Es stand auf dem Blatte Folgendes:

„Im Jahre des Heils 1097 war ich, Franz von Bartingen, gar eifersüchtig worden auf meine geliebte Herrin, Bertha von Bibrach, auch wegen großer Thörigkeit in's Kloster gegangen. Allda ward ich sehr geplagt von meiner Melancholei und der Gelahrtheit, die nicht fruchtete, obwohl ich lesen und schreiben konnte: dieweil jedoch das Herz zu voll, blieb der Kopf leer. Denn ich sah nur immer und immer, wie ich als Page hatte dienen müssen bei Tafel, wo Bertha saß neben dem Ritter Kunibert von Calw, der ihr bestimmt war von ihrem Vater; sie aber sprach da gar

freundlich mit dem Ritter und hatte doch mir Herz und Treue zugesagt. Hienach überkamen mich Zorn und Eifersucht, ich verließ die Burg noch in derselbigen Nacht, wollte das Kreuz nehmen und gen Palästina ziehen, auf welche Fahrt ich im Kloster mich vorzubereiten vermeinte. In der einsamen Stille erwuchs mir aber die Reue, denn ich mußte in mir meiner Herrin das Zeugniß geben, es sey keine That geschehen, die als Untreue zu erachten, vielmehr ich deren zu zeihen, da ich nicht ferner, wie es sich doch gebührt, an ihren Schwur geglaubt. Ich ward darob mit jedem Tage friedloser, konnte mir auch des Rathes nicht ersinnen. Einst nun vernahm ich an dem Fenster meines Klostergemachs ein Geräusch; als ich dieserhalb aufschaute, siehe, da pickte Bertha's Lieblings-Taube, die auch ich stets gern gefüttert, an mein Fenster, und nachdem ich's rasch geöffnet, flog sie herein. Dies verhalf mir zu dem Gedanken, an Bertha ein Brieflein zu senden und es der Taube um die Brust zu knüpfen, welches ich that. Ich bekannte mich ihr als ein Thor, der sich vergangen in der Einbildung, aber nun nicht wisse, wie sie gesinnet sey, auf Vergebung auch

nicht hoffen dürfe; wolle um deswillen nach dem heiligen Land und nähme Abschied von ihr und ihrem Vater, der mir wohlgethan, und derowegen ich sündlich an ihm gehandelt, wenn ich der Tochter Herz seinem Willen entfremdet. Das Täublein entließ ich dann und schaute ihm trübselig nach im Fluge, bis es meinen Blicken entging. Siehe aber, nach zween Tagen kam es abermals und bracht' ein Brieflein von Bertha mit, des Inhalts: daß ich nur wohlgemuth zu ihrem Vater kommen möge, er habe mir Alles verziehen. Da macht' ich mich denn auf mit Bangen und stand vor dem Vater nicht anders, denn ich fühlt' es heiß klopfen mir in der Brust. Er jedoch redete mich freundlich also an: „Meine Bertha hat mir nichts verhalten, und daß sie bei jenem Abend-Imbiß lieb und anmuthlich mit Kunibert von Calw sprach, war des Dankes wegen; denn er hatte mich gelöst von meinem Wort, womit ich ihm einst meine Bertha, da sie noch ganz Kind war, zusagte, sintemal seine Wünsche seit jener Zeit sich anderswo angesponnen hatten. Du aber mögest wissen, daß Dein Vater mich lange befehdete, weil er mit mir zu-

gleich um mein nachmalig Weib, das Gott in Seligkeit halten möge, warb, ich aber ihre Gunst empfing. Das saß ihm fest im hartnäckigen Sinn, und obwohl er sich noch eh' denn ich vermählte, er ließ nicht ab, bis ich seiner Herr werden mußte, wollt' ich ein Stündlein Frieden haben. Als nun der Sieg sich zu mir wandte, ich ihm aber dennoch die Hand bot, verleugnete er jegliche Milde und Klugheit und zog, Dich und Deine Mutter zurücklassend, gen Welschland, wo er in einem Treffen den Tod fand. Du aber wurdest, nachdem Deine Mutter für sich das Kloster erwählte, in der Försterei erzogen, wo Du über Deine Herkunft nichts erfuhrest, auch nicht, da ich Dich zu mir nahm und keine Lehre an Dir sparte. Jetzt werd' ich Dir Dein väterlich Gut ungeschmälert zurückgeben, und begehrest Du dann meine Tochter, sie Dir nicht weigern, hoffend, daß solche That mir bei Deinem Vater zur Sühne helfe, wenn wir uns dereinst vor Gott sehen!"

Also sprach der edle Volkmar von Bibrach, und Bertha gestand mir verschämt, wie sie das Täublein gar innig geherzt uud geküßt, als es

meinen Brief gebracht. Dies hab' ich aufgesetzt für den Herrn Abt Mauritius von Sanct Bernhard, werde auch alljährig dem Kloster ein Fuder des besten Weines verehren. Bin nun daheim geblieben, habe mich mit meiner lieben Herrin Bertha vermählt, und gesegne mich dessen, daß mir der Herr aus großer Thörigkeit falscher Eifersucht so verwunderlich und gnädig geholfen, begehre nicht des Klosters und des Zuges gen Palästina, sondern hoffe guten Willens auf Kraft, meine Vasallen und Insassen zu beglücken; ich selber aber bin froh und wohlgemuth in meinem Glück.

Gefertigt auf Burg Bartingen im Wonnemond 1097.

Ritter Franz von Bartingen."

Als nun Waldpreis dies gelesen, ward er sich seiner großen Uebereilung jammernd und verzweifelnd noch bewußter, und vermeinte, es sey ihm das Pergament nur zur Bestrafnng seiner Unbill an Dorf-Röschen in die Hand gefallen. Betrübter als je starrte er voll wirriger Gedanken vor sich hin; da hörte er plötzlich ein Scharren

an der Thür wie von eines Hundes Tatzen, vernahm bald danach mehrere Stimmen; der Schlüssel im Schloß drehte, die knarrende Thür öffnete sich, und herein trat, geleitet vom Abt Hilarius, Pfalzgraf Ludwig mit seinem Gefolge, unter diesem auch Pritschen-Peter. Voran aber sprang Risch-Rasch herzu und an Waldpreis hinauf, der ihn mit unverhaltenen Thränen kosete, nicht Herr seines Weh's und seiner Freude. Dabei ward er aber gewahr, daß Risch-Rasch zwischen seinem Halsband ein Papier trug, welches Waldpreis verstohlen an sich nahm und es verbarg.

Pritschen-Peter hatte sein Abenteuer dem Pfalzgrafen berichtet, und dieser suchte sich nahe Gelegenheit, indem er dem Abt vermelden ließ, er wolle das Kloster in Augenschein nehmen. Da jedoch zu erwarten, man werde den Novizen verleugnen, verließ sich Pritschen-Peter, der Alles erkundete, auf Risch-Rasch, dessen täglichen Hingang nach dem Kloster er ausgespürt. Wie gedacht, verrieth denn auch durch Scharren an der Thür der Bücherei Risch-Rasch den Aufenthalt

seines Herrn, zu dessen Füßen er sich jetzt niedergestreckt hatte.

Der Pfalzgraf und sein Gefolge hielten den Abt geschäftig mit Bescheid über die alten Bücher und Pergamente, so daß Waldpreis sich in Heimlichkeit zurückziehen und das Papier sich näher beschauen konnte. Da war zu lesen:

„Dorf-Röslein ist so treu und hold,
Dorf-Röslein ist so krank:
Waldpreis bezahlt der Narrheit Sold,
Hat Narrheit nur zum Dank!

Sie weilt im Kloster, ist gefaßt
Auf harten Nonnen-Schwur;
Eh' Du Dein Glück verstoßen hast,
Such's auf, bei Ihr ist's nur!

Geh', rette sie aus ihrem Leid,
Und Dich aus eig'nem Trug;
Doch thu's, dieweil's noch an der Zeit:
Sey jetzt und eilend klug!"

Seiner Sinne kaum mächtig, hielt Waldpreis das Papier in der zitternden Hand, da strich

Pritschen-Peter an ihm vorbei und flüsterte: „Fleh' den Pfalzgrafen an!" — und kaum war dies gesprochen, so lag der unglückliche Novize auch schon zu den Füßen des Fürsten. Der erhob ihn selbst, nach seinem Begehr fragend, und erst stotternd, dann, von des Pfalzgrafen heiteren Blicken ermuthigt, in gutem Zuge, erzählte Waldpreis seine Geschichte, sich endlich selbst der Thörigkeit und sündlichen Hast anklagend, da er wohl fühle, wer im Walde und unter Gottes Himmelskirche aufgewachsen, für den seyen die Blätter der Gelehrsamkeit nur wie ein dürres Laub und die Zelle ein Kerker.

„Herr Abt Hilarius", sprach darauf mit lustiger Hoheit der Pfalzgraf, „da ich's einsehe, daß dieser Jägersmann ein ander Revier hat, als das Kloster, so seht Ihr's gewiß nach viel heller ein; erspart ihm demnach die Gelübde, die er nicht halten kann. Mit der Keuschheit ist's nichts, denn es zieht ihn zu seinem Röschen, das eine gar hübsche und liebe Maid ist, wie man mir berichtete. Mit der Armuth ist's nichts, denn er will gern eine gute Försterei haben, die ich ihm gebe.

Was endlich den Gehorsam betrifft, so nehm' ich ihn aus Eurer Disciplin und bürde die Sorge mir auf: ich werd' ihm schon Gehorsam beibringen, wenn er etwa mangeln sollte. Du aber" — so wandte er sich zu Waldpreis — „geh' zu Abend wie sonst zu Deinem Röslein und sag' ihr, wenn sie jemals wieder gerechte Klage über Dich hätte, ich, der Pfalzgraf Ludwig, wohnt' in Heidelberg und wollt' sie hören! Ich leb' indeß zunächst der Zuversicht, die Gelahrtheit werde Dir den Verstand nicht ganz verthan und ich kein Ursach haben, der jetzigen Stund' unwirrsch zu gedenken!"

Pritschen-Peter umtanzte vor Lust und Freudigkeit, ihm dazwischen den Mantel küssend, seinen lachenden Herrn Ludwig, der den, in großem Glücke schwindelnden Waldpreis zum andern Mal erheben mußte, da er im Dank, zu dem er nicht Worte finden konnte, wieder vor ihm lag.

„Spar' das Wort und vergilt mit der That!" sprach ernst der Fürst und fügte noch hinzu: „Die Berufung zu Deiner Försterei soll Dir am Hochzeitstage werden durch meinen lieben Pritschen-Peter; halt' ihn gut, halt' ihn,

als ob ich's wäre, denn er hat's um Dich verdient!" — und danach schritt er grüßend mit seinem Gefolge von dannen.

Und es begab sich, wie's der Pfalzgraf verkündet. Als am Abend Waldpreis mit bebendem Herzen an Dorf-Röschen's Haus kam, sah er durch das Fenster sein Liebchen bei der Arbeit sitzen, und nachdem er leise die Thür geöffnet, stürzte sie ihm entgegen, und Beide sanken auf die Kniee, in seliger Umarmung Gott dankend und dem Pfalzgrafen, mitsammt dem Pritschen-Peter. Risch-Rasch aber, als ob er's merke, daß er hier nicht stören dürfe, hatte sein Plätzchen am Ofen inne, schien sich aber doch seines Antheils an der Begebenheit bewußt.

Nach wenigen Wochen war große Hochzeit; Pritschen-Peter mit der Försterei-Bestallung fehlte nicht und hatte den wohlerworbenen Ehren-Platz. Er war voll sprudelnden Jubels, sang bei'm Becherklange Mancherlei, so auch das Verslein:

„Wer da jagen kann, soll nicht ruh'n;
Wer da freien kann, der soll's thun;
Wer da Geld hat, brauch's in Ehren,
Daß so Menschen und Gut sich mehren.
Doch nicht ruh'n, nur thun, in Ehren mehren,
Von dem Mönche darf man's nie begehren!"

Das goldene Kettlein aber vom Junker Hans von Ravensberg erhielt die heilige Regiswendis; man hat's freilich niemals an ihr gesehen, und wo es hingekommen, darüber schweigt die Chronik.

---

# Der schlechte Nachbar wird umgebracht.

Anselmus Rommel, Bauer in einem oberschlesischen Dorfe, hieß bei Allen „der schlechte Nachbar", und wer ihn kannte, mußte dasselbe sagen, wenn er nicht lügen oder schweigen wollte. Letzteres gehörte aber zu den größten Schwierigkeiten, weil Jeder, der mit Anselmus Rommel in Berührung kam, sehr bald aus schlimmer Erfahrung genau wußte, daß er ein schlechter Nachbar sey. Man brauchte dies kaum thätlich zu erfahren, denn obwohl man nach dem Aeußeren nicht urtheilen, am wenigsten absprechend urtheilen soll, hier schien ein Irrthum unmöglich: weil der Mann stets aussah, als wolle er das Immerwährende der Stürme und Erdbeben erfinden.

Die Umgebung stimmte dazu. Seine Frau war bleich und abgehärmt, auf den Köpfen zweier Söhne sträubte sich das Haar, als wär' es gewöhnt zu Berge zu steigen aus Furcht vor dem Vater. Scheu, brummig und maulend schlich das Gesinde zum Geschäft, und sogar die zahmen Hausthiere wurden unheimlich wild, wenn Rommel in ihre Nähe kam. Die Rinder erinnerten an ihre Hörner, der Hofhund knurrte und klemmte den Schwanz ein, und die Katze unterschied sich gar nicht von der wilden: sie zischte ihn grollend an nach gehügeltem Buckel, und stand er dicht vor ihr, schoß sie gradauf in die Höhe an der Wand des Rauchfangs. Erschreckt flog in gackerndem Geschrei das Federvieh auf, wenn Rommel in den Hof trat. Das Fell seiner mit Stößen, Peitschenhieben und Stockschlägen sehr bekannten Pferde glich dem Bezuge eines alten Reisekoffers, und durch die Mißhandlungen abgestumpft, konnte deren Erneuerung sie nicht an der Trägheit hindern.

Selbst die jungen Bäume, die während Rommel's Bewirthschaftung des Gehöfts im Garten angepflanzt wurden, zeigten sich knorrig, wunderlich verwachsen und schief übergebogen, als

nähmen auch sie den steten Zwiespalt krumm und wollten so unwirrschen Hausleuten den Weg versperren. Rommel's Felder bedeckten sich mit Unkraut, bei dem sich der wilde Sauerampfer und Bitterwurz, dieses Mittel gegen giftige Krankheiten, im Wuchern auszeichneten.

Daß all solch Unheil seine eigene Schuld sey, wollte Rommel nicht begreifen; er fluchte über sein Schicksal und sein Unglück, und verwünschte alle Dorfbewohner, von denen freilich nicht wenige dem galligen Unhold Schabernack über Schabernack zufügten. Er ließ sich dann auf bloßen Verdacht und Argwohn in Prozesse ein, und verlor sie meist, weil er keine Beweise hatte; diese Händel kosteten so viel an Geld und Zeit, daß er seine Meierei vernachlässigen mußte.

Einst behauptete er auch gegen den armen Tagelöhner Joseph Braner: er habe ihm Hacke, Spaten und Sense abgeborgt und nicht wieder gebracht; dieser versicherte, Alles sey treulich abgeliefert worden, Rommel aber leistete einen Schwur, und in Folge dessen wurde dem Braner, da mit den Gerichtskosten die Ausgleichung in Gelde ihm nicht möglich war, seine einzige Kuh

genommen. Er nannte nun Rommel einen alten Betrüger; dies veranlaßte wieder einen Prozeß, und da die erlangte Genugthuung ihm nicht hinlänglich schien, wendete er die abscheulichsten Mittel an, den armen Tagelöhner ganz zu vernichten. Dieser vergalt es ihm mit Rachsucht, und da er tagtäglich von Haß angetrieben wurde, seine Leiden in der Schenke zu erzählen, gewöhnte er sich den Trunk an und versank in das tiefste Elend. Seine arme Frau, mit der er nun stets haderte, klagte in Thränen Allen ihr Leid und schloß gewöhnlich mit den Worten: „In diesem Jammer stürzte mich und meine Kinder kein Anderer als der Rommel, denn mein Mann war sonst der beste Mensch von der Welt!"

Solcher Händel hatte Rommel noch mehrere, mithin die Fülle von schlimmer Nachrede, als Berthold Trentler sich in dem Dorfe ankaufte, und zwar Zaun an Zaun neben dem bösen Nachbar.

Der Ankömmling war ein umsichtiger und fleißiger Mann, brauchte Kopf und Hand in richtiger Weise, und da er auch dem Herzen sein Recht ließ, entwich ihm nie der heitere Sinn.

Die erworbene Meierei übernahm er in mißlichem Zustande, der sich aber bald besserte. In bewundernswerther Schnelligkeit minderte sich das Unkraut auf den Feldern, reinigte und schmückte sich der Garten. Was irgend nutzen konnte, Flußschlamm, Herbstblätter, Knochen, Alles wurde zur Verwendung aufbewahrt, und bald kam es zum Verschönern. Rosenhecken und Weingerank umkränzten das Wohnhaus, und selbst der rauhe Stein, der die Thürschwelle bildete, wurde eingefaßt mit goldgelbem Moos.

In der Wirthschaft herrschte Ordnung und Aufmerksamkeit. Das glatt gestriegelte Pferd weidete im Klee, und kam Berthold Trentler, schüttelte es die Mähne und wieherte freudig, als wollte es sagen: die Welt ist angenehm, weil Ihr darin seyd! Die alte Kuh, die ihr Kalb unter dem großen Wallnußbaum liebkosete, lief ihm mit erwecktem Blick entgegen und bat mit ihrem sanften Muh! Muh! um die Zuckerrübe, die er ihr mitzubringen pflegte. Der Hahn spreizte sich stolz vor seinem Gefolge von wohlgenährten Hühnern und flaumigen Küchlein, ging ihm auch gar nicht aus dem Wege, sondern lüftete seine glänzenden

Flügel und krähte ihm ein Willkommen! Und nun erst die Kinder! Ward Berthold in der Ferne gesehen, schwenkten seine zwei Knaben die Mützen, riefen im Entgegenspringen jubelnd: „Der Vater, der Vater!“ und die kleine Marie trippelte auf ihn zu mit einem Tausendschönchen, das er in's Knopfloch steckte. Berthold's Frau betrieb ihre Geschäfte emsig, ohne viele Worte, zuweilen sagte sie aber mit innigem Gefühl der Befriedigung zu ihren Nachbarn: „Wer meinen Mann kennt, liebt ihn, er kann's gar nicht hindern!“

Berthold Trentler hatte nie einen Prozeß gehabt, jetzt jedoch verkündigte man ihm, er werde der verdrießlichen Erfahrung nicht entgehen, wie vorsichtig und nachgiebig er sich zeige, denn sein Nachbar Rommel gleiche jenem Johann Hans, von dem ein Witzbold sagte: „Wäre er in der Welt der einzige Mensch, so würde Hans immer mit Johann hadern und Johann mit Hans!“

„Ist Rommel wirklich der Art?“ erwiederte Berthold. „Nun, wenn er gegen mich nicht davon abläßt, kann's geschehen, daß ich den bösen Nachbar umbringe.“

Ueberall finden sich Leute, die gern hetzen, sey's nur, um dem trägen Einerlei des Lebens etwas mehr Bewegung einzublasen. Solche Aufreger hatten nichts eiliger, als Berthold's Aeußerung dem streitsüchtigen Nachbar zu verrathen, versteht sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, von der sie freilich eben selber abwichen.

„Mich umbringen! mich umbringen!" rief Rommel aus, und den wenigen Worten folgte ein so bedeutungsvoll giftiger Ausdruck der stechenden Augen und des zusammengekniffenen Mundes, daß sein Hund ihn umkreisete, als spüre er etwas Fürchterliches um sich her.

In derselben Nacht schon ließ Rommel sein halbverhungertes Pferd frei auf die Landstraße laufen, nach der Stelle, wo Berthold's fettester Klee lockte, in der Meinung, es werde sich auf des Nachbars Kosten gütlich thun und dessen Zorn reizen. Aber Joseph Braner sah das und drehte die Schadenfreude anders; er riß eine Zaunstange von Rommel's bestem Felde und trieb das Thier da hinein, wo es sich ein Festmahl gewährte, wie ihm noch niemals bereitet wurde. Welch eine Befriedigung wär' es für Rommel gewesen, hätte er sein Pferd verklagen können!

— jetzt mußte er sich damit begnügen, ihm das Fell mit der Peitsche noch rauher zu machen.

Seine nächste Tücke wurde an der kleinen Marie schönem Hahn verübt, den er erschoß, weil er zwei Zoll jenseit der Grenzlinie auf der gemeinschaftlichen Steinmauer stand, welche die Grundstücke schied, und in unschuldiger Freude über seine Erhebung sich ein herzhaftes Loblied krähte. Berthold sagte: „Es thut mir sehr leid, auch wegen Frau und Kinder, sie hatten den schönen Hahn so lieb! Es ist mir indeß eine ernste Mahnung!" Schon längst beabsichtigte er, einen Hühnerhof mit hoher Umzäunung zu bauen, um der Belästigung der Nachbarn durch seine Hühner vorzubeugen: der Vorfall bestimmte ihn nun, sogleich und rasch an's Werk zu gehen.

Anselmus Rommel hatte einen Scharfsinn und eine Beharrlichkeit, deren Wirkung, wenn sie gutem Zweck dienten, gewiß sehr nützlich seyn konnte; jetzt suchte er mit diesen Eigenschaften fortwährend den Nachbar aufzustacheln in mannigfachster Weise.

Aus seinem Garten streckte ein Birnbaum in unberechtigter Ausdehnung einen der Zweige nach Berthold's Garten, und seltsam! der über=

hängende Zweig trug mehr Früchte und Früchte von frischeren Farben als jeder andere dieses Stammes. Eines Tages schlenderte Berthold's jüngster Sohn pfeifend umher und hob eine Birne auf, die im Wege lag, fühlte aber in demselben Augenblick auf seinem Nacken einen Stich gleich dem der Wespe: es war Rommel's Peitschenhieb, dem eine solche Fluth von Scheltworten folgte, daß der Knabe in Todesangst nach Hause lief. Auch dies Verfahren führte nicht zum Zweck; das Kind wurde von der Mutter beruhigt und angewiesen, sich nie wieder jenem Birnbaum zu nähern, weiter geschah nichts.

Diese nicht zu durchbrechende Friedfertigkeit war für Rommel empfindlicher als die Heftigkeit und Verspottung von andern Seiten. Schlechte Begegnung konnte er verstehen, konnte sie zehnfach erwiedern; was er jedoch mit dieser ihm unbegreiflichen Geduld anfangen solle, das machte ihn rathlos und stieg ihm mit verstärktem Grimm wirblich zu Kopf, denn er meinte zuletzt, ein Unmaaß hochmüthiger Verachtung sey die Ursache solcher Gleichgültigkeit.

Berthold mißfiel ihm mehr noch als sämmtliche Dorfbewohner; es wurde ihm täglich lästi-

ger, des Nachbars Grund und Boden so wohlbestellt zu sehen: es bot einen gar zu klaren Gegensatz zu der wüsten Wirthschaft auf seiner Besitzung. Wenn ihre Wagen an einander vorbei fuhren, schien es, als trage Berthold's Pferd den Kopf höher, werfe die Mähne stolzer zurück, recht als wär' ihm bewußt, es ginge an dem alten unansehnlichen Klepper Rommel's vorüber. Oft sprach er die Vermuthung aus: Berthold umzöge sich das Haus nur deshalb mit Rosen und Weingerank, um seine kahlen Mauern dem Anblick widerwärtig zu machen; das kümmere ihn aber nicht, denn er sey nicht so thörig, sich die Wände durch Dergleichen zu verderben.

Aber so unaufhörlich er schmählte und schmähte, mit des Nachbars Habe war kein Prozeß anzufädeln. Die vollen Aehren auf Berthold's Feldern nickten stets wie freundlicher Naturgruß bei dem leisesten Luftzuge; das Obst in dessen Garten schaute mit allem Putz saftreicher Farben aus den gesunden Blätterbüschen wie ein stiller Segen; die Rosen am Hause glühten wie die erste Jugendliebe; das Weinlaub bog sich so schmiegsam am Gelände wie Kinderärmchen, die Schutz suchen; — da waren innerer Aerger und

boshafte Blicke ohne Einfluß. Den gehaßten schönen Pferden Berthold's war ebenfalls nicht beizukommen: sie wieherten ihren Lebensmuth jubelnd aus auf der Weide, und nahte ihnen der böse Nachbar, fand er ihre Hufe wehrbereit; des Beneideten Kälber und Lämmer machten vor Rommel's Augen die lustigsten Luftsprünge, ganz so, als geschäh' es, um des Neiders nicht zu verbergenden Aerger zu steigern.

Nur Bull, Berthold's Gehöfthund, erweckte dem Händelsucher Hoffnung zu einem ergiebigen Hader; das muntere Thier trieb eines Abends Rommel's wenige Gänse heim und bellte sie dann noch durch die Gatter-Oeffnung an, wobei das Geschnatter und Geschrei der vielen Gänse und Enten von Berthold's Hofe dem zornigen Nachbar wie absichtliche Verhöhnung herüber dröhnte. Nächsten Morgens ließ Rommel an Berthold sagen: wenn er seinen Hund nicht besser in Ordnung zu halten wisse, werde er ihn vor dem Dorfrichter deshalb zur Rechenschaft ziehen. Der Bote kam zurück mit dem Bescheid: man wolle sich angelegentlichst bemühen, Bull's unerlaubte Einmischung zu beseitigen. Jetzt hatte Rommel vollauf zu thun mit Wachen und Spä-

hen, Bull jedoch schien plötzlich bessere Erziehung oder Friede geschlossen zu haben mit allen Gänsen, denn er ließ sich eine Weile nicht vor dem Gehöft sehen, und nachdem er wieder sichtbar wurde, that er so vornehm ruhig, als wär' es gegen seine Würde, mit Federvieh in Bekanntschaft zu stehen.

Das Berthold'sche Ehepaar vermied indeß nicht nur jeden Streit, es wurde auch zuweilen versucht, durch Zuthulichkeit den Nachbar milder zu stimmen. Berthold's Frau schickte einmal den ältesten Sohn mit einem Körbchen voll der schönsten Kirschen zu Rommel's Frau, und diese, angenehm überrascht von der Gabe, sagte: „Es ist doch recht freundlich von Deiner Mutter und ich bin herzlich dankbar!“ Ihr Mann, der im Tabaksdampfe grübelnd am Fenster saß, horchte seltsamerweise ohne Widerrede, er blies nur den Rauch etwas heftiger als sonst von sich. Als aber der Knabe fort und die Frau noch im redseligen Vergnügen war, fuhr er auf mit den Worten: „Werde nicht närrisch über die Lumperei! Das Volk wirft mit der Wurst nach der Speckseite; es ist ein sehr verständlicher Wink nach unsern Birnen, und wenn sie reif sind,

gleich soll ein Korb voll hin. Ich lieb' es nicht, Verpflichtungen gegen Jemand zu haben, am wenigsten gegen Leute, die sich Einem mit Höflichkeit aufdrängen!" Das arme Weib! — ein erweckter Hoffnungsgedanke entwich ihr wieder.

Nicht lange nachher blieb ein Wagen Berthold's auf einem durch vielen Regen zu Sumpf gewordenen Wege stecken. Die vorgespannten Rinder waren nicht im Stande, sich heraus zu arbeiten. Da der streitsüchtige Nachbar in geringer Entfernung auf dem Felde beschäftigt war, wagte es Berthold, ihn um Hülfe anzusprechen. Rommel antwortete: „Ich kann kaum die eigene Last überwinden, sehe Jeder selber zu, wie er durchkomme!" Die Bitte Berthold's: nur auf ein paar Augenblicke sich der Rinder des Nachbars bedienen zu dürfen, bewirkte nichts, als eine noch grämlichere Verweigerung; Berthold mußte nach Hause eilen, die Pferde zu holen. Sein Gesinde schalt auf die Böswilligkeit Rommel's und freute sich voraus der Vergeltung, wenn ihm das Gespann auch einmal stecken bliebe. „Wenn's geschieht", bemerkte Berthold, indem er die Pferde einschirrte, „dann wollen wir unsere Pflicht thun,

und mit Hülfe bei der Hand seyn!" — „Das ist doch zu gutmüthig", meinte der Großknecht; „der Rommel setzt sich am Ende in den harten Kopf, man fürchte sich vor ihm, dann treibt er's noch ärger!" — und Berthold lächelte schmunzelnd, als er entgegnete: „Na, na! Nur noch eine Weile gewartet, dann ist der böse Nachbar umgebracht: ich sag's Euch voraus!"

Eine Woche später, nach einem Gewitterstrom, blieb Rommel's beladener Wagen fast an derselben Stelle stecken; kaum gewahrte dies Berthold von fern, da eilte er mit den Knechten, den Rindern und allem Nöthigen herbei, that auch, als höre er nicht, daß sein eigenes Gesinde und Andere den Nachbar auslachten. „Ihr seyd in Bedrängniß", redete Berthold ihn an; „aber nur ein wenig Geduld, das wollen wir bald ändern!"

„Ich brauch' Euch nicht!" entgegnete Rommel trotzig.

„Hoho! Ich lasse mich nicht abweisen!" sprach Berthold, und griff gleich rüstig zu; „es dunkelt bereits, und ist so Etwas bei Tage schon ein schlechter Spaß, in der Nacht wird er noch schlechter."

„Ich bedarf Eurer weder bei Tage noch bei Nacht", geiferte Rommel; „ich hab' Euch neulich auch nicht geholfen!"

„Grade die Mühe, die ich damals anzuwenden hatte, zwingt mich zum Mitleid, man muß das eben selber erlebt haben. Verlieren wir keine Worte darüber, Nachbar, es ist mir ganz unmöglich, heimzufahren und Euch hier in der Noth zu wissen!"

Der Wagen war bald herausgezogen, wonach Berthold und seine Leute davongingen, ohne auf Dank zu rechnen.

Als Rommel nach Hause kam, war er ungewöhnlich still und sinnend; in tiefer Betrachtung rauchte er seine Pfeife, klopfte sie aus, und sich im Sitzen mit der Hand darauf stützend, ließ er sie erkalten; endlich sagte er mit sehr beklommenem aber mildem Tone zu seiner Frau: „Margareth, Nachbar Berthold hat mich umgebracht!"

„Was meinst Du damit?" fragte die Frau, die ihren Mann ängstlich beobachtet hatte, und ließ vor Erstaunen ihr Strickzeug fallen.

Jetzt erzählte Rommel Alles, was sich zwischen ihm und Berthold ereignet hatte, und schloß mit der freilich noch halb unterdrückten Aeußerung: „Ich habe mich wirklich vor ihm geschämt, und es ist so: er hat mich umgebracht in seinem Sinne und mit seinem Wesen!"

„Es ist kein unebner Mann, weiß immer ein richtig Wort für Kinder und Gesinde!" bemerkte Margareth scheu, und da Rommel schwieg, setzte sie etwas dreister hinzu: „Seine Frau scheint mir eigentlich eine sehr liebe Nachbarin!" Rommel blieb noch ein paar Minuten schweigsam, dann fragte er zögernd, ohne aufzublicken: „Was meinst Du wegen der großen Melone in unserm Garten, könntest Du sie nicht — dorthin — hintragen?" Margareth antwortete mit freier gewordenem Athemzuge: „Ich will's recht gern thun!" ohne sich erklären zu lassen, wo das „dorthin" sey.

Am Morgen darauf aber schritt Rommel in der Stube auf und ab, schlängelte sich links und rechts, wie Einer, der seine innere Unruhe los werden möchte und es nicht anzufangen versteht. Endlich brach die Ursach der unentschlossenen Bewegungen heraus in den Worten:

„Ich denke, die Melone könnt' ich selbst zu ihm hinbringen, denn ich hab' in dem Gewirr ganz vergessen, ihm für gestern zu danken!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er nach dem Garten, und Margareth stellte sich an die Thüre, die eine Hand in die Seite gestemmt, mit der andern die Augen gegen die Sonne schützend, um zu sehen, ob er wirklich zu Berthold in's Haus gehen werde. Seit ihrer Hochzeit war dies für sie die merkwürdigste Begebenheit, und sie konnte kaum glauben, was sie sah: ohne sich umzuschauen ging er hastig seines Weges, mit gebeugtem Kopf und diesen schüttelnd, so, als wolle er sich die Ueberlegung verjagen.

Als er mit dem einen Fuß auf Berthold's Stubendiele stand, war sein Benehmen sehr linkisch; stotternd rief er: „Frau Berthold Trentler, hier ist die Melone, meine Frau schickt sie, wir hoffen sie wird gut seyn." — Ohne irgendwie ihr Erstaunen über dies unerwartete Ereigniß zu verrathen, dankte die Hausfrau ihm herzlich und bot ihm einen Stuhl; er jedoch blieb an der Thür, die bebende Hand auf dem Drücker, und,

den Blick nicht erhebend, sagte er dann: „Herr Trentler ist wahrscheinlich nicht daheim!“

„Doch“, entgegnete die Frau; „er ist am Brunnen, und — nun, da kommt er ja schon!“ —

Vergnügt nahte sich Berthold, reichte dem Verlegenen die Hand, indem er sagte: „Es freut mich, Euch auch einmal bei mir zu sehen, nehmt Platz, nehmt doch Platz!“

„Danke sehr, ich kann ja stehen!“ antwortete Rommel, drehte den Hut rundum, rieb sich den Kopf, immer nach der Straße sehend; dann rief er, wie nach mühsamer Anstrengung, plötzlich aus: „Es ist wahr, Herr Trentler, ich hatte neulich sehr unrecht wegen des Sumpfes!“

„Denkt nicht daran, ich bitt' Euch!“ fiel Berthold ein. „Bei diesem regnichten Wetter bleib' ich vielleicht nächstens wieder dort stecken, und dann weiß ich, wer mir auf meine Bitte durchhilft.“

„Nun“, äußerte hierauf der noch bedrückte Rommel, stets Berthold's mildklares Auge vermeidend, „Ihr mögt glauben, daß ich nicht so

schlimm bin, wie man mich macht; wohnten hier mehr Euresgleichen, ich wäre eben nicht so, wie ich gegen Euch war!“

„Was du willst, das dir die Leute thun sollen, thu' du ihnen auch; das Buch aller Bücher lehrt's, und ich weiß aus Erfahrung: auf zutrauliche Rede folgt zutraulicher Widerhall, und beglücken wir gern Andere, beeifern sich diese, wieder zu beglücken. Wir Beide schon könnten Vieles zum Guten wenden, laßt's uns versuchen, werther Nachbar! Jetzt aber folgt mir in den Obstgarten, ich möcht' Euch gern einen Baum zeigen, auf den ich auserlesene Aepfel pfropfte! wenn Ihr wollt, schaff' ich Euch von demselben seltenen Stamme einige Pfropfreiser.“

Sie gingen zusammen in den Garten und bei einem Wirthschaftsgespräch wurde auch Rommel ganz unbefangen und heiter.

Als er wieder zu Hause war, sprach er indeß gar nicht über seinen Besuch: zu der Offenheit eines Geständnisses, daß er sein Unrecht bekannt habe, brachte er's noch nicht. Aber — hinter der Kammerthür stand eine Flinte in Bereitschaft, um den Bull zu erschießen, wenn er Rom-

mel's Gänse etwa nochmals in die Flucht trieb; jetzt ergriff er sie schweigend, feuerte den Schuß draußen in die Luft und trug die Flinte in die Scheune. Von da an strebte Rommel nicht mehr nach Hader, und Joseph Braner sah ihn zu seinem Erstaunen eines Abends Bull's Kopf streicheln mit den Worten: „Bist ein guter Kerl, ja!"

Berthold war zu großmüthig, um irgend Jemand zu erzählen, daß der streitsüchtige Nachbar seine Schuld eingestanden habe, zu seiner Frau nur sagte er in Herzenslust: „Hab' ich's mir doch richtig gedacht, daß wir den bösen Nachbar umbringen würden!"

Joseph Braner jedoch hatte von einer solchen Wendung keinen Begriff; als er von dem Abenteuer im Sumpf hörte, rief er mürrisch aus: „Ein eitler Narr, der Berthold! Als er herzog, prahlte er, daß er den Rommel umbringen wolle, wenn er sich nicht zum Guten bekehre, und nun hat er nicht den Muth eines Wurms, denn der krümmt sich wenigstens, wenn er getreten wird!" — Der Unglückliche hatte sich täglich ärger dem Trunk und Zank ergeben, und die

Folge war, daß ihn endlich Niemand beschäftigen wollte, wodurch sich in ihm der Grimm steigerte. Wegen der wackern Frau und der Kinder, die darben mußten, that es Berthold leid, und er sann darauf, auch hier den bösen Nachbar umzubringen.

Fast ein Jahr verging in mehr und mehr gebessertem Verhältniß zu Rommel, dessen Wirthschaft sich gleichfalls besserte durch Berthold's Rath und Beispiel. Da wurden Diesem einst werthvolle Felle gestohlen. Er besprach den Verlust nur mit seiner Frau, und Beide entdeckten Gründe zum Verdacht gegen Joseph Brauer. In dem nächst vertheilten „Kreisblatt" fand sich nun ohne Unterschrift folgende Anzeige:

„Derjenige, der am 5. September Abends ein Pack Felle entwendet hat, wird hiemit benachrichtigt, daß der Eigenthümer den aufrichtigen Wunsch hegt, ihn auf rechtlichen Weg zu leiten. Ist Armuth die Ursach zur Uebelthat, so will der Eigenthümer nicht einschreiten, sondern den Verbrecher durch Arbeit in den Stand setzen, seinem Gewissen den Frieden wieder zu geben."

Diese sonderbare Anzeige veranlaßte begreiflich die verschiedensten Bemerkungen und besonders Zwiespalt der Meinungen darüber: ob der Dieb sich würde fangen lassen; denn daß hier nur von einer Falle die Rede seyn könne, war vorzugsweise den Allerklügsten, die das Gras wachsen hören, so gewiß, wie die Unübertrefflichkeit ihres Verstandes.

Der Schuldige selbst aber wußte genau, von wem das Anerbieten kam, und war überzeugt, Berthold sey nicht der Mann, der dabei nur an Ueberlistung gedacht habe. Am 11. September, als bereits Dunkelheit und Nachtstille im Dorfe herrschten, bei Berthold die Kinder schon schliefen, er und seine Frau sich auch zur Ruhe begeben wollten, klopfte Jemand leise an die Hausthür. Berthold sah durch's Fenster, winkte seiner Frau zu, daß sie schweige, und ging sacht, um den Thürriegel wegzuschieben.

Da stand draußen Joseph Braner mit einer Bürde auf den Schultern und flüsterte im demüthigsten Ton: „Lieber Herr Trentler, da sind die Felle, wo soll ich sie hinlegen?" —

„Wartet einen Augenblick, bis ich die Laterne anzünde, in die Scheune wollen wir sie bringen!“ antwortete Berthold, und als dies geschah, setzte er hinzu: „Dann kommt Ihr mit mir in die Stube, da wollen wir überlegen, was für Euch zu thun ist.“

Berthold's Frau wußte, daß Joseph oft Hunger litt und den Branntweinrausch als Beschwichtigungsmittel betrachtete. Jetzt beeilte sie sich, ihm Warmbier zu bereiten, holte auch Fleisch und Brod aus dem Schranke. „Ich denke“, sagte sie, als die Männer zurückkehrten, „Speis' und Trank wird Euch willkommen seyn, Nachbar Brauer!“

Er stand abgewendet und antwortete nicht, dann sank er nieder auf die Ofenbank und weinte bitterlich. Berthold sprach ihm Trost zu, bis der Tiefgebeugte auch Worte fand. „Ja“, sagte er, „seit es mit mir abwärts ging, gab mir noch Jeder einen Stoß, und dadurch wurd' ich immer schlechter. Meine Frau ist von Kräften, meine Kinder kommen fast um vor Hunger; Ihr habt ihnen manche Mahlzeit geschickt, und doch bestahl ich Euch: es ist aber, bei Gott, das

erste Mal, daß man mich mit Recht Dieb heißen kann!" —

„Laßt es gleich das letzte Mal seyn", warnte Berthold, ihm die Hand bietend. „Was geschehen, bleibt unser Geheimniß; Ihr seyd jung und stark, könnt Euch noch selbst retten, und darin liegt das sicherste Heil. Gebt mir Euren Handschlag darauf, daß Ihr Euch ein Jahr lang alles berauschenden Getränks enthalten wollt, und ich schaffe Euch Arbeit. Meine Frau sieht morgen in Eurer Familie nach, ob wir vielleicht auch für sie Beschäftigung finden; Euer jüngster Knabe kann doch wenigstens Steine von unserm neuen Acker auflesen."

„Aber nun eßt und trinkt", mahnte die Hausfrau, „damit Ihr heut nicht mehr nach schädlichem Getränk verlangt."

„Es wird Euch Anfangs schwer werden, Joseph, ihm ganz zu entsagen, aber Entschluß und Geduld überwinden", bemerkte Berthold, indem er den Eßtisch nach dem Ofen hinrückte; „faßt nur Muth! Denkt Eures Weibes, Eurer Kinder! Ihr werdet arbeiten, sollt das Nothdürftige gewiß erwerben, und mangelt es jetzt hier oder

da gar zu sehr, sagt's meiner Frau, sie hilft wo's irgend möglich ist!"

Joseph versuchte zu essen und zu trinken, er vermocht' es nicht vor fieberhafter Aufregung, und bald legte er den Kopf auf den Tisch in erneuertem Ausbruch der Thränen. Jetzt wurde ihm Alles eingepackt für die Familie, und Berthold selbst geleitete den Zerknirschten noch bis zu seiner ärmlichen Wohnung. Dort ergriff Joseph die Hand Berthold's und rief aus: „Jetzt erst versteh' ich, wie Ihr schlechte Nachbarn umbringt!"

Joseph Braner hielt sich tapfer in seiner Besserung, arbeitete wieder tüchtig und mit stiller Emsigkeit, wo es zu thun gab. Dafür sorgte Berthold so weit er reichen konnte, innig befriedigt von dem gesegneten Erfolg, der ihm noch zu größerer Freude gedeihen sollte. Denn eines Tages trat Rommel, der sich allmälig selbst im Aeußern sehr zu seinem Vortheil verändert hatte, zu ihm heran in's Gehöft und sagte: „Lieber Nachbar, Ihr könntet mir eine Last vom Gewissen nehmen!" —

„Wie das?" fragte Berthold, und empfing die Antwort: „Seht, mich überfällt bei dem Joseph Braner mancher Gedanke an die Vergangen-

heit, und ich möcht' ihn gern auch beschäftigen: macht's doch, daß es sich schickt!"

Berthold sah ihn an mit leuchtendem Blick, ergriff Rommel's Hand und sprach bewegt: „Brav, lieber Nachbar, das thut wohl! Ich werd's machen, und Ihr erzeigt mir dagegen auch einen Gefallen. Ich feiere grade heut den elften Jahrestag meiner Hochzeit, habe zu diesem Fest im vorigen Herbst mir das erste Fäßchen Wein vom eigenen Gewächs gekeltert, und an diesem Gedächtnißtage wollen wir die ersten Fläschchen proben. Kommt Abends zu mir mit Weib und Kindern, schlagt's mir nicht ab!" —

„Wir kommen, ach, und kommen wahrhaftig recht gern!" antwortetete Rommel sehr erschüttert, und Berthold sagt jetzt oft:

„Das war einer der glückseligsten Abende meines Lebens, und ich habe der glückseligen viele gehabt und hab' ihrer ja noch!"

---

# Vater Melchior Stange.

Kluge Leute giebt's überall und es hat ihrer überall gegeben, so auch im Dorfe Laubegast, oberhalb Blasewitz bei Dresden. Dort, nämlich in Laubegast, lebte vor dem siebenjährigen Kriege — eine böse Sieben für Sachsen! — ein Bauer Namens Melchior Stange, der wurde reich und immer reicher. Das sah man dem ledernen Gurt an, den er um den Leib geschnallt hatte; wenn Melchior zu Markte fuhr, sah dieser Gurt aus wie ein leerer Darm, kam aber Melchior zurück, hatte sich stets der Gurt gefüllt bis zum Platzen. Genug, man fand bei ihm, seine Gestalt nicht ausgenommen, die Fülle.

Er war aber nicht nur wohlbeleibt, sondern auch wohlbelebt und wohlbeliebt; denn drückte er

Einem freilich die Hand in der Regel so, daß man nur aus Scham das Schreien verbiß, konnte man sich doch allzeit auf seinen Handdruck und Handschlag verlassen.

Wegen seiner Rechtschaffenheit und weil man außerdem wußte, daß er nicht auf den Kopf gefallen, das Herz ihm nicht abhanden gekommen war, wählte man ihn zum Dorf-Schulzen und er verwaltete sein Amt fünfundzwanzig Jahre. Das wurde gefeiert im Dorfe, doch litt er es nicht eher, als bis man zugab, daß er sich nicht bewirthen ließ, er vielmehr sämmtliche Dorf-Bewohner bewirthete. Bei der Tafel sagte er aber:

„Lieben Freunde und Nachbarn, wir haben heut den sechsten August und in vier Tagen ist der Laurentius-Tag, das ist mein Geburtstag. Da werde ich siebzig Jahr alt, und will mir, vor der Ruhe drüben und unten auf dem Kirchhof, unter Gottes Sonne noch etwas Ruhe und Erleichterung gönnen. Wollt Ihr gut berathen seyn, so wählt den Gottlieb Banse zu meinem Nachfolger, und ich werd' ihm mit meinem Bischen Verstande, wenn er's mag, gern eine Weile zur Seite stehen."

Man wollte ihn erst nicht loslassen, endlich aber wurde die Sache bei einem Glase guten Naumburgers mit Hand und Mund so abgemacht, wie er es für ersprießlich hielt.

Melchior Stange hatte zwei Söhne und einen Schwiegersohn, denen ging es ganz gut. Doch hatten sie es nicht überhört, daß er sich zur Ruhe setzen wollte, und da fiel ihnen ein, er würde noch mehr Ruhe haben und ihnen würd' es noch besser gehen, wenn sie gleich jetzt zu ihrem Erbtheil kämen.

Frau Rosine Stange war denn bald gelenksam genug, um ihren Alten nach dem Willen der Kinder zu kirren. Melchior hörte die Hindeutungen, Wünsche, Rathschläge und geschilderten Aussichten: wie höchst erquicklich im Alter es sey, sich nur noch mit dem Genuß des eigenen Lebens zu beschäftigen, in guter Laune an, zu einer Antwort kam's aber nicht.

Waren indeß jene Absichtlichkeiten Anfangs allmälig betrieben worden, bald folgten sie Schlag auf Schlag. Da wiegte Melchior den greisen Kopf lächelnd hin und her, schmunzelte einmal ein „Hm!", sagte ein ander Mal: „Ja, es ließe sich thun!" oder: „Man kann's, man kann's auch

nicht!" und: „Wahr ist's, schon Mancher hielt es so!"

Doch endlich, da des Drängens immer mehr wurde, namentlich am Weihnachts=Abend, als die Familie insgesammt sich's wohl seyn ließ bei Vater Melchior und Mutter Rosine Stange, da sagte Jener: „Wollen die Sache mit dem Frühjahr abthun!"

Das Frühjahr blieb nicht aus und es trieb sein Wesen, wie es seit Jahrtausenden in tüchtiger Uebung war. Da stand Vater Melchior oft bei der nächsten Scheune, schaute hinauf nach dem Dach, wo die Spatzen nisteten, und wie er Junge gewahrte, nahm er aus einem Neste die nackten Kleinen heraus, sperrte sie in einen Käfig und hing diesen bei einem Fenster seines Hauses auf.

Die Jungen zwitscherten ängstlich, und die Alten kamen ängstlich herbei, überwanden alle Furcht, scheuten keine Mühe, mit ihren Schnäbeln durch die Oeffnungen im Drahtgitter des Käfigs ihren hülflosen Kinderchen Nahrung zu bringen und sie sorglich zu füttern. Unablässig thaten dies die alten Spatzen, und die jungen wuchsen, wurden befiedert und flügge, immer aber noch ernährt von Jenen, die rastlos ab und zu flogen.

Melchior, nachdem er überzeugt war, daß die bisher eingekerkerten Spatzen sich selbst in der Freiheit erhalten könnten, fing nun die Alten mit Schlingen ein, ließ die Jungen fliegen, und das Elternpaar der Spatzen mußte in den Käfig. Die Alten zwitscherten nun auch ängstlich und immer ängstlicher, es vergingen aber Stunden auf Stunden, keines der Jungen kam, den Alten die Sorge zu vergelten.

Da rief Melchior Stange Kinder und Schwiegerkind herbei und ließ sie harren: ob die jungen Spatzen sich der alten annehmen würden. Nachdem dies aber nicht erfolgte, streute er seinen Gefangenen erst selber Futter und gab ihnen dann ihre Freiheit wieder, wobei er sprach:

„Der Vater wohl ernährt der Kinder zeh'n,
Doch wird, sind sie auf eig'nen Wegen,
Dem Vater gar oft nicht Gleiches gescheh'n; —
Das wolle sich Jeder überlegen!

Seht, lieben Kinder, es ist gewiß am besten, ich sorge mein Lebelang für Euch, und mach' Euch keine Sorge für mich und die Mutter. Ihr seht's an den Spatzen, daß es so natürlicher und dem Lauf der Welt nach auch am gescheidtesten ist, zumalen ich mir zwar ruhigere, aber keine Tage

des Müßigganges wünsche. Denn der Mensch muß sich rühren und nützlich seyn, so lang' er's vermag, wär's auch endlich nur mit schwachen Kräften!" —

Dabei reichte Melchior den verstummenden Kindern freundlich di: Hand; Mutter Rosine aber hing sich an ihn, und ob auch sie schwieg, die Thränen in ihren Augen sagten deutlich: mein Alter thut recht und wohl!

---

# Sagen und Mährchen.

# Severin's Neujahrstag.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 1561, als in der Kirche zu Solingen eben Frühmesse war, trat Martha, einziges Töchterlein des Waffenschmieds Peter Dieters, aus der Kirchenpforte, und stieg die Stufen vor dem Gotteshause hinab, sich ängstlich umschauend und den Athem anhaltend, um zu lauschen. Drinnen aber erklang zu den erschütternden Orgeltönen der Gesang der Gemeinde:

„Das Kindlein ist geboren
Zu aller Menschen Heil,
Du gehest nicht verloren,
Hast Du an ihm nur Theil.

Und hielte dich umfangen
Der Hölle dreifach Erz:
Zu Gott heb' im Verlangen
Dein sündbelad'nes Herz.

Dann wird den Vater bitten
Sein heil'ges Martyrkind;
Und was du auch gelitten,
Es wird dir wohl und lind.

Ist Gnade doch den Sündern
Vom Vater nicht verwehrt,
Der nach gefall'nen Kindern
Am meisten ja begehrt."

Martha stand auf dem Kirchhofe und ließ während des Gesanges das Haupt sinken; bald aber hob sie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenstern noch hell hernieder leuchtete, und sprach betend: „O du mein allmächtiger Gott, du weißt es ja, wie meine gute Mutter auf ihrem letzten Lager Severin's Hand in die meine legte und leise zu uns sprach: Haltet aneinander in Zeit und Leid, denn ich fühl' es in mir, ihr seyd für einander bestimmt. Tritt euch aber das

Unheil entgegen, so harret aus; der Liebe Gram macht sie uns noch um eins so lieb! — Du, mein Vater im Himmel, das Unheil und der Gram sind gekommen, sollt' ich nun nicht thun, wie mir die Mutter geheißen?"

„Martha, Martha!" flüsterte es jetzt hinter dem Hollunderstamm, der seine kahlen und beschneiten Zweige von der Kirchenmauer gespenstig ausstreckte.

„Bist Du es, Severin?"

„Ja wohl, ich harrte Dein schon am Grabe der Mutter!"

„Ich komme!" sagte die Jungfrau; „der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die heilige Messe verließ, um von Dir zu hören, was mein Vater gestern Abend Dir geantwortet hat."

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuz im Winde rauschten, und Severin begann das Gespräch:

„Holde Martha, mach' Dir keine Sünde daraus, daß Du mich hier anhörest; der Herr ist überall, wo nichts Böses geschieht! — und wollt' es sich denn anders thun lassen, daß ich Dich zum letzten Mal spreche?"

„Zum letzten Mal?" entgegnete mit bebender Stimme Martha.

„Nun, erschrecke nur nicht; ich meinte, vor meiner Wiederkehr!"

„Du willst fort?" fragte ängstlicher noch die Jungfrau.

„Du kannst aber heut' auch gar nicht zuhören!" sagte hierauf Severin in mildem, wehmüthigem Verdruß; „und ich habe Dir das Aergste lieber gleich gesagt, damit Du den Trost besser aufnehmest, wenn er auch in etwas hinkt. — Sieh" — fuhr er fort, da Martha schwieg, weil sie ihr stilles Weinen nicht verrathen wollte — „ich dacht' es recht gut zu machen, daß ich gestern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis in unserm Solingen aus allen Fenstern die Christbäumchen leuchteten. Ich meinte, er würde bei Dir seyn, sich auch des Festes freuen an dem Abend, wo Alles zwischen Eltern und Kindern sanfter, liebevoller klingt, da wir jenes Kindes gedenken, das uns aus ewiger Noth errettete. Auf mein Fragen erfuhr ich aber von Eurer guten Haushälterin Hedwig, er sey noch immer beschäftigt in seinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenschmiede. Da pflegt er freilich stets unwirsch zu

seyn, wenn Einer ihn stört, aber ich hatt' es Dir versprochen, an dem Tage mit ihm zu reden, und so ging ich hinein. Wie ich ihn nun vor mir sah mit dem finstern Blick, der schon lange auf seinem Antlitz haftet, verging mir Muth und Gruß, und da er nun barsch fragte: was wollt Ihr noch so spät, Severin? — fiel mir nichts ein als unser Gesellen-Spruch, so daß ich sagte:

In echtem Stahl die echte Klinge,
Bei halber Müh' die ganze Kunst! —
So grüß' ich; prüft nun, was ich bringe,
Und schenkt mir, Meister, eure Gunst!

Es war ein saures Lächeln, mit dem er mich jetzt ansah, und fragte: „Seyd ihr doch seit vier Jahren in meiner Werkstatt, was soll mir nun der Spruch?" — aber seine Züge waren doch etwas anders als sonst, und so faßt ich mein Herz zusammen in den Worten: „Meister, ich bin noch lange nicht so lange bei Euch, als ich bei Euch seyn möchte, aber ich halt's nicht aus, wenn Ihr nicht endlich mir Euern Segen gebt und sprecht: Geht wieder zu meinem Mädchen, ich will Euch

zum Eidam annehmen!“ Ich wollte nun noch viel mehr sagen, von Dir, Martha, von der seligen Mutter, aber er schoß mir gleichsam die Worte von der Zunge weg mit dem schwersten Nein, das mir in meinem Leben erklungen. Da er mich nun sehr betroffen sah, fügte er hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenschmied und ihm ein werther Gesell sey, wenn er auch meinen Umgang mit seiner Tochter und den Calvinisten nicht leiden möge.“

„Hab' ich's Dir nicht gesagt?“ unterbrach ihn Martha; Severin aber schüttelte den Kopf und erwiederte: „Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenschmieden um, die aus ihrer Vaterstadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei freilich Aug' und Ohr nicht schließe und zuweilen denke: wenn die Sonn' aufgeht, verdirbt wohl der Reif am Stamm, der so schön aussah; aber der Stamm bleibt stehen und das Flimmernde muß fort, damit er innen fruchtbarer werde — wenn ich das auch denke, dennoch will ich leben und sterben als ein guter katholischer Christ; ich fühle mich nicht stark genug, um Gott gegenüber meinen eignen Gedanken zu folgen. Das sagte ich Deinem Vater und er schlug's nicht in

den Wind, sah aber eine Weile starr vor sich hin, wie Einer, der mit sich selber einen Streit ausmacht; endlich warf er mit starkem Athemzuge die Brust heraus und sagte: „Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut Ihr auch bei'm Amboß seyd!“ — Das befremdete mich und machte mir warm, so daß ich rief: „Wenn mein Glück vom Amboß zu holen ist, so gebt's nur immer in meine Hand, Meister, ich lass' es Euch wahrhaftig da nicht liegen!“ — Er aber lachte fast höhnisch auf und entgegnete: „Nun, so wißt denn kurz und gut: Ich bin ein verarmter Mann! Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei kostspieliges Versuchen wollt' ich das Geheimniß zur Fertigung der Damascener gewinnen, es ist mir aber mißglückt, und doch hab' ich mich schon gerühmt, ich würd' es leisten! Ich brauch' einen reichen Eidam, um vielleicht auch dessen Gold durch den Rauchfang zu jagen, denn nicht leben will ich, soll ich's mit Schande thun!“ — Und dies sprechend, wandt' er das Auge wieder von mir, und stierte den Boden an. Ich stand denn auch da, unruhig und sinnend; jetzt aber noch möcht' ich Gott fragen: ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem

Meister schaffen, daß er des Geheimnisses kundig würde, wenn er mir dagegen seine Tochter verspräche; und wie nun Herz und Hoffnung beredt sind, stellt' ich ihm vor, ich wolle gen Damaskus ziehen, und dort so lange den Klingendienst treiben, bis ich den Türken ihre Kunst abgelernt hätte, dann aber zurückkehren und sein Eidam werden. Da zuckt' ihm wieder ein unreifes Lachen um den Mund, wozu ich dann die Worte hörte: „Nun so zieht gen Damaskus, ein Jahr lang will ich Euch meine Martha aufheben; habt Ihr dann Euer Wort nicht gelöset, so bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt Ihr aber weiter keinen Verkehr, und nun schlaft Euch Kräfte zur Reise!" — So mußt ich denn gehen und stahl nur noch die Gelegenheit, der Hedwig zu sagen, daß ich Euch hier sprechen möchte."

Dies Alles hörte Martha betrübten Herzens an und reichte jetzt dem guten Severin die Hand, mit unterdrücktem Schluchzen ihm vorwerfend: „Mußtest Du denn Alles zum Aeußersten treiben? — nun willst Du fort!" —

„Ja und das gleich!" redete Severin dazwischen, ihre Hand festhaltend; „dort liegt mein Ränzel und von hier aus wandre ich zur Straße,

die gen Damaskus führt. Ein Jahr ist rasch vorüber, und was ich versprochen, ist langsam zu thun. Leb' also wohl, gute Martha, gedenke mein und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen lasse; sollt' ich aber nicht zurückkehren" —

Hier brach ihm die Rede, so daß eine Pause entstand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig gesprochenen Worten: „Gott segn' Euch, und lass' Euch bei einander!" und dazu legte ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit schwarzem ritterlichen Festschmuck, seine Rechte auf die Hände der Liebenden. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angesicht an Severin's Schulter.

„Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau!" sagte der Fremde; „Worte und Blicke, die Euch furchtbar seyn könnten, liegen längst hinter mir. Für Euch aber, junger Gesell, hab' ich Hülfe; am Sylvester-Tage, wenn — dem Himmel sey Dank! — wiederum ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, an dem Strom der Wipper entlang und in den Wald hinein, bis ihr die Fackel auf einem

Thurm seht. Dort rufet den Namen: Johannes, die Pforte wird sich aufthun und ich werd' Euch die Reise gen Damaskus unnöthig machen."

Severin sah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geisterhafter Anblick war, bedenklich an, ehe er fragte: „Seyd Ihr ein Waffenschmied, Herr?"

„Ein Waffenschmied?" entgegnete Jener; „wohl hab' ich mein Lebelang Waffen geschmiedet wider mich selber, ich fühl' ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen stumpfen Tag gewinne. Du kommst?"

„Verzeiht, Herr!" begann Severin verlegen; der Fremde aber fuhr trotzig auf: „Nun, so laß es, Thor!" Doch, sich vor die Stirn schlagend, setzte er begütigend hinzu: „Nein, laß es nicht! — zieh' nicht von Deiner Liebe; Dein Ziel ist weit und der Menschen Gunst hat kurze Weile. Willst Du Dein Glück ergreifen, hast Du Muth —!"

„Ihr zweifelt doch nicht an meinem Muth?" rief gekränkt der Jüngling.

„Nun, so komm zur rechten Stunde!" Mit dieser Rede wandte sich der Fremde, und heftig rief ihm Severin nach: „Ich komme!"

„Was hast Du gethan?" fragte Martha entsetzt; Severin aber antwortete: „Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen!"

Eben zog die andächtige Menge wieder heim aus dem Gotteshause, und Martha, ihrem Geliebten zuflüsternd: „Noch einmal muß ich Dich sprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführst!" schloß sich an Hedwig, die darum wußte, daß sie mit ihrem Trauten ein Gespräch gehalten. Severin aber nahm sein Ränzel und schritt gedankenvoll wieder in seine Herberge.

In den nächsten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwiespalt mit sich selber seine calvinistischen Freunde, besuchte die Kirche in den Festtagen, sich berathend im Gebet, und verstohlen wechselte er hier ein Wort mit Martha, die in kaum zu beschwichtigender Unruhe mit Bitten und Blicken ihn von dem gefährlichen Gange abzumahnen suchte. Er aber beharrte bei seinem Entschluß, und es fügte sich nicht, daß er nochmals der Geliebten sein volles Herz ausschütten konnte; von Hedwig vernahm er nur, daß

Martha niedergeschlagenen Sinnes und scheu, wie eine Kranke, im Hause umherwandle. Er ging auch mehrmals am Tage den bezeichneten Weg nach dem Walde, konnte aber den Thurm nicht finden und begann zu glauben: der Alte habe ihn getäuscht.

„Aber mein Wort halt' ich doch, zur bezeichneten Stunde!" sagte er dann zu sich selber, wenn er sich wieder zur Stadt wandte.

Und am Sylvester-Abend, als die Glocke von dem Thurme die neunte Stunde verkündete, da nahm er nichts mit sich, als sein Cruzifix, und stand dann lange vor dem Hause des Meister Dieters; obwohl er nun zuweilen dessen Stimme im Gespräch mit Martha zu hören glaubte, ward doch Niemand sichtbar, so daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht; die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, sah aus, als hätte sie sich festlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem trostgetreuen Blau hernieder, die armen Wandrer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernst seines Weges, Gott und seinen Schutzpatron anrufend.

Dennoch ward ihm die Brust enge, als er endlich den Thurm vor sich sah, den er am Tage zu finden sich vergeblich bemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen stand er da, hinaufschauend zu der Fackel, die ihren düstern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die Stimme versagte ihm mehrmals, als er den Namen „Johannes" rufen wollte. Sich zusammen raffend, legte er endlich sein Cruzifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name, aber der vielfache Widerhall machte ihn in dieser nächtigen Oede abermals schaudern.

Die Pforte that sich auf und ein „Willkommen!" tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemach, zu dem eine Stiege hinan führte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte und ihn näher rief. Lichter gekleidet wie damals, das graue Haupt aber auch ganz entblößt, hielt er ein großes Buch im Arm. Weiter zurück stand allerlei Geräth, auch einen Ambos gewahrte Severin, so wie Alles, was zum Waffenschmieden dienen konnte.

„Tretet näher!" sagte der Alte düster, „und geht an's Werk, es soll rasch gethan seyn!"

Severin zögerte noch, endlich fuhr's ihm heraus: „Herr, ich bin gekommen, damit Ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beschuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht in Sünden erkaufen; sprecht also: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder —?"

Er wagte nicht, weiter zu sprechen, denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er dann wie in einem Anflug von Wahnsinn sprach:

„Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wissen für die Feuer-Taufnamen des Satans? Auf unsern dürftigen Planeten sind sie freilich jetzt noch wenig nutz, aber seine trügerisch festgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber so tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er steigt und steigt, bis der rechte Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, rufet bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, ist der tödtlichste Feind des Geistes, und alle Gedanken sind dann

ein nichtiges Chaos, oder sie sind die Wucht aller Lasten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig lassen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklcher Euch Euer Glück bietet? — greift zu, in wessen Namen Ihr wollt, mir ist das und Alles gleich! — Doch, wie könnt Ihr fassen, was mir selbst entging; schmiedet also Eure Waffen im Namen Gottes!" — Dabei ergriff er einen Stab und schlug in die Kohlenmasse auf dem Herde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte er nun dem verstummten Lehrlinge: wie er durch Benutzung der Elemente seinen Zweck erreiche, so daß eine der schönsten Damascener-Klingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

„Wollt' Ihr's nochmals üben?" fragte der Alte — doch Severin entgegnete: „Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das hab' ich sicher für alle Zeit. Doch wie soll ich nun danken, und wer ist es, den ich im Gedächtniß als meinen höchsten Wohlthäter bewahren muß?"

„Verleugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken schlauer Thoren und thörigter Kinder, verhaßt mir selbst, weil ich mich hoch über das Gefühl stellte und nun dennoch fühle! Ich heiße Johannes Faust! Zittert nicht! Die Menschen zählten mich schon zu den Todten, zu früh und dennoch zu spät! Zieht hin zu Euren beschränkten und darum seligen Hoffnungen! Ueberhebt Euch nicht in Eurem Sinnen und haltet mit treuer Sorge an Euren nächsten Pflichten, zu denen das Herz Amen sagt. Das Herz ist kein Nebending! — Die Weisesten meinten, es sey vergänglich, die Seele allein dauere — glaubt es nicht! Das Herz hat seine eigene Seele, und wehe dem, der sie diesseits des Grabes vergeudete, sie in wilden Gluthen und in kalten Schwüren und Thaten hetzte, daß sie mit in die Adern strömte und er nun aus kaltem Herzen und heißem Blute sich den Fluch erzeugte, der immerdar seinen höchsten Gedanken zerreißt. Geht mit Eurem Gott und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürft, die Jedem immer so nah ist, daß er sie von sich stoßen kann. Ach, der Mensch vermag viel, wenn er nicht mehr will als er ver-

mag, und nun das Uebermaaß seiner Wünsche über ihn zusammen stürzt!"

So sprechend schlug Johannes Faust mit seinem Stabe in die Flamme; Rauch und Dampf ballte sich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er sich entsetzt schüttelte, wie aus schwerem Traum erwachend, obwohl die Klinge in seiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte.

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als er wieder in seiner Herberge eintraf und mit freudigem Schreck dort den Meister Dieters und seine liebliche, jetzt aber todtenbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt und in ihrer steigenden Angst nicht eher geruht, bis Jener ihr folgte, zu schauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete sein Abenteuer so gut er's vermochte, und reichte dem Meister Dieters die Klinge hin, versichernd, er wolle ihm nun Tausende gleich dieser fertigen.

Der Meister nahm bebend die Klinge, und als er sie betrachtete, wechselte in seinem Angesicht die Flamme des Zornes mit der Blässe des

Neides, und wüthend rief er aus: „Hab' ich meine besten Jahre vergeblich daran gesetzt, das Geheimniß zu suchen, damit ich nun sehe, wie ein tückischer Kobold Dem, der sich noch gar nicht darum mühte, das übergiebt, was mir mein Gold raubte und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf scheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper steh' ich vor Dem, der mein Meister ward durch ein zudringliches Ungefähr!"

Mit den weichsten Worten strebten Martha und Severin, ihn zu beschwichtigen, doch in Dieters glühte es immer unbändiger auf, bis er zuletzt sprach:

„Ihr wolltet gen Damaskus ziehen und thatet es nicht, ich bin meines Wortes quitt. Aber ich werd' es halten, wenn Ihr mir Eines schwört! Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte, nimmer aber ertrag' ich's, in meiner Werkstatt solche Klingen verfertigen zu sehen. Bevor ich die Augen geschlossen, darf Keiner in Solingen mit dieser Kunst prunken; ja, nur Eurem Sohne sollt Ihr sie dereinst mitgeben und

er mag den Ruhm dieser Wissenschaft haben. Schwört Ihr das?"

„Ich schwör' es!" sagte Severin und reichte seiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft, wenn in drangvoller Zeit er sich durch sein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, stand er am Amboß, im Schweiße des Angesichts sein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha, nach dem Tode ihres Vaters, rieth: sich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu lassen, schüttelte er sein Haupt nnd arbeitete nur rüstiger, in dem Bewußtseyn, jeder Verlockung widerstanden zu haben. Sein ältester Sohn, nach dem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihm der Vater die so redlich für ihn aufbewahrte Kunst; der Sohn ward die Stütze seiner Eltern, um die in ihren alten Tagen sich der Reichthum ausbreitete.

Die Geschichte nennt nun den Peter Simmelpuß — dies war Severin's Familienname —

als den Ersten, der in Deutschland Damascener-Klingen fertigte; von dem Thurm an der Wipper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer konnt' ihn je entdecken.

---

# Das Mährchen vom Sack.

Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts lebte in seiner stattlichen Burg Ritter Otto von Ebeleben und hatte der Besitzthümer mehr noch in Thüringen. Er war ein junger, wohlwollender Herr, der gar bald lustige Freunde um sich sah, die ihm viel von seinem Gut abnahmen und verzehrten, so daß er zwei Herrschaften schon verpfändet hatte und nur noch die dritte sein nannte.

Nun merkte er wohl, daß seine Freunde schlimme Feinde waren, und des wüsten Lebens satt, wußte er sich doch nicht zu beschäftigen; denn er verstand nur zu turnieren und zu jagen

was ihm, da er jetzt in sich schaute, nirgends genügen wollte.

Grämelnd saß er da oft auf seiner Burg und sann, bis ihm endlich einfiel, er wolle ein Berggräber werden und mit den Schätzen der Erde seine verpfändete Habe wieder einlösen. Er ging spähend zu Wald und Berg, und schlug eines Tages mit dem Schwert an das Geklüft einer Höhle, zu der er eingedrungen, zuvor aber Büsche und Schlingkräuter, die ihm den Weg erschwerten, zerhauen hatte. Da fand er sich plötzlich rings von mürrischen Zwergen umstanden, und deren König redete barsch, wie er's eben vermochte, ihn also an:

„Wer gab Dir das Recht, mein Reich zu schänden?"

Ritter Otto antwortete etwas mürrisch, und zeigte Lust, sich der Zwerge mit dem Schwert zu erwehren; diese nun umdrängten ihn bei schallendem Gelächter, und er fühlte mit einem Mal so große Last auf seinen Schultern, daß ihm die Waffe entfiel und er sich nicht zu rächen vermochte, wonach der Zwerg-König sprach:

„Wohl weiß ich, daß du gern arbeiten und schaffen möchtest, und doch an Ungeschick leidest. Mich ehrlich zu rächen für den mir zugefügten Frevel, beglück' ich dich damit, daß du fortan diesen schweren Sack tragest und mit ihm die Länder durchpilgerst. Er enthält Alles, was die Welt begehrt, und du kannst, die Last dir zu erleichtern, Jeden herausholen lassen, was er sich wünschet. Entledigt wirst du seiner jedoch nur, wenn du dich selbst siehest, gewünscht von Dem, was du wünschest."

Bei abermaligem Gelächter trieben die Zwerge ihn hinweg aus der Höhle, und der Ritter, kaum seiner Sinne mächtig, keuchte unter der Last davon.

Jener Worte eingedenk, sprach er nun Alle, die ihm begegneten, an, daß sie ihrer Herzen Wunsch sich erfüllen möchten mit einem Griff in den Sack. Da nahmen Ritter und Reisige sich Turnierpreise und Ehrenzeichen heraus; Mönche Krummstab und Bischofsmütze; Studirende den Doktorhut, Geizige Gold, Weiber Putz und Lie-

beszeichen, und fast immer waren es Eitelkeit und Habsucht, welche die Wünsche erregten.

Der Ritter aber erkannte mehr und mehr das Nichtige in der Menschen Begehren, und wenn auch die Last durch Gewohnheit und die Begier der Andern sich schwächte, ihm ward innen nicht leichter, obwohl er doch, wenn er am Tage durch die Macht seiner Verzauberung umgetrieben worden, auf minder weicherem Lager als sonst stärkenden Schlaf fand.

Weiter und weiter zogen ihn indeß Wehmuth und unerklärbare Sehnsucht, und sie legten über seine männlichen Gesichtszüge immer mehr der duldsamen Milde.

So war er an die Ufer des Neckar gekommen und in die Nähe von Heilbronn. Da begegnet ihm eines Tages im Walde ein Mägdlein, von einem alten Diener begleitet, und wie er ihr auch wollte seine Zauberwaaren empfehlen und auf sie hinschaute, war's, als spreche ihn sein Glück an aus diesen Zügen. Doch verschloß es

ihm fast die Lippen, und er sagte endlich nur: „Gelobt sey Jesus Christ!" — wonach die Jungfrau verschämt und leise erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!" Und nun ging sie und suchte heilende Kräuter, welche der alte Diener dann trug.

Nächsten Tages war Otto wieder an derselben Stelle und so Tag für Tag, und die Jungfrau kam auch und grüßte ihn züchtiglich. Er weilte dann, seine Last stützend, gedankenvoll in ihrer Nähe und wußte sich selbst nicht zu verstehen; wenn aber das Mägdlein ausblieb, schien ihm auch der letzte Muth gesunken.

Einsmals sprach ihn der alte Diener an, und da bat ihn Otto: er möge nach seines Herzens Gelüsten sich eine Gabe aus dem Sacke nehmen. Der Alte griff hinein und zog einen festen Stab heraus, an welchem als Knopf ein schönes Engelsköpflein geschnitzt war, freute sich auch dessen überaus, indem er sagte: daß er solch eine feste Stütze für seine letzten Jahre sich gewünscht habe und sie sehr wohl brauchen könne.

Von dem dankbaren und geschwätzigen Diener erfuhr nun Otto, daß Beata die einzige Tochter des berühmten Doktors von Alxinger in Heilbronn und selber sehr in Wissenschaften eingeweiht, auch an Frömmigkeit ein wahrhaftes Kind Gottes sey, wonach dem trübseligen Ritter das Herz aufging und er die Bitte nicht verhehlte, daß Beata von ihm ebenfalls eine Gabe nach ihrem Wunsch empfangen möge.

Der Alte schmunzelte und meinte: es würde sich ja fügen. Er mochte wohl der Jungfrau ein gut Redens von dem wunderbaren Manne gemacht haben, der aller Menschen Wünsche bei sich führe; denn nach ein Paar Tagen zögerte die Jungfrau, an Otto vorüberzugehen, so daß dieser endlich mehr mit Zeichen als Worten sein Anliegen kund gab.

Gesenkten Blickes streckte sie ihre schöne Hand aus und zog sich — das getreue Bild des Ritters Otto von Ebeleben; da war im Nu die Last von ihm genommen und heilige Töne umklangen ihn, daß er tief bewegt der Jungfrau zu

Füßen sank. Die aber stand hoch erglüht und bebend vor ihm, bald das Bild, bald ihn betrachtend, und als der Ritter nun endlich Fassung gewonnen, erzählte er Beaten, was ihm früher und mit den Zwergen geschehen, daß nun Beide erkannten, wie das Walten Gottes sie zu einander hingezogen, und bald führte der glückliche Ritter Beaten von Alxinger als Hausfrau heim nach seiner Burg.

Wie ein anderes Leben war nun da! Beata brachte viel des Wissens mit, und Otto war voll Freudigkeit als ihr gelehriger Schüler; die Schätze des Geistes thaten sich ihm auf, und seiner Wißbegierde ward die Zeit immer kürzer und viel zu kurz. Er lernte sein Gut geschickt verwalten, so daß ihm der Boden zehnfältig zurückgab, was er ihm als Saat anvertraute; nach wenigen Jahren schon lösete er, voll des heißen Dankes für das errungene Glück, die verpfändeten Herrschaften ein, und seinen Kindern gab er noch reichere Güter, indem er sie lehrte, das Glück aus sich selbst in der schaffenden Thätigkeit zu finden.

Das ist der wahrhaft dauernde Inhalt des Lebens, uud wer ihn nicht zu erkennen und zu fassen vermag, der bleibt ein Sackträger bis an die Schwelle seines Grabes, ohne daß er weder die Wünsche Anderer, noch seine eigenen zur Erfüllung bringen kann.

---

# Der Kampf des Humanus Magnus um Reinholde Veritas.

Es war in einer mondhellen Sommernacht und zwei Elfen fuhren auf einem Grashalm, der auf dem Rhein schwamm, spaziren. Der eine hieß Blick, weil er Vieles rasch durchschaute, der andre hieß Glimm, weil seine Augen das Dunkel beleuchteten, und, wenn er wollte, Funken sprühten. Diese Elfen konnten gar herrlich im Reigen tanzen, in holden Tönen sprechen, und liebten Beides mit Leidenschaft.

Eben kamen sie an einen Strudel, wo das Wasser des Rheins einen Ring und Trichter bildete, so daß der Grashalm mehrere Male in die Runde trieb, in den Trichter zu stürzen und so

die kleinen Elfen wegen eines neuen Fahrzeuges in Verlegenheit zu setzen drohte, als aus einer Höhle hoch von dem Felsen eine Rose gerade auf die Schwimmer niederfiel.

Die Bewegung des Wassers, welche durch den Fall entstand, schnellte die spinnewebeleichten Elfen empor, und als sie wieder hinabsanken, fielen sie Beide in die duftenden Rosenblätter hinein.

Nur eine kurze Zeit irrten sie unter den Blättern der schwimmenden Rose umher, ohne sich zu finden, endlich sah Blick die leuchtenden Augen Glimm's durch die Wand eines Rosenblattes hindurchschimmern, und bald lagen sich die Freunde fröhlich in den Armen und sprachen von ihrem herrlichen Abenteuer und von ihrem neuen Fahrzeug, der Rose.

Darauf begann Glimm: „Theures Blickchen, ist es Dir gefällig, unsere Fahrt für heute einzustellen, so wollen wir einmal Denjenigen aufsuchen, der uns die Rose zugeworfen; denn mir ahnt, sie komme von einer lieben Hand.“

„Schön Glimmchen", antwortete Blickchen, „wie kannst Du nur fragen? weißt Du doch, daß Dein Wille der meine ist."

Bald hatten sich die Elfen ihre Flügelchen getrocknet, und nachdem sich Jeder durch einen Trunk aus einem Thautropfen, der in der Rose lag, erquickt, flogen sie auf und davon.

Als sie in der Nähe der Höhle waren, aus der die Rose gekommen, hörten sie zu ihrem Erstaunen eine schöne weibliche Stimme in schmelzender und wehmüthiger Melodie singen:

„O Mondlicht, glänzender silberner Rhein,
Fließ' hin zum Schlosse von Königsstein,
Und klage dem theuren Geliebten mein,
Daß hier ich gefangen bin.
Mich hat gefesselt der Gnomen Graus,
Da send' ich als Schaar der Boten aus,
Die Seufzer mit treuem Sinn.

O glänzender Rhein, in dein Wellengrab
Warf ich die sprechende Rose hinab;
Und wem ich sie voll Vertrauens gab,
Der trägt sie zum Königsstein.
Dort sieht er meinen Helden nah'n,
Bringt ihm die Rose, daß sie ihn mahn',
In Liebe mich zu befrei'n."

Die Stimme klang so hehr und süß in die Mondnacht hinaus, daß die beiden Elfen vor Wehmuth vergehen wollten; da flogen sie nun ohne Säumen durch die Oeffnung zur Höhle hinein und auf den Schooß der traurigen Sängerin.

Bald hatten sie sich mit der frommen Reinholde Veritas verständigt und ihr Geschick erfahren. Sie war, mit Hülfe der Streiter für Bann und Acht, von dem Riesengnomen Terror-Terrarum geraubt worden, dessen Buhle sie nicht werden mochte, weil er so falsch ist, und weil sie den Liebsten, den Ritter Humanus Magnus vom Königsstein, nicht vergessen kann. Hundert Jahre, so hat der wüthende Terror geschworen, werd' er sie hier gefangen halten, nach dieser kurzen Besinnungszeit, wenn sie auf ihrem Entschluß beharre, wolle er sie zu Stein verfluchen. Schon viele Ritter gedachten sie zu befreien, aber hatten sie alle Gefahren, die ihnen drohten, überstanden, dann kamen die beiden Wächter der Höhle: Graus und Richer, die zwar den echten Ritter nicht berühren dürfen, aber von denen der Erste so viel Entsetzliches anzurichten

wisse, daß selbst der Mannhafteste einen Schreckensruf ausstoßen muß; wer aber auch diesem widersteht, der kann dem andern Wächter Richer nimmer widerstehn, der so viel drollige Possen reißt, bis selbst der ernsteste Ritter in Lachen ausbrechen muß. Bei jedem einstimmenden Laut aber, den ein Mensch hier ausstößt, bleibt er sogleich versteinert stehen.

Die klagende Veritas, die dies Alles den Elfen erzählte, zeigte ihnen nun eine große Reihe der Ritter, die versteinert am Eingang dieser finstern Höhle lagen, und als sie ihren Bericht schloß, weinte die Jungfrau so, daß die Elfen ihr Hülfe zusagten und dem Ritter Humanus Magnus mit Rath und That beizustehen versprachen.

Wie Reinholde Veritas erwartet hatte, dachte ihr geliebter Held an nichts als an seine seit lange verschwundene Geliebte, und schnell war er gerüstet, als ihm die Elfen die Nachricht von ihr brachten. Wohl wissend, welch einem harten Kampf er entgegen ging, waffnete und bepanzerte er sich vom Kopf bis zu den Füßen und folgte den Elfen in's Gebirge am Rhein-Ufer, um den bewachten Eingang zur Höhle zu erfragen.

Der Finger Gottes in der Natur zeigte den Wanderern den Weg, und bald kam der Ritter an einen schwarzen steilen Felsen, zu dem hinauf sich kein Zugang entdecken ließ.

Eben war er im Begriff, muthig die steile Felsenwand zu erklettern, als plötzlich ein Gnome zwischen seinen Beinen stand, und sich an seinem Panzerkleide festhielt. Hierauf begann er zwischen den hohlen Fingern zu pfeifen, daß der gellende Klang fast betäubend auf den Ritter wirkte. Der Ton schrillte durch das ganze Gebirge wieder, und von oben herab begann ein Regen verwitterter Felsen, mit solcher Macht dahingeschleudert, daß die Funken bei jedem Sturze umherstoben.

Der Ritter indessen stand ohne Furcht da, und dies war Ursache, daß ihn kein Wurf verwunden konnte. Die Elfen Blick und Glimm aber waren am meisten Ursache seiner Furchtlosigkeit; diese schwachen Geschöpfe hatten sich unter die Stahlhaube des Ritters geflüchtet und hielten in diesem Toben sowohl die Ohren wie die Augen des Ritters geschlossen, indem sie ihm Muth zuraunten und ihn versicherten, daß dieser Felsenregen ihnen wohl zu statten kommen würde.

Als nach einiger Zeit die Gnomen die Standhaftigkeit des Ritters bewundert hatten, hielten sie mit dem Schleudern ein und es erschien plötzlich der Gebieter und König: die Terror-Terrarum-Majestät.

Es war ein Gnome, bestehend aus zwei Hopfenstangen statt der Füße, aus einem dünnen Schiffsmastbaum statt des Leibes, aus zwei langen Stangen statt der Arme, an deren Enden fünf eiserne Griff-Haken die Finger bildeten. Der Kopf sah aus wie ein unbändig großer hohler Kürbiß, auf welchem Moos und Schwämme aller Art statt der Haare wild wuchsen. Die ganze Gestalt aber war mit Mönchs-Kutten, Hexenkram und Teufels-Spuk umfangen.

„Verwegener!“ begann Terror-Terrarum mit einem Wüthen, welches so durch die Felsen rollte, daß der nahe Rhein in niegesehene Wellen aufschäumte: „Du sollst bald deine Frechheit büßen.“

Bei diesen Worten streckte er dem Ritter ein Bein entgegen, um ihn mit demselben hoch in die Luft zu schleudern. In demselben Augenblick aber ergriff Humanus Magnus einen

herabgeregneten Fels und hielt ihn so vor sich, daß nur diesen der grimmige Gnomen-Fürst traf und ihn hoch in die Luft schleuderte, wo er allen Blicken entging. „Eilt rechts fort!" rief Blick dem Ritter in's Ohr, dieser that es, verfolgt von Terror-Terrarum; aber eben, als ihn dieser erreicht hatte, fiel, wie der kluge Elfe Blick berechnet hatte, der Felsen gerade nieder, und sein eigen Werk stürzte auf den Kopf des Unholds, woselbst er viel struppiges Unkraut niederriß und endlich liegen blieb.

Terror-Terrarum wankte betäubt, und der Ritter versetzte ihm rasch mit seinem guten Schwert einen Schlag, worauf ihm ein Fuß abflog. Während der Mann der Finsterniß auf einem Bein heulend davon humpelte, eilte der Ritter zwischen den Felsenwänden muthig zur Höhe. Aber Fledermäuse, fliegende Schlangen, Nattern und alles Ungethüm, das sich gern verkriecht, bis sich irgendwo schaden läßt, schwirrten aus ihren Modersitzen um ihn her und mehrten sein Entsetzen; doch die beiden Elfen unter der Stahlhaube sprachen ihm immer Muth zu, und obgleich mit jedem Tritte in Lebensgefahr, hatte

der Ritter doch bald die Stätte erreicht, wo der Eingang zur Höhle war.

Jetzt änderten die klugen Elfen ihre Plätze. Glimm kletterte auf die Nase des Ritters und setzte sich auf die Spitze, während Blick in den Schnurrbart kroch und dort ein Haar ausriß.

In diesem Augenblick sprang Graus herbei und stieß einen Schrei aus, der Menschen auf Meilen weit hätte betäuben können. Der Ritter war fast erstarrt nnd wollte laut aufschreien, aber der kluge Blick nahm das Schnurrbart-Haar und kitzelte damit dem Ritter die Nase, so daß er vor Jucken fast gelacht hätte. In diesem Angenblick stellte sich Graus lang auf die verkrüppelten Füße und spie eine Feuerfluth nach dem Angesicht des Ritters; aber der kluge Glimm sprang die gebogene Nase hinauf und hielt dem Ritter die Augen zu, so daß er uichts sehen konnte.

Da verwandelte sich plötzlich Graus in einen großen Basilisk und öffnete den Rachen, um den Ritter zu verschlingen. Aber Glimm sprang dem Ritter auf's Genick und zupfte ihn am Haar, so daß sich dieser rasch umdrehte, und der grauenvolle Anblick ihm auf so lange entging,

bis er seine Geistesgegenwart wieder bekam. So setzten die klugen Elfen ihr Spiel fort, bis der entsetzliche Graus, in Verzweiflung, den Ritter nicht zum Schrei der Furcht gebracht zu haben, sich das Gehirn in Wuth an den Felsen zu zerschlagen begann.

Kaum war der Ritter mit diesem fertig, da kam der Gnome Kicher wie eine Ente herangewatschelt, tanzte und verneigte sich mehrere Male vor dem Ritter und setzte sich dann platt auf die Erde nieder. Seine Gestalt war so komisch, daß selbst die Elfen zu lachen anfingen: aber Glimm begann den Ritter so sehr in die Nase zu beißen, daß diesem das Lachen vergehen mußte.

Kicher nahm nun mit sehr ehrbarer Miene eine Prise aus seiner hohlen Hand, drehte sich darauf die unmäßig lange Nase um, so daß die Nasenlöcher nach oben gekehrt waren, schüttete sich den Tabak hinein, stopfte sich die Nasenlöcher mit zwei Schwämmchen zu, und drehte sich diese wieder zurecht, so daß die Schwämme wie ein Paar Schnurrbärte aussahen. Das Alles aber that er so komisch, daß der Rit-

ter fast lachen wollte: aber der kluge Blick zerzauste dem Ritter so stark den Schnurrbart, daß ihm das Lachen verging.

Jetzt nahm Richer seinen Fuß als Tabakspfeife in den Mund, dann blies er mit vollen Backen, als ob er Rauch ausbliese, und zwar that er das so komisch, daß selbst der wüthende Graus zu lachen anfing; aber die Elfen thaten so gut ihren Dienst, daß der Ritter, der fast vor Lachen hätte bersten mögen, keine Miene verziehen konnte.

Endlich fing Richer selbst zu lachen an und wälzte sich wie eine Kugel auf der Erde umher, rollte sich vor Lachen einen hohen Felsen hinunter, und lachte dann von Neuem so sehr, daß er sich im Lachen wieder herauf wälzte. Oben aber ward sein Lachen immer stärker und er purzelbaumte und tanzte kreiselnd in einem fort. Selbst Graus stürzte dabei vor Lachen nieder und die Elfen wollten sich die Seiten halten über die drolligen Gnomen; aber sie thaten so gut ihre Dienste, daß der Ritter ganz ernst blieb und mit Ruhe den langen Gang bis zur Höhle durchschritten hatte.

Da, als er die Pforte öffnen wollte, schrieen **Kicher** und **Graus** in Angst so heftig auf, daß die Felsen zitterten. Mit diesem Schrei, diesem Erschrecken der bisher unbesiegten Wächter war Alles entzaubert; der Ritter stand am Eingang einer prächtigen Halle, **Reinholde Veritas** dankend ihm zur Seite. Viele andere Ritter, aus ihrer Versteinerung erlöst, erkannten und umarmten sich: die Gnomen alle, wenn auch zum Theil mit tückischer Miene, jubelten dem **Humanus Magnus** und der **Reinholde Veritas** als Gebieter entgegen. Tage des Lichtes und der Freude gingen nun der Menschheit auf; **Blick** und **Glimm** aber halten noch jetzt fortwährend Wache, damit **Terror-Terrarum**, der zwar gelähmt aber nicht todt ist, die Uebermacht nicht wieder an sich reiße. —

Aus der alten Ueberlieferung dieser sinnbildlichen Erzählung entnehmen wir auch den Schluß:

„Wird dieser Sage Lehr' und Wesen
Nicht gleich im Geist dir hell und kund,
Magst Du zum andern Mal sie lesen,
Auf daß du findest tief'ren Grund.

Sie ruft auch noch in unsern Tagen
Nach Rittern, die um Possenschund
Nicht Veritas in Fesseln schlagen,
Nein, drohte selbst der Hölle Schlund,
Für Veritas zu kämpfen wagen."

---

# Waltteufel.

In alten Zeiten war ein Mann, der sein liebes und hübsches, wenn auch nicht allzu kluges Weibchen sehr übel behandelte, der sich ein Geschäft machte aus Brummen, Keifen, Schelten und Zanken. Es schien, als habe er gar nichts Anderes gelernt, als solchen Mißbrauch seines Maulwerks, wie es denn noch heut dergleichen Gesellen giebt, die in Nichts Meister werden können, als im Nichtsnutzigen.

Als er nun einmal wieder seine Zunge bis in die Nacht hinein müde gearbeitet hatte, binnen eines Jahres zum Dreihundertundsechsundsechzigsten Mal, denn es war just ein Schaltjahr, schnarchte er endlich zur Abwechselung im Schlaf.

Das arme Weib aber, vor Thränen nicht zur Ruhe kommend, seufzte und betete zu Gott, den Heiland und den Heiligen. Von diesen kam ihr besonders der heilige Christoph in's Gedächtniß, wonach sie flehentlich in ihrer Einfältigkeit ausrief: „O du allerliebster Christoph, du Stärkster unter den Starken, der du die Welt über Land und durch's Wasser trägst und sie zurecht setzest nach deinem gewaltigen Willen, thu' einem unglücklichen Weibe den Gefallen, ihres Mannes wirrschen Kopf zurecht zu setzen. Schaffest du mir einen Wall wider mein Elend, soll's an meinem Dank nicht fehlen; ich gelobe dir, lebenslang alljährlich an deinem Namenstage, auch wenn es Sonnabend und in der Wirthschaft viel zu thun ist, einen großen Kaffee zu geben!"

Einem solchen Bittgesuch, noch dazu von einem hübschen hülflosen Weibe, konnte der heilige und ritterliche Christoph, der selber gar zu gern täglich zwei Halbstündchen hindurch ein Schälchen Kaffee nach dem andern trank, unmöglich widerstehen. Er machte sich vielmehr alsbald bereit, ergriff ein Faß und Stricke, dann seinen Waldstecken, war nach wenigen Augenblicken im

Hause des Brummbärs, wo er sich freilich, wie sehr er sich bücken mochte, an Thürpfosten und Deckenwänden den Kopf etwas zerstieß, was ihn nicht freundlicher stimmte für den schnarchenden Ehemann.

Diesen packt der heilige Christoph ohne Umstände und Vorrede, spundet ihn trotz Zappeln und Schreien in das von den Stricken umwundene Faß, und heidi ging's in's Freie! Dort feuchtete er den Strick an, und nun das Faß in die Höhe werfend, schwingt er den Eingesperrten so kräftig und geschwind im Kreise, daß Alles um ihn her summt und brummt, trillt und schrillt, saust und braust, kollert, dröhnt und rumpelt, bis er von seinen Sinnen nur noch einen unbedeutenden Rest verspürt.

Da unterbricht der heilige Christoph die Schwenkerei, öffnet den Spund und spricht mit einem Baß, wie er heut zu Tage kaum denkbar, viel weniger in der Wirklichkeit aufzufinden ist:

„Wie behagt Dir denn nun Dein nachgeahmtes Wesen, Du bremmelnde Brummbremse und nergelnde Kneifzange in Menschengestalt?

Bitt' um Gnade, oder es folgt eine Fortsetzung meines Vergnügens!"

Der Eingesperrte wußte, obwohl fast athemlos, plötzlich die schönsten Worte zu stammeln, und nachdem der heilige Christoph mit dem Ausruf: „Es ist eine köstliche Erfindung, dieser Spaß!" seinen Gefangenen nur noch ein einziges Mal so recht schwunghaft freudig geschwenkt hatte, entließ er ihn aus der Haft, mit der körnigen Ermahnung:

„Jetzt halte Frieden im Hause, Du krakeelischer Lump, und hilf Dir mit nützlicher Beschäftigung von Deiner gnirrigen und gnaddrigen Laune. Dies Faß aber schenkst Du Deinem Weibe, es soll ihr ein Wall seyn gegen Dich Ungethüm, und Du wirst sorgen, daß es stets in gutem Stande bleibt, damit ich's bequem habe, wenn ich Dich etwa wieder züchtigen und Dein kläglich kleinliches Gebrümmel mit einem herzhaften Brummsturm vertreiben muß!" —

Von da an hatte das immer liebe, wenn auch allmälig nicht mehr so hübsche Weibchen den gefügigsten Mann, und sie nannte das Faß den Wall gegen den Eheteufel, oder abgekürzt: Wall-

teufel, woraus dann endlich Waldteufel und demnach das Spielwerk geworden ist, welches man allweihnachtlich brummen hört, damit die „gnirrigen und gnaddrigen“ Ehemänner an Einen erinnert werden, der ihnen auf unangenehme Art die Unart vertreiben könnte.

Jenes durch den heiligen Christoph glücklich gewordene Weibchen aber, ihr Gelöbniß treulich erfüllend, gab lebenslänglich an jedem seiner Namenstage einen großen Kaffee. Das hatte auch weitere Folgen, denn noch heute wird in den Gesellschaften aller Kaffeeschwestern gar viel von brummigen Männern und deren Bändigung gesprochen, und wir hoffen, daß man dabei nur des heiligen Christoph's, nicht etwa anderer Hülfsmänner gedenkt.

---

Nach

Chroniken und Handschriften.

# F e h d e
# der Magdeburger und Zerbster.

Zur Zeit, als Graf Günter von Schwarzburg Erzbischof von Magdeburg war, ging es daselbst mehr noch als ehdem unruhig zu, und dauerte dieses zweiundvierzig Jahre, genau so lange, als dieser Erzbischof regierte, nämlich von 1403 bis 1445. Ist nicht zu verwundern, denn er war von je an des Unfriedens gewohnt, sintemal eine Rauferei ihm alljährig zur Sommerlust gedienet. Hat auch die Magdeburger Bürger in seinen alten und unaufhörlichen Zwist mit den Zerbstern verwickelt. Günter schädigte oftmals die Lande der Fürsten von Anhalt-Zerbst, und ist's ihnen kein Vorwurf, daß sie nicht mit Glimpf zusahen, sondern Vergeltung übten.

So fiel denn im Jahr 1405 Fürst Siegmund in's Magdeburgische ein mit den Zerbster Bürgern, und obwohl es denen Magdeburgs noch nicht in den Sinn gekommen, den Günter in seinem Hader zu fördern, ward ihnen doch alles Vieh geraubt, dessen die Zerbster habhaft werden konnten.

Das Unrecht wuchs, so man bedachte, daß Letztere den Magdeburgern 8000 Schock Kreuzgroschen schuldeten und nun weder die Stammsumme noch den Zins zahlen wollten, zu welcher Unbill die Zerbster noch Spott dreingaben. Denn weil sie urtheilten, die Magdeburger blieben den Fehden ihres Erzbischofs aus Verzagtheit fern, verschmerzeten deshalb auch den Raub ihres Viehes, ließen sie sagen: was die Magdeburger begehrten, könnten sie sich nicht holen, denn ihre Weiber seyen tapferer mit den Spinnrocken als ihre Männer mit den Schwertern, und das Lauch aus den Gärten zu Zerbst sey in den Fasten mit Geld nicht zu erschwingen gewesen, da es die Magdeburger im Traum zertreten hätten. Bei Denen gedieh der Zorn gewaltig, sie rüsteten Volk aus zu Roß und zu Fuß, fielen am 9ten Ja-

nuar 1406 in den Schmeerwinkel bei Zerbst ein, drangen bis an die Thore, brandschatzten die Dörfer und eigneten sich gleichfalls alles Vieh zu, dessen sie zu erlangen vermochten. Die Zerbster fielen wüthend aus, wurden aber zurückgeschlagen; doch die Angriffe auf die Stadt wehrten sie standhaft ab, und da die Nute, ein geringer Fluß in jener Gegend, plötzlich so anschwoll, wie dies selten erlebt war, lachten die Zerbster, nun durch das Wasser gedeckt, am Tage die Magdeburger aus von ihren Mauern und pflegeten Nachts sorglos der Ruhe, während ihre Feinde nicht Raths wußten.

Eines Tages meldete sich Pius Kötter bei dem Erzbischof und verhieß Hülfe, so man ihm helfen wollte. Er war eines wohlhabenden Fischers einziger Sohn, hatte die Lohgerberei erlernt, von Nürnberg die beste Kenntniß darüber heimgebracht und mit Zuziehung eines Lohmühltriebs großen Reichthum erworben. In eines Schustermeisters Tochter verliebt, verweigerte sie ihm der Vater, der sich das Leder selbsten zurichtete, dies nächstdem für Andere that und mißgünstig auf Pius Kötter schaute, hochfahrend daneben, indem

er bei dem Abweis des Freiers Angesichts seines Töchterleins behauptete: „Die Lohgerberei ist halb Handwerk, ein Schuster wie ich versteht's zu ergänzen."

Pius Kötter verbürgte sich nun dem Günter: er wolle den Magdeburgern über die Nute helfen, so man ihm über sein Herzweh hinweghelfe, empfing auch Zusicherung, so er sein Wort erfülle, wozu ihn noch der Grimm gegen die Zerbster stachelte, die ihm all' sein Vieh weggeführt von seinem Besitzthum vor dem Kröckenthor. Er verband sich mit Fischern, Schiffern und Seilern zu seinem Vorhaben.

In einer dunkeln Lenznacht, in der nur das Wasser schimmernd leuchtete, trug eine Schaar von Männern auf ihren Schultern eine schmale, an 90 Ellen lange, fast wundersam zu beugende Brücke herbei. Sie war mit starken Seilen gezogen, und dazwischen wurden Felle eingefügt, die von Schritt zu Schritt ein Brettlein trugen, auf dem Erd' und Harz gemischt als dünner, doch fester Ueberzug lag.

Pius Kötter und viele von den Fischern und Schiffern waren des Schwimmens kundig, sie

schafften das Ende des Seilganges nach dem jenseitigen Ufer, an der Stätte, wo es zunächst zu erreichen war. Dort wie diesseits wurde an eingekeilten Pflockpfählen Alles so straff gedrillt durch Zuthun der Seiler, daß hierauf Pius Kötter mit den Seinen zuerst hinüber schritt und die Andern sämmtlich ermuthigte, nachzuschreiten, voran die Träger der Sturmleitern. Das geschaarte Fußvolk, sechshundert an Zahl, stand vor den Mauern, als der Tag graute, und drinnen hatten Alle der vermeinten Sicherheit dermaßen vertraut, daß die Magdeburger Herren der Stadt wurden, bevor sich ein Lärm erhob.

Da nahm man jedem Einzelnen jedes Rüstzeug, und die Zerbster mußten jene 8000 Schock Kreuzgroschen mit dem rückständigen Zins zahlen. Die Magdeburger blieben im ersiegten Besitz, bis nicht nur das Lauch, sondern jegliche Gartenfrucht und noch Vieles aufgezehrt und mit Geld nicht zu erschwingen war; ja als sich die Gewässer verliefen, zog das Magdeburger Kriegsvolk nicht eher ab, bis man ihm eine bequeme Brücke erbaut hatte. Anfangs dann, wenn Zerbster auf der

Mauer standen und hinausschauten, fragte wohl Einer den Andern: „Aber wie überschritten sie die Rute?“ — dies ward nachträglich zum Sprüchwort wider Diejenigen, welche überwindbare Dinge als unüberwindliches Hemmniß betrachteten.

Pius Kötter erhielt was ihm zugesagt, außerdem vergütigt, was er aufgewendet: die Zerbster haben's empfunden! — Gar schwer erkauften sie sich die Lehre: der Friedfertigen soll man nicht spotten, denn so sie Missethat und Bosheit langmüthig ertrugen, erheben sie sich letzlich mit Schärf' und Beharrlichkeit. Da geschieht dem guten Recht genug und leider meist auch Etliches sonder Gebühr bitterlich darüber hinaus, weil man Böses mit Bösem arzeneiet, so es sich mit der Nachgiebigkeit nicht vollbringen ließ. —

Solches hat sich zwischen den Magdeburgern und Zerbstern hin und her — denn Letztere zeigten bald wieder frischkühnen Muth — in nachmaligen Tagen noch mehrmals erwiesen, bis es

im Jahre 1407 zur Verträgniß zwischen den Bürgern kam und beide Städte an ihren Schädigungen die Kosten des Unfriedens hoch anzuschlagen hatten.

---

# Die geflüchteten Kinder.

Es war zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, als Ritter Niclas von Wilsperg aus seiner Burg am Neckar nach dem gelobten Lande zog, wie man meinte, um manche Sünde gegen seine erste Hausfrau abzubüßen. Konnte dies auch daheim haben, denn er ehelichte seine ehemalige Buhlin, Barbara von Horneck, die ihn belehrte, es möge doch Wahrhaftigkeit an der Hölle seyn.

Ritter Niclas hatte aus erster Ehe zwei Kinder, so er, damit er ferner sündige, der bösen Stiefmutter überließ, die ihrem vordem geborenen Knaben gern die schöne Herrschaft zuwenden wollte.

Jene beiden Kinder, Otto und Elsbeth, waren nun sehr übel gehalten, und als sie einst weinend von einem Bruder Carthäuser betroffen wurden, sprach ihnen derselbige Trost ein, seine Rede mit den Worten schließend:

„So uns das Vaterhaus verleugnet, tröstet und nährt uns Gott selbst in der Wildniß."

Das verstand der kleine Otto nicht recht und grübelte darob auf seine Weise, bis er endlich, da Bruder und Schwester wieder einmal von der Stiefmutter mißhandelt waren, sagte:

„Elsbethchen, seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr; weißt Du was? — wir wollen in die Wildniß gehen und Gott suchen, daß er uns tröste und nähre."

Die Schwester war deß zufrieden, und das Hütchen im Nacken, ein altes Püppchen in der Hand lief sie fort mit dem Bruder, in den nahen Wald hinein. Sie gingen vom Morgen bis Abends immer zu, und als sie hungrig waren, nährten sie sich kärglich von gepflückten Beeren, die ihnen zugleich den Durst stillten, was dann besser noch ein Quell that.

Als es aber Nacht wurde, da weinten die Kinder, schliefen jedoch darüber ein und erwachten mit der Sonne, wonach sie weiter und immer weiter in das Dickicht kamen und sich oft mühsam durchwinden mußten. Schon waren sie zween Tage im Walde, hatten auch schon des Hungers erlitten, und am dritten Tage vernahmen sie Jagdgetön, wußten nicht, ob sie Furcht oder Freude dabei haben sollten, standen ängstlich still.

Ritter Eitelwolf von Kramm war es, der mit stattlichem Jagdgefolge daher ritt, nun die Kinder gewahrte und sie befragte, woher sie kämen und wohin sie wollten.

Treuherzig erzählte Otto von der bösen Stiefmutter, und wie ihn die Worte des Bruder Carthäuser bewogen hätten, mit Elsbethchen davon zu laufen und Gott in der Wildniß aufzusuchen.

Der Ritter und seine Jagdgefährten fühlten sich sehr bewegt von der Verlassenheit der Kinder und ihrem Vertrauen auf Gottes Hülfe; Eitelwolf aber sprach:

„Ihr wisset, Freunde und Nachbaren, daß meine Ehe nicht gesegnet ward mit Kindern, der Herr sendet mir diese, daß von mir und meinem Weibe die Traurigkeit, aus meiner Burg die düstre Stille weiche, und ich will diesen Verlassenen fortan Vater seyn.“

Er selbst nahm Elsbethchen auf sein Roß, sein Knappe den Otto, und so ging es alsogleich wohlgemuth heim, wo Wendeline, des Ritters Hausfrau, den Gemahl und die Kinder mit hoher Freudigkeit empfing und sie gar wohl hielt in mütterlicher Sorge.

Nachdem aber die böse Stiefmutter in Erfahrung gebracht, wo die Entflohenen sich befanden, begehrte sie dieselben zurück, doch wurden sie ihr verweigert, wobei Eitelwolf von Kramm den Bescheid ertheilte: dem Vater, so er wiedergekehrt, wolle er die Kinder nicht verweigern, kein Anderer werde sie empfangen, so es selbst der Kaiser wäre.

Frau Barbara klagte nun den Ritter Eitelwolf an, wo irgend sie klagen konnte, er ward indeß nicht müde, des schlimmen Weibes sich zu erwehren, denn Otto und Elsbethchen waren ihm

und seiner Hausfrau mit jedem Tage lieber geworden, auch ward kein Spruch gefällt, wonach er seine Pfleglinge ausliefern solle.

So vergingen bereits neun Jahre, Otto hatte sich wacker geübt im ritterlichen Wesen, und Elsbeth that sich hervor bei Spindel und Webestuhl.

Da kam aus dem gelobten Lande ein Pilger, der für Barbara die Botschaft brachte, Niclas von Wilsperg sey bereits vor mehreren Jahren dort verstorben und habe angeordnet, daß sein einbalsamirter Leichnam in der Gruft seiner Väter bestattet werden möge. Dies bewerkstelligte Frau Barbara, strengte sich aber nun mehr noch als früher an in Klagen gegen Eitelwolf von Kramm, den Pilger zum Zeugen stellend, daß ihr Gatte nicht bestimmt habe: es seyen ihr die Kinder zu entziehen.

Unterdeß war ihr Sohn herangereift als schlechter Gesell, und um so mehr für Otto und Elsbeth Gefahr zu befürchten, kämen sie in die Gewalt der Stiefmutter. So beharrte denn Eitelwolf in seiner Weigerung, forderte dringend, daß Otto als Herr seiner Erbgüter anerkannt und

in seinem Besitz geschirmt werde, stiftete auch ein Bündniß mit den nachbarlichen Rittern, daß sie in ehrlicher Fehde ihm beistehen wollten, thäte ein reisiger Zug noth. Darob geriethen Barbara und ihr Sohn in arge Wuth und versammelten bei sich Söldlinge, soviel sie ihrer habhaft werden konnten, denn sie gedachten in ihrem Unrecht, was sie zu Recht verdrehten, sich zu behaupten.

Da geschah es, daß Kaiser Sigismund, von der Krönung zu Aachen kommend und auf dem Wege nach Costnitz, am 7. September 1414, dem Tage vor Mariä Geburt, seinen Einzug in Heidelberg hielt und vor dem Sanct-Peters-Thor feierlich empfangen wurde. Alles Volk strömte hinaus, die Altbürger der Stadt, die Lehrer der Hochschule und die gesammte Clerisey zogen ihm entgegen mit brennenden Kerzen und begrüßten ihn jubelnd unter Absingung von Psalmen.

Als er am Thore vom Rosse stieg, gab ihm der älteste Domherr den Kuß des Friedens, und ringsum stimmte man den Gesang an: „Advenisti desiderabilis!“ Und mitten in dieser

Festlichkeit drängte sich ein Weib zu dem Kaiser und schrie: „Schaffet Gerechtigkeit, Herr Kaiser, einer unterdrückten Wittib!"

Es war Barbara von Wilsperg, die augenblicks von den Umstehenden zurückgewendet und festgehalten wurde, also, daß sie im Zorn vor innerem Gift schäumte. Sigismund aber gebot, daß er sie hören wolle, und nachdem er die Wittib, andererseits auch Zeugen wider sie vernommen, bestellte er den in seinem Gefolge befindlichen Eberhard Windeck zum Austrag der Dinge insoweit, daß er ihm Bericht erstatte nach Anhörung der Einen wie der Andern.

Als solches vollführet war und Kaiser Sigismund des Rathes in sich wußte, ließ er vermelden: er wolle auf seinem Hinwege gen Costnitz selbst nach Burg Wilsperg kommen zur Schlichtung des Handels, befahl zugleich, daß alle Theile sich alldort gestellen sollten, hielt dann am 18. September mit starkem Gefolge, wobei auch eine Rotte von Kriegsleuten, Einkehr auf Wilsperg, und da Alle beisammen stunden im Burghofe, sprach er zur bösen Stiefmutter:

„Frau! In Eurer Sache gab Euch Lieb' allein das Recht, und weil Ihr die Liebe hier verleugnet habt, dürft Ihr niemals ein Recht beanspruchen. Sintemal Ihr nun gar haßtet, wo Liebe Pflicht war, verfielet Ihr in eine Schuld, die Euer Gewissen strafen mag. Ich aber entscheide nun, wie ich's vor Gott zu verantworten gedenke. Die Kinder bleiben Jenen, die ihr Herz gewonnen; die Güter gehören ihnen, sollen ihnen gehören, und ich bestätige und bekräftige dem Eitelwolf von Kramm und seiner Gemahlin die wohlerworbenen Elternrechte, die weder ich noch ein Anderer ihnen streitig machen darf, bin auch sicher, Ritter Eitelwolf werde die Wittib des Niclas von Wilsperg nicht Mangel leiden lassen, vielmehr alsbald mit Eberhard Windeck berathen und bestimmen, was Euch als fester Sitz, so wie Euch und Eurem Sohne zu des Leibes Noth und Pflege gebühre. Das Erbe der Kinder sey aber noch in dieser Stunde und bevor ich von dannen ziehe, an Eitelwolf von Kramm unter Landesbürgschaft und Kaisers Schutz übergeben."

So ward der Streit um die Kinder erledigt durch den mit freudigem Staunen und lautem Jauchzen aufgenommenen Spruch des Kaisers,

und da, wo Eberhard Windeck uns die Begebenheit aufbewahrte, setzt er hinzu:

„Ist auch männiglich bekundet, daß Kaiser Sigismund ein grundbiedrer Herzmann und Fürst war, hätt' auch gern überall Fried' und Gerechtigkeit gesehen, nur konnt' er selten der dienstwilligen Hülfe gewiß seyn."

# Das Todtengewölbe in Cöln.

Mathias Staupitz, der Sohn des Dr. Staupitz, der, obwohl er Katholik blieb, im Jahr 1518 Luther in Augsburg vertheidigte, war gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Bürgermeister in Cöln, ein reicher Mann und der Gatte einer liebenswürdigen zart gesitteten Frau.

Nun geschah es, daß eine sehr schöne Jungfrau in sein Haus zog, deren Vormund er geworden, und dem lebenslustigen Bürgermeister gefiel sein Mündel, Adelheid Winburger, über die Maßen, so daß es in seinem Herzen streitig herging. Adelheid aber hatte einen Geliebten, Johannes Polt, der die Gottesgelahrtheit zu seinem Studium erwählte, und eben hoffte, eine Pfarrer-

stelle in Cöln zu erhalten, um dann seine geliebte Adelheid heim zu führen. Unterdeß gab er Unterricht in allerlei Wissenschaften und ernährte sich redlich, erübrigte auch noch manchen Gulden, womit er seinen Bruder, Konrad Polt, unterstützte, der Todtengräber war, aber von seiner Stelle sich nur kümmerlich nährte, da er sich früh verheirathete, sein redliches Weib ihm schon zwei Kinder gebar und eben das dritte ihm verhieß.

Der Bürgermeister Staupitz aber konnte den Johannes Polt, aus sündlichem Grunde, nicht leiden, und er ergrimmte, als seine Gattin sich der Liebenden annahm. Er wußte es dahin zu bringen, daß der Jüngling nicht allein seine Hoffnung auf die Pfarrerstelle verlor, sondern sich endlich gar genöthigt sah, Cöln zu verlassen, so daß auch der arme Konrad Polt auf seines Bruders Säckel nicht mehr rechnen konnte.

In Staupitz Hause kehrte der Unfriede ein, und Adelheid ließ den Bürgermeister mehr Verachtung als Liebe bemerken, während seine Gattin im Stillen litt und endlich erkrankte. Unzufrieden mit seinen Verhältnissen und mit innern

Vorwürfen gegen sich selbst kämpfend, kam nun eines Abends Staupitz trunken nach Hause und trat so zu dem Krankenbett der Gattin mit heftigen Reden, die der Aerger und Rausch ihm eingaben. Die Kranke aber erschrack dermaßen, daß sie nach wenigen Stunden verblich.

Mit Entsetzen erkannte am nächsten Tage Staupitz seine Frevelthat, fühlte den schweren Verlust, den er erlitten; die Reue in ihm war grenzenlos, so daß er beschloß, seine Stelle aufzugeben und in einem Kloster abzubüßen, was er verschuldet. Seine Gattin aber ließ er mit hoher Pracht bestatten, all ihren Schmuck gab er ihr mit, und in einem reich verzierten Sarge, mit Glasfenstern obenauf, wurde sie in einem Gewölbe der Cathedrale beigesetzt.

Der Begräbniß-Tag schloß mit einem stürmischen November-Abend, und in dem ungestümen Wetter kehrte Konrad Polt heim nach einem vergeblichen Versuch, ob ein Pfandleiher, dem er vor Kurzem ein golden Schaustück brachte, ihm darauf nicht noch einen Gulden borgen wolle.

Zu Hause angekommen, fand er sein Weib der Entbindung nahe — und er hatte kein Mit-

tel, die schweren Stunden ihr zu erleichtern. Eilend begab er sich wieder fort, die Wehmutter zu rufen, diese aber, seinen Mangel kennend, ging nur unter der Bedingung mit, daß er noch heut ihr die Gebühren bezahle oder ihr ein Pfand dafür gebe.

Als er die Frau zur Thür seines kleinen Hauses eingelassen hatte, blieb er draußen, schwer beklommen nach Athem ringend. Da schlug die große Thurm-Uhr der Cathedrale eben Elf, und plötzlich zuckte der Gedanke in ihm auf: was soll die Todte mit dem Schmuck, wenn die Noth der Lebendigen seiner bedarf? Dieser Gedanke wurde zu rascher That; er holte den Schlüssel zum Gewölbe, eine Blendlaterne und Werkzeuge zur Eröffnung des Sarges. Bald stand er, vor Aufregung seiner Sinne kaum mächtig, in der Behausung der Todten, und an dem Sarge der Frau Katharina Staupitz.

Wie er starr hinschaute auf die Verblichene, die er bei ihrem Leben immer sehr geschätzt, war es ihm, als bewegten sich ihre Züge; doch höhnte er sich selber und meinte: die Phantasie nehme die Partei seines Gewissens, um ihn abzuschrecken

— und doch konnte er eines Fröstelns durch alle Gebeiue sich nicht erwehren. Er sah gar nicht mehr auf die Leiche, nur auf den Deckel des Sarges, den er nur nach vieler Anstrengung erbrach und mühsam abhob, denn alle Glieder zitterten ihm fieberhaft.

Jetzt griff er nach der Hand der Todten, ihr die Ringe zu nehmen — heiliger Gott! er fühlte sich gefaßt, gehalten, wandte sich im höchsten Entsetzen ab und stand doch Anfangs wie gebannt; dann aber riß er seine Hand zurück, stürzte mit der Kraft der Verzweiflung aus dem Gewölbe und rannte so nach seinem Hause, ohne daß ihm einfiel, er müsse das Gewölbe wieder verschließen.

„Konrad!" rief es plötzlich neben ihm — es war die Stimme des Bruders Johannes, und Jener lag fast ohnmächtig in seinen Armen. Johannes erzählte ihm, daß er von dem Tode der Frau Katharina gehört, und die Sorge um Adelheid habe ihn zurückgetrieben nach Cöln; denn er fürchte jetzt um so mehr für sie nnd seine Liebe. Konrad aber

verstand fast nichts von dem Bericht, ihn drängte es, seinem Johannes zu bekennen, was er gethan, und was geschehen. Diesem theilte sich das Entsetzen Konrads mit, doch muthigfreien Geistes, wie er war, sprach er als sey er plötzlich entzückt:

„Ermanne Dich, Konrad, geh' zum Bürgermeister und verkündige ihm: die Todten ständen auf, er möge alsbald zum Todtengewölbe kommen; ich selbst eile dorthin!" — und danach schritt er auch schon vorwärts.

Staupitz, der in diesem Augenblick wenig mehr erfuhr, als jene Worte des Johannes Polt, war erschrocken, doch zugleich belebt von freudiger Ahnung; und als Adelheid, durch den Lärmen mitten in der Nacht geweckt, herzu trat und die Kunde vernahm, ließ auch sie sich weder von Abmahnungen noch von dem Unwetter zurückhalten, mit nach dem Todtengewölbe zu gehen. Als sie dort anlangten, fanden sie Katharina, vom Scheintode zur Besinnung zurückgekehrt, auf der Stufe einer Nische sitzend, und

Johannes beschäftigt, sie zu stärken mit Tropfen Weins, dessen er in seinem Reisebündel bei sich trug.

Staupitz, vor Freude außer sich, sank zu den Füßen der Gattin, und pries laut Gott den Herrn, der seine geliebte Katharina zurückführe, ihm die Hölle vom Herzen zu nehmen.

Konrad Polt aber war so zermalmt von der Begebenheit, daß er in Schmerz und Reue Alles gestand, wie es sich begeben, und sich dem Gericht ausliefern wollte.

„Der Strafe darf ich euch nicht entziehen", sprach Staupitz; „werde jedoch eifrig sorgen, daß euch das Gesetz milde sey, denn ihr waret ein Werkzeug der Rettung. Euer Hausstand aber soll fortan nicht mehr so bedrückt seyn. Gegen euch, Johannes", — der sich bescheiden zurückgezogen hatte — „bekenne auch ich gern meine Schuld und will sie ernstlich tilgen!"

Dies sprechend umarmte er den Jüngling, nahm dann seine Hand und die Adelheid's, legte

sie in einander und segnete ihren Bund mit den Worten:

„Euch führte der Allmächtige wunderbar an heiliger Stätte wieder zusammen, er wird bei Euch seyn bis an das Ende Eurer Tage!"

---

# Graf Henrich von Schauenburg.

Noch ist's Allen im Andenken, wie im Jahr 1342 die Schauenburger Grafen Gerhard der Dritte und dessen Brüder Henrich und Nicolaus in Fehde lebten mit den Hamburgern, so doch wider Jener Anfechtungen im Recht waren. Deshalb kam auch der Bürgerschaft Hülfe von Seiten des Reichs, indem durch zweihundert sächsische und hundert bayerische Reiter, befehligt vom tapferen und wackeren Reichsmarschall Friedrich von Leeken, die Grafen aus der Gewalt zur Nachgiebigkeit gezwungen wurden, obwohl nicht ganz sonder Verlust der Hamburger.

Nach dieser Fehde theilten die Grafen ihre Herrschaft und erhielt Henrich sein Besitzthum nahe bei dem Stadtweichbilde. Derselbige Graf Henrich hausete im Schloß zu Pinneberg, ritt aber nach Austrag jener Fehde gar oft in Hamburg ein, weil es ihm alldort im Rathskeller bei dem gefüllten Humpen gar wohl behagte.

Er war ein hochgewachsener schöner Rittersmann, auch bei'm Gelag ein lustiger Gesell, der nicht Scheu hatte vor ergötzlichem Schelmstück, wie man ihn denn unterweilen im Uebermuth singen hörte:

„Bin stets mein eig'ner Pfarr,
Vergeb' die Sünden mir allein,
Mag nimmermehr der Narr
Vom Grübelübel seyn,
Und schaff' mein Hirngesparr
Durch Weineslust mir rein!"

Nun wurmte es derzeit zumal den mit schlauem Verstande und noch mehr mit Reichthum begabten Rathsmann Dietrich von dem Peerd, daß Hamburg doch durch die Schauenburger Grafen benachtheilt worden, und er dachte

darauf, das Verlorene in anderer Weise der Stadt heim zu bringen, wozu er sich die Rathsmänner Gebrüder Matthias und Martin Cranz zu Schwankgehülfen erkor.

Diese Drei veranstalteten, daß eines Abends, da Graf Henrich eben wieder im Rathskeller seinem Zechgelüst fröhnte, die Stadtthore sich früher als sonst schlossen, wonach Henrich, der sich schwer vom Humpen trennte, nicht zur Stadt hinaus konnte, zufolge bestehenden Stadtrechts vielmehr in Hamburg nächtigen mußte.

Der Zecher von Pinneberg, wie er gemeiniglich genannt wurde, ließ sich solch Hinderniß nicht verdrießen; er wandte wohlgemuth sein Roß und ward abermals seßhaft im traulichen Rathskeller.

Da man ihn scharf neckte, that er desgleichen, denn er schraubte oft die Andern, wie er überhaupt des Jubels voll war, so er Einen fand, der auf Einreden das Unglaublichste glaubte. Hat auch, da ihm selbigen Abend der Kellerwirth die Rede beschränken wollte, diesen angesungen mit dem selbstgefertigten Reimlein:

„Gar wenig Freud' ist auf der Erden,
Und d'rum, ihr Zecher, hört:
Der müßte arg bestrafet werden,
Der je die Freud' uns stört."

Darob verheimlichte sich der Wirth und ließ geschehen, was nicht zu ändern war. Inmitten des Gelärms aber trat Martin Cranz ein, um Namens des Rathsmannes Dietrich von dem Peerd den Grafen höflichst anzusprechen: es möge ihm unter den obwaltenden Umständen belieben, für diese Nacht bei von dem Peerd Wohnung anzunehmen. Henrich sagte zu, ließ sich führen, wohin er sollte, und bald saß er an der Tafel Dietrich's neben dessen wundersam schöner Tochter Magdalene. Auch die Brüder Cranz waren zugegen und bei dem Mahl mundete Allen ein köstlicher Rheinwein, dessen Belobung sich vielfach erneuerte.

Graf Henrich schwelgte im Liebreiz seiner Nachbarin und zählte nicht die Becher, so er leerte, gerieth auch gänzlich in des Wonnerausches Ueberdrang, und so war Alles bei

ihm möglich, das Vernünftige etwa ausgenommen.

Jetzt gedachte Dietrich von dem Peerd glückwünschend des Besitzthums seines gräflichen Gastes und sagte dann in flüchtiger Art:

„Aus freundnachbarlicher Großmuth könntet Ihr wohl das Räumlein vom Millernthor bis dorthin, wo unser Bächlein in die Elbe strömt, unsrer Euch so werthhaltenden Stadt schenken!" —

„Das wär' gar lieb und wacker von Euch!" meinte die holde Magdalene, dem Grafen feurigen Blickes einen frischgefüllten Becher kredenzend.

Graf Henrich fand in seiner Wonnigkeit keinen Gedanken an Einwendung; ein herbeigerufener Schreiber fertigte flugs den Schenkbrief, die drei Rathsmänner unterzeichneten, ein Gleiches that der Graf, und den Becher in der Linken, drückte er mit der Rechten das Siegel am Schwertknauf unter die Urkunde, welche Magdalene zur Mithülfe auf der Tafel festhielt.

Nächsten Morgen traten in feierlichem Zuge der Bürgermeister und sämmtliche Rathsmänner mit dankendem Gruße bei dem Grafen ein, bittend, er möge erlauben, daß man ihn bei dem Klange der Trompeten und Heerpauken hingeleite zu der Stätte, wo er die Gnade haben möge, mit eigener Hand den Grenzpfahl einzusenken, um dadurch sein großmüthig Werk zu krönen. Da er seine Gedanken wieder beisammen hatte, merkte er wohl, daß jenes geschenkte Räumlein ein weiter Raum war, fand indeß Ehre nur darin, sein Wort zu halten, und ritt sinnend bei festlichem Gepränge zu dem bezeichneten Ort, wo viel Volks sich drängte.

Abgestiegen vom Roß, schaute sich Graf Henrich um, und Magdalenen erblickend, verbeugte er sich zierlich; plötzlich aber ergriff er sie mit beiden Armen, so als starker Mann die Jungfrau in die Höhe hebend, stellte er die Erschreckte hin, wo das Grenzzeichen aufgerichtet werden sollte, hielt sie allda fest, und mit mächtiger Stimme sprach er:

„Eine gute Schenkung ist der andern werth! Mir sey demnach Magdalene von dem Peerd geschenkt zur ehelichen Hausfrau, und sie stehe hier als Grenzzeichen, bis sie ihre Huld, und der Vater seine Bewilligung mir zugesagt!" —

Ringsum ward freudig Gemurmel vernommen ob dieses seltsamen Abenteuers, Dietrich von dem Peerd aber schritt eiligst heran zu Magdalenen, die verschämt und betroffen dastund vor Aller Augen, und sie befragend, flüsterte sie ihr Ja, so daß nun der Vater auf dem Grenzstrich ihre Hand in die des Grafen Henrich legte, wonach ein vielmaliger Jubelruf von Nah und Fern ertönte.

Lachend aber sprach Graf Henrich zu Dietrich von dem Peerd: „Ihr nahmt und ich nehme, gleichgesinnt macht gute Freunde, und ist's auch wahr, daß Gott mit einem Schalk den andern schlägt, ward's doch hier nicht ein Schlagen, sondern friedlich Vertragen!"

Hienach senkte er heitren Sinnes den Grenzpfahl ein, und leitete am Johannistage im Jahre 1343 wiederum heiteren Sinnes seine junge und

schöne Magdalene über besagten Grenzstrich zu sich heim, empfing eine reiche Mitgabe, die den Verlust des Landstriches wett machte, ward nun zwar nicht mehr so oft im Rathskeller gesehen, blieb aber doch der Pinneberger Zecher im eigenen Schloß.



Auf dem Titel beider Werke hat sich der Verfasser K. Gruenz genannt: es ist die Buchstaben-Versetzung seines wahren Namens: G. Kuenzer, und nun das Geheimniß nicht mehr nöthig, weil der Tiefgebeugte durch Selbstmord sich vom irdischen Leben befreite. Er war zuletzt Rector in Weissenfels; als wir ihm dorthin am 7. März 1859 seine Frei-Exemplare mit der Post sandten, kam das Päckchen als „unbestellbar" zurück, und wenige Tage später war in den Zeitungen zu lesen: „Der Rector Kuenzer aus Weissenfels hat sich in der Bude eines Eisenbahn-Wärters bei Halle erschossen." — Da aus jenen beiden Büchern seine Erlebnisse bekannt werden, lassen sich die Gründe seines Lebensüberdrusses erklären. Sonderbarer Weise schließt er mit der Ankündigung seines Todes sein zweites Werk, das man eine neue Wertheriade nennen kann, eine um so tiefer erschütternde, weil sie, wie man aus dem Ganzen erkennt, furchtbare Wahrheit enthält in Verhältnissen, die für unsere Gegenwart von schmerzlicher Einwirkung sind. — Durch Gnade Gottes sey Frieden mit dem Unglücklichen!

## Jahrbuch deutscher Bühnenspiele.

Der neueste Jahrgang (der neununddreißigste, für 1860) enthält:

Die Grille. Ländliches Charakterbild in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — John der Ziegler. Trauerspiel in fünf Akten von Anton Gubitz. (Nach der letzten Handschrift.) — Selbsthülfe. Lustspiel in fünf Akten von J. C. Kleebus. — Die Töchter des Cid. Drama in vier Akten von Philipp J. Meyer. — Ein alter Musikant. Drama in einem Akt von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Der achtunddreißigste Jahrgang (für 1859) enthält:

Kräftige Mittel. Lustspiel in einem Akt von F. W. Gubitz. — Ein Ring. Intriguenstück in fünf Akten von Charlotte Birch-Pfeiffer. — Ehescheu im Fegefeuer. Lustspiel in einem Akt von J. C. Kleebus. — Gustav Adolph an der Oder. Geschichtlich Schauspiel in fünf Akten von F. W. Gubitz. — Wem soll man Wort halten? Possenspiel in vier Akten von Fr. Schulz.

Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Es ist die einzige Sammlung in der deutschen Literatur, die nur deutsch-eigenthümliche Schauspiele aufnimmt, und sie verdient die vollste Theilnahme, um so mehr, als es noth thut, der verderblichen Zerfahrenheit im Theaterwesen das Bessere entgegen zu stellen.

# Novellen aus der Theaterwelt.

**Das Recensenten-Kunststück.**

Von D. Schiff.

**„Der Freischütz."**

Von Adelbert vom Thale.

**Ein neuer Hamlet.**

Von A. Naumann.

**Ein Schauspielabend in Berlin.**

Von Julius Curtius.

Preis: 18 Sgr.

# Marguerite.

Roman in drei Theilen von Dr. Christ. Birch.

Preis: 3 Thlr. 7½ Sgr.

Alle öffentlichen Urtheile erklären dieses Buch für einen der vorzüglichsten Romane der Gegenwart, und sowohl der innere Werth und Gehalt desselben als die lebhafte Anerkennung, welche er in der Lesewelt findet, veranlaßten die beliebte Theater-Dichterin Charlotte Birch-Pfeiffer, die Gattin des Verfassers, einen Theil der Begebenheiten und Charaktere des Romans zum Stoff eines Schauspiels zu wählen. Es kann hinsichtlich der Wirkung nicht hinter dem Roman zurückbleiben, der mit reicher, fesselnder Handlung, spannenden Verwickelungen und trefflich gezeichneten Charakteren lebensvolle Schilderungen aus dem Natur- und

Kulturleben zweier Welten verbindet. Die ersten beiden Bände spielen im tropischen Amerika, der dritte im rauschenden Paris, und mit geschicktester Hand spinnt der Verfasser den Faden des Romans über das Meer herüber.

## Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates zum Vortrag und Selbstunterricht.

In zwei Bändchen.

Von Dr. Karl Rosenberg,

Professor und ordentlichem Lehrer der Geschichte und Literatur an der städtischen Gewerbeschule zu Berlin.

Von den ältesten Zeiten bis Friedrich Wilhelm III.

Preis: 1 Thlr. 5 Sgr.

Dieses neueste, nun vollständige Werk eines unsrer tüchtigsten Schulmänner und Historiker verbindet geschichtliche Treue und wissenschaftliche Haltung mit einer eben so lebensvollen als anziehenden Darstellung und einem ebenso klaren als edlen Stil. Die Gesinnung, welche das Ganze durchathmet, ist ein warmer für Fortschritt und echte Bildung erglühender Patriotismus, frei von Parteifärbung und gereift am Urtheil eines einsichtsvollen Historikers.

Die inhaltvollen Werke unsres Verlags:

## „Goethe in Briefen und Gesprächen"
## „Schiller in Briefen und Gesprächen"

zwei starke Bände, die alles Bedeutende sammelten, was als Supplement zu den Schriften unsrer ruhmreichsten Dichter schon Vielen willkommen war, kosteten bisher 2¼ Thlr. Wir wurden veranlaßt, von jetzt an, so weit die Auflage noch reicht, den Preis auf 1 Thlr. zu stellen, wofür beide Werke durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

---

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.





